MAXIM GORKI
Meine Kindheit

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/meinerindheit0000unse

Meine Kindheit

Meine Kindheit

von

Maxim Gorki

Einzig autorisierte Übersetzung
von August Scholz

23. bis 28. Tausend

Verlag Ullstein & Co, Berlin

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1917 by Ullstein & Co, Berlin.

In dem halbdunkeln, engen Zimmer liegt auf dem Fußboden dicht am Fenster mein Vater, in ein weißes Gewand gehüllt und ungewöhnlich lang; die Zehen an den nackten Füßen spreizen sich seltsam, auch die Finger an den gütigen, friedlich auf der Brust ruhenden Händen sind gekrümmt; seine sonst so fröhlichen Augen sind von den schwarzen runden Scheiben der Kupfermünzen bedeckt, das freundliche Gesicht ist dunkel und ängstigt mich durch die drohend grinsenden Zähne.

Die Mutter, nur halb bekleidet, im roten Unterrock, kniet auf der Erde und kämmt das lange, weiche Haar des Vaters mit einem schwarzen Kamme, der mir sonst zum Zersägen der Melonenschalen diente, von der Stirn nach dem Nacken zurück; die Mutter spricht ununterbrochen irgend etwas mit tiefer, heiserer Stimme, ihre grauen Augen sind verschwollen, und wie die Tränen so in großen Tropfen niederrinnen, scheint es fast, als ob die Augen zerschmölzen.

Mich hält die Großmutter an der Hand, eine rundliche Frau mit einem mächtigen Kopfe, in dem die großen Augen und die komisch geformte Nase auffallen; sie ist ganz schwarz und hat so etwas Weiches, und sie interessiert mich ungemein. Auch die Großmutter weint, auf ganz eigne, gutherzige Art, wie um der Mutter Gesellschaft zu leisten; sie zittert dabei am ganzen Leibe und zieht und stupft mich zum Vater hin; ich stemme mich dagegen und verstecke mich hinter ihr, denn mir ist so bange, so unheimlich zumute.

Ich hatte noch niemals erwachsene Leute weinen sehen und verstand die Worte nicht, die die Großmutter mehrmals wiederholte:

„Nimm Abschied von Deinem Vater, Du wirst ihn nie wiedersehen! Er ist gestorben, mein Junge, ganz plötzlich, und viel zu früh."

Ich war schwerkrank gewesen und eben erst wieder auf die Beine gekommen. Während meiner Krankheit hatte sich mein Vater, wie ich mich wohl erinnere, viel um mich zu schaffen gemacht; er war dabei stets heiter gewesen — dann war er plötzlich verschwunden, und statt seiner war die Großmutter, diese merkwürdige Frau, gekommen.

„Woher bist Du denn gekommen?" fragte ich sie.

„Von oben herunter, von Niſhnij.“

„Biſt Du gegangen?“

„Auf dem Waſſer kann man doch nicht gehen! Gefahren bin ich natürlich. Sei jetzt ſtill!“

Ich wußte nicht, wie ich ihre Rede verſtehen ſollte. In unſerem Hauſe wohnte oben ein langbärtiger Perſer und unten, im Keller, ein alter, gelber Kalmücke, der mit Schaffellen handelte — da konnte man wohl, um von einem zum andern zu kommen, „von oben“ auf dem Geländer herunterfahren oder auch, wenn man abſtürzte, herunterkugeln; aber was hatte das Waſſer damit zu tun? Nein, es war entſchieden etwas unrichtig in dem, was die Großmutter ſagte.

„Warum ſoll ich ſtill ſein?“ fragte ich ſie.

„Weil man hier nicht herumlärmen darf,“ antwortete ſie gutmütig.

Es war etwas Freundliches, Heiteres, Herzgewinnendes in ihrem Weſen. Gleich vom erſten Tage an hatte ich mich mit ihr befreundet, und nun möchte ich, daß ſie mit mir ſo raſch wie möglich dieſes Zimmer verließe. Das Verhalten der Mutter bedrückt mich: ihr Weinen und Wehklagen hat in mir ein neues, beunruhigendes Gefühl ausgelöſt. Ich ſehe ſie ſo zum erſten Male — ſie war ſonſt

immer so streng, sprach wenig und war so groß, so sauber und glatt wie ein Pferd; sie hatte einen festen Körper und schrecklich starke Arme. Und jetzt bot sie einen so unangenehmen Anblick: ganz geschwollen und zerzaust war sie, und alles an ihr war Unordnung. Das Haar, das sonst glatt gekämmt war und wie ein großer, schimmernder Kranz ihren Kopf umgab, fiel ihr teils ins Gesicht, teils auf die bloßen Schultern, und die eine, noch in einen Zopf geflochtene Hälfte baumelte gar auf das schlummernde Gesicht des Vaters hinunter. Ich stehe schon eine ganze Weile im Zimmer, sie hat mich jedoch nicht ein einziges Mal angesehen — sie kämmt den Vater und weint und schluchzt dabei in einem fort.

Schwarze Männer, die von einem Polizisten geführt werden, blicken zur Tür herein.

„Macht ihn rasch fertig!" ruft der Polizist barsch ins Zimmer.

Das Fenster ist mit einem dunkeln Tuch verhängt, das sich wie ein Segel bläht. Ich war einmal mit dem Vater auf einem Boote mit solch einem Segel gefahren. Plötzlich erdröhnte ein Donnerschlag; der Vater lachte, drückte mich fest mit den Knien zusammen und rief:

„Hab' keine Angst, es tut Dir nichts!"

Plötzlich warf sich die Mutter schwerfällig in die Höhe, sank jedoch sogleich wieder zusammen und fiel, mit dem Haar den Fußboden fegend, hintenüber; ihre Augen schlossen sich, das bleiche Gesicht wurde blau, die Zähne traten grinsend hervor, wie beim Vater, und mit schrecklicher Stimme rief sie:

„Schließt die Tür! . . . Alexej — soll hinaus!"

Die Großmutter schob mich zur Seite, stürzte nach der Tür und schrie den Männern zu:

„Fürchtet Euch nicht, meine Lieben! Rührt sie nicht an, um Gottes willen, geht fort! Es ist nicht die Cholera -- die Wehen sind's, erbarmt Euch, ihr guten Leute!"

Ich versteckte mich in dem dunkeln Winkel hinter dem Kasten und sah von da aus, wie die Mutter sich ächzend und mit den Zähnen knirschend am Boden wand, während die Großmutter, geschäftig um sie herumtrippelnd, voll Güte und Freude sprach:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes . . . Trag's in Geduld, Warjuscha! . . . Heilige Mutter Gottes, Fürbitterin . . ."

Ich war in heller Angst: sie trieben da auf dem Fußboden ihr Wesen, ganz dicht neben dem Vater;

sie stießen gegen ihn an, sie stöhnten und schrien, und er lag unbeweglich da und schien zu lachen. Es dauerte eine ganze Weile, dieses Hinundher auf dem Fußboden; immer wieder versuchte die Mutter sich zu erheben, und immer wieder sank sie zurück; die Großmutter schnellte aus dem Zimmer wie ein großer, weicher, schwarzer Ball, und dann ertönte plötzlich im Dunkeln der Schrei eines kleinen Kindes.

„Ehre sei Dir, o Herr!" sprach die Großmutter. „Ein Junge ist's!"

Und sie zündete eine Kerze an.

Ich muß wohl in meinem Winkel eingeschlafen sein — denn ich weiß nichts weiter von den Ereignissen jenes Tages.

Ein zweites Erinnerungsbild, das sich meinem Gedächtnis eingeprägt hat: Ein regnerischer Tag, und ein öder Winkel auf dem Friedhof; ich stehe auf einem schlüpfrigen Erdhügel und blicke in die Gruft, in die man den Sarg mit dem Vater hinabgelassen hat; auf dem Boden der Gruft ist viel Wasser.

Am Grabe stehen außer mir noch die Großmutter, der Polizist, der ganz durchnäßt ist, und zwei brummige Männer mit Schaufeln. Ein warmer Regen, so fein wie kleine Glasperlen, sickert auf uns nieder.

„Schaufelt das Grab zu," sagt der Polizist und entfernt sich.

Die Großmutter weinte und barg das Gesicht in dem Zipfel ihres Kopftuches. Die beiden Männer beugten sich vor und begannen hastig die Erde in die Gruft zu werfen. Das Wasser gluckste auf.

„Geh da fort," sagte die Großmutter und faßte mich an der Schulter; ich entschlüpfte ihrer Hand — ich wollte noch bleiben.

„Was bist Du doch für ein Junge, ach Du lieber Gott!" klagte die Großmutter in einem Tone, der es unentschieden ließ, ob sie sich über mich oder über den lieben Gott beklagte. Lange stand sie da, schweigend, mit gesenktem Kopfe: das Grab war bereits bis an den Rand zugeschüttet, und sie stand immer noch da.

Die beiden Männer klatschten mit den flachen Schaufeln laut auf die Erde auf; ein Wind erhob sich und vertrieb den Regen. Die Großmutter nahm mich bei der Hand und führte mich zu der ein ganzes Stück abliegenden Kirche, zwischen die dicht stehenden dunkeln Grabkreuze.

„Warum weinst Du denn gar nicht?" fragte sie mich, als wir bereits den Friedhof verlassen hatten. „Du solltest doch ein bißchen weinen!"

„Ich hab' keine Luſt," ſagte ich.

„Nun, wenn Du keine Luſt haſt, dann laß es," ſagte ſie leiſe.

Ich weinte als Kind nur ſelten, und zwar immer nur, wenn ich mich gekränkt fühlte, nicht, wenn ich Schmerz empfand; der Vater lachte immer über meine Tränen, die Mutter aber ſchrie mich an:

„Du, daß Du mir nicht heulſt!"

Dann fuhren wir in einer Droſchke zwiſchen dunkelroten Häuſern über die breite, ſehr ſchmutzige Straße.

Einige Tage darauf fuhren wir — ich, die Großmutter und die Mutter — in der kleinen Kajüte eines Dampfers auf einem großen Waſſer dahin; mein neugeborener Bruder Maxim war geſtorben und lag, in weißes Linnenzeug gewickelt und mit einem roten Band umwunden, auf einem Tiſche in der Ecke.

Ich war auf die Bündel und Koffer geklettert und ſah durch das vorſpringende runde Fenſter, das ganz einem rieſigen Pferdeauge glich.

Hinter dem naſſen Glaſe flutete ohne Aufhören das trübe, ſchäumende Waſſer. Ab und zu ſchlug es, das Glas beleckend, gegen das Fenſter.

Ich springe unwillkürlich auf den Fußboden.

„Hab' keine Angst," sagt die Großmutter, hebt mich mit ihren weichen Händen leicht empor und stellt mich wieder auf die Bündel.

Ueber dem Wasser liegt ein grauer, feuchter Nebel; irgendwo in der Ferne erscheint das dunkle Ufer und verschwindet wieder in Nebel und Wasser. Alles ringsum zittert und bebt — nur die Mutter steht fest und unbeweglich an die Kajütenwand gelehnt. Die Hände im Nacken. Ihr Gesicht ist dunkel, wie von Eisen, die Augen sind fest geschlossen; sie schweigt beharrlich und ist überhaupt eine andere, neue — selbst das Kleid, das sie trägt, ist mir unbekannt.

Immer wieder sagt die Großmutter zu ihr:

„So iß doch etwas, Warja, wenn's auch nur 'ne Kleinigkeit ist!"

Sie schweigt und rührt sich nicht.

Mit mir spricht die Großmutter nur im Flüsterton; mit der Mutter spricht sie lauter, doch mit einer gewissen Vorsicht und Aengstlichkeit und auch nur sehr wenig. Es scheint mir, als fürchte sie sich vor der Mutter. Das kann ich wohl begreifen, und es bringt mich der Großmutter noch näher.

„Saratow!" rief die Mutter plötzlich laut und wie im Zorn. „Wo ist der Matrose?" Was für

seltsame, fremde Wörter sie im Munde führt: Saratow, Matrose . . .

Ein breitschultriger, grauhaariger Mann in blauem Anzug trat in die Kajüte ein. Er brachte einen kleinen Kasten, den die Großmutter ihm abnahm: sie legte den toten kleinen Bruder hinein, schloß den Kasten und trug ihn auf den ausgestreckten Armen zur Tür hinaus. Sie war so dick, daß sie nur seitwärts gehen, unter allerhand komischen Drehungen die schmale Kajütentür durchschreiten konnte.

„Ach, Mama!" schrie die Mutter sie an und nahm ihr den kleinen Sarg aus den Händen. Beide verschwanden dann, ich aber blieb allein in der Kajüte zurück und betrachtete den Mann im blauen Anzug.

„Na, Kleiner, Dein Brüderchen ist nun fort!" sagte dieser, während er sich über mich neigte.

„Wer bist Du?"

„Ein Matrose."

„Und wer ist Saratow?"

„Saratow ist eine Stadt. Guck' mal durchs Fenster — da ist sie!"

Ich sah hinaus und erblickte festes Land: schwarz, zerrissen, vom Nebel rauchend — wie eine

große Schnitte, die eben von einem frischen Brotlaib abgeschnitten worden ist.

„Wohin ist denn die Großmutter gegangen?"

„Ihren Enkel will sie begraben."

„Er wird in die Erde vergraben, nicht?"

„Gewiß, gewiß! In die Erde."

Ein lautes Fauchen und Heulen ertönte über uns. Ich wußte schon, daß das der Dampfer war, und erschrak nicht. Der Matrose ließ mich hastig auf den Fußboden gleiten und eilte rasch davon.

„Ich muß fort!" rief er mir noch zu.

Auch ich wollte fort aus der Kajüte und trat vor die Tür. Der halbdunkle, schmale Gang davor war ganz leer. Nicht weit von der Tür blinkte der Messingbeschlag an den Stufen der zum Verdeck emporführenden Treppe. Ich sah hinauf und erblickte Leute mit Bündeln und Felleisen in der Hand. Sie verließen offenbar den Dampfer — also mußte auch ich ihn verlassen.

Als ich mit den andern zugleich an Bord kam, vor die kleine Brücke, die vom Dampfer zum Ufer führte, schrien alle auf mich los: „Was für ein Junge ist denn das? Wem gehörst Du?"

„Das weiß ich nicht."

Ich wurde lange hin und her gestoßen, geschüttelt

und geknufft. Endlich erschien der grauhaarige Matrose, faßte mich bei der Hand und erklärte:

„Das ist ja der Astrachaner aus der Kajüte."

Rasch trug er mich in die Kajüte hinunter, stellte mich auf die Bündel und sagte, mir mit dem Finger drohend: „Da bleibst Du — und wehe Dir, wenn Du wieder davonläufst!"

Der Lärm über meinem Kopfe wurde immer leiser, der Dampfer zitterte und stampfte nicht mehr im Wasser. Vor das Kajütenfenster schob sich irgendeine nasse Wand. Es war dunkel und stickig in der Kajüte, die Bündel sahen wie geschwollen aus und bedrückten mich, überhaupt war es recht unbehaglich in dem engen Raume. Vielleicht wollte man mich gar für immer dalassen, ganz allein in dem leeren Dampfer?

Ich lief nach der Tür hin. Sie ging nicht auf, die Messingklinke ließ sich nicht herunterdrücken. Ich nahm eine mit Milch gefüllte Flasche und schlug mit aller Gewalt auf die Klinke. Die Flasche ging in Scherben, die Milch floß an meinen Beinen herunter und lief mir in die Stiefel.

Erbittert über meine Mißerfolge, legte ich mich auf die Bündel, begann leise zu weinen und schlief mitten in meinem Kummer ein.

Als ich erwachte, stampfte und zitterte der Dampfer wieder, und das Kajütenfenster glühte wie die Sonne. Die Großmutter saß neben mir, kämmte ihr Haar, runzelte dabei die Stirn und flüsterte irgend etwas. Sie hatte sehr langes und dichtes Haar, schwarz mit bläulichem Schimmer; es fiel ihr auf Schultern, Brust und Knie und reichte bis auf den Boden hinab. Sie nahm es mit der einen Hand vom Boden auf, hielt es gleichsam wägend und kämmte mittels eines hölzernen Kammes nicht ohne Mühe die dichten Strähnen; ihre Lippen verzogen sich, die dunkeln Augen blitzten zornig, und ihr Gesicht erschien in dieser dunkeln Haarflut so klein und lächerlich.

Heute erschien sie mir recht böse; als ich sie jedoch fragte, wie es komme, daß sie so langes Haar habe, sagte sie in demselben warmen, weichen Tone wie gestern:

„Die hat mir der liebe Gott wohl zur Strafe so lang wachsen lassen — sollst Deine Qual damit haben beim Kämmen, Du Sünderin! Wie ich jung war, prahlte ich mit meiner langen Mähne, und jetzt verfluchte ich sie. Schlaf' nur noch, mein Junge, es ist noch früh — die Sonne ist eben erst aufgegangen . . ."

„Ich mag nicht mehr schlafen!"

„Nun, wie Du willst," sagte sie gutmütig zustimmend, während sie ihr Haar in einen Zopf flocht und nach dem Diwan sah, wo die Mutter mit dem Gesicht zur Decke lang hingestreckt lag. „Sag' mal — wie kam's denn, daß Du die Milchflasche zerschlagen hast? Sprich aber leise!"

Sie brachte die Worte eigentümlich singend heraus, und sie prägten sich leicht meinem Gedächtnis ein. Wie Blumen waren sie, so lieb, so hell und so saftig. Wenn sie lächelte, weiteten sich die Pupillen ihrer Augen, die so dunkel waren wie Kirschen, und ein unbeschreiblich angenehmes Licht erstrahlte darin; die weißen, festen Zähne traten schimmernd hervor, und trotz der zahlreichen Runzeln in der dunkeln Haut der Wangen erschien das ganze Gesicht jugendlich und heiter. Es wurde nur durch die weiche Nase mit den aufgetriebenen Nasenlöchern und der rötlichen Spitze entstellt — die Großmutter schnupfte nämlich aus einer schwarzen, mit Silber verzierten Tabakdose und nahm auch gern ein Schlückchen. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Dunkles, aus ihrem Innern jedoch, durch die Augen, strahlte eine unauslöschliche, warme, fröhliche Helligkeit. Sie war gebückt,

fast bucklig, und dabei sehr voll; sie bewegte sich jedoch leicht und behend, wie eine große Katze, und auch so weich war sie wie dieses freundliche Tier.

Bevor sie kam, hatte ich gleichsam im Dunkel verborgen geschlafen, ihr Erscheinen jedoch weckte mich, führte mich ans Licht, verknüpfte alles rings um mich mit einem unzerreißbaren Faden, verflocht es zu einem bunten Spitzengewebe; sie ward mir vom ersten Augenblick an fürs ganze Leben teuer, stand meinem Herzen so nahe wie niemand sonst in der Welt, war mir so vertraut, so verständlich wie kein zweiter Mensch. Ihre selbstlose Liebe zur Welt machte mich reich, verlieh mir Kraft und Festigkeit für die Kämpfe des Lebens.

Vor vierzig Jahren fuhren die Dampfer noch recht langsam; unsere Fahrt nach Nishnij Nowgorod dauerte sehr lange, und ich erinnere mich noch recht gut dieser Tage, die mich in Schönheit schwelgen lehrten.

Das Wetter hatte sich aufgeheitert; vom Morgen bis zum Abend weilte ich mit der Großmutter auf dem Verdeck, unter dem klaren Himmel, zwischen den vom Herbst vergoldeten, wie mit Seidenstickereien geschmückten Ufern der Wolga. Ohne

Hast, mit den Radschaufeln träg und geräuschvoll die graublaue Flut schlagend, fährt der grellrote Dampfer mit der Schaluppe an dem langen Schlepptau stromaufwärts. Die graue Schaluppe sieht ganz wie eine riesige Kellerassel aus. Unmerklich still schwebt die Sonne über die Wolga hin; von Stunde zu Stunde ist alles rings verändert, alles neu; die grünen Berge sind gleichsam bauschige Falten im reichen Gewand der Erde; an den Ufern liegen Städte und Dörfer, die von weitem wie aus Pfefferkuchen geformt scheinen; goldiges Herbstlaub schwimmt auf dem Wasser.

„Sieh doch, wie schön!“ sagt die Großmutter jeden Augenblick; sie schreitet von Bord zu Bord und strahlt übers ganze Gesicht, während ihre weit geöffneten Augen die herrlichen Landschaftsbilder in sich aufnehmen.

Nicht selten vergißt sie mich ganz über dem wundervollen Anblick, den die Ufer gewähren: die Arme auf der Brust verschränkt, steht sie lächelnd und schweigend am Schiffsrand, und in ihren Augen glänzen Tränen. Ich ziehe sie an dem dunkeln, mit Blumen bedruckten Rocke.

„Was gibt's?“ fragt sie zusammenfahrend. „Ich bin ganz wie im Schlafe, als ob ich träumte!“

„Und warum weinst Du?"

„Das macht die Freude, mein Junge, und das Alter," sagt sie lächelnd. „Ich bin doch schon alt, siehst Du — sechzig Jährchen hab' ich schon hinter mir, ja!"

Und nachdem sie ein Prischen genommen, begann sie mir allerhand abenteuerliche Geschichten von edlen Räubern, von frommen Einsiedlern, von allerhand Getier und bösen Höllenmächten zu erzählen. Geheimnisvoll, mit leiser Stimme erzählt sie, wobei sie sich zu meinem Gesicht vorneigt und mir mit den großen Pupillen in die Augen sieht, als wolle sie meinem Herzen eine belebende Kraft einflößen. Sie spricht, als ob sie sänge, und je weiter sie kommt, desto melodischer klingen ihre Worte. Es bereitet mir ein unbeschreibliches Vergnügen, ihr zuzuhören. Ich lausche ihrer Rede, wachse durch sie und bitte:

„Erzähl' noch weiter!"

„Noch weiter? Also hör' zu! Es saß einmal ein Kobold im Ofenloch, der hatte sich eine Nadel in die Pfote eingetreten, und nun wackelte er hin und her und wimmerte: ‚Ach, meine lieben Mäuschen, das tut so weh! Ach, ihr guten Mäuselein, das halt' ich nicht aus!'"

Sie hob dabei ihren Fuß auf, faßte ihn mit beiden Händen, wiegte ihn hin und her und verzog das Gesicht, als ob sie selbst den Schmerz spürte.

Ringsum stehen die Matrosen, bärtige Männer mit freundlichen Gesichtern, hören zu, lachen, spenden Beifall und bitten:

„Nun, Großmutter, erzähl' noch irgend etwas!"

Und dann laden sie uns ein:

„Kommt, eßt mit uns zum Abend!"

Beim Abendessen bewirten sie die Großmutter mit Branntwein und mich mit Melonen; das letzte geschieht ganz insgeheim, denn auf dem Schiffe befindet sich ein Mann, der das Essen von Obst und sonstigen Früchten verbietet, sie den Leuten wegnimmt und ins Wasser wirft. Er ist wie ein Polizist gekleidet und ewig betrunken; alle verstecken sich vor ihm.

Die Mutter kommt nur selten an Deck und hält sich abseits von uns. Sie schweigt fast immer. Wie durch einen Nebel oder eine durchsichtige Wolke sehe ich ihre große, schlanke Gestalt, das dunkle eisenharte Gesicht, den schweren Kranz des in Zöpfe geflochtenen lichten Haares. Alles an ihr ist kräftig und hart; auch die geradeaus schauenden grauen Augen, die ebenso groß sind wie die Augen der

Großmutter, blicken hart und unfreundlich, wie aus der Ferne.

„Die Leute lachen Sie doch nur aus, Mama," sagte sie einmal zur Großmutter.

„Nun, Gott mit ihnen," versetzte die Großmutter ganz vergnügt, „mögen sie nur lachen, wohl bekomm's ihnen!"

Ich erinnere mich noch der kindlichen Freude, die sie hatte, als wir uns Nishnij Nowgorod näherten. Sie zog und schob mich an den Schiffsrand und rief laut:

„Sieh doch, sieh, wie schön! Da ist es, Ihr lieben Leute, mein gutes Nishnij! Wie herrlich ist sie doch, die schöne Gottesstadt: sieh nur, die Kirchen, als wenn sie in der Luft schwebten!"

Und fast unter Tränen bat sie die Mutter:

„Warjuscha, guck' doch mal hin! Komm, sieh doch! Hast Du sie denn ganz vergessen, Deine Vaterstadt? Freu' Dich doch mit mir!"

Ein kurzes Lächeln huschte über das finstere Gesicht der Mutter.

Der Dampfer hielt gegenüber der schönen Stadt, mitten im Strome, der dicht mit Fahrzeugen bedeckt war. Hunderte von spitzen Masten ragten wie die Stachel eines ungeheuren Igels darauf

empor. Ein großes Boot mit zahlreichen Insassen kam dicht an den Dampfer heran; es wurde mit Hilfe des Bootshakens an die Schiffstreppe gezogen, und alle, die darin saßen, stiegen nacheinander an Bord. Voran schritt rasch ein kleiner, hagerer Alter in einem langen schwarzen Rock, mit einem roten, wie Gold schimmernden kleinen Vollbart, grünen Augen und einer Habichtsnase.

„Papa!" rief die Mutter laut mit ihrer tiefen Stimme und eilte auf ihn zu, und er umfaßte ihren Kopf, streichelte ihr mit den kleinen roten Händen die Wangen und rief mit kreischender Stimme:

„Aha—a, mein dummes Gänschen! Da bist Du ja! . . . Nun, siehst Du . . . Ach, Ihr seid mir schon . . ."

Die Großmutter, die sich wie eine Schraube drehte, küßte und umarmte alle zugleich; sie schob mich zwischen all die Leute und sagte hastig:

„Nun komm rasch! Das da ist Onkel Michailo, das — Onkel Jakow. Hier ist Tante Natalia, und diese da sind Deine Vettern, beide heißen Sascha, und Deine Kusine Katerina. Das ist unsere ganze Familie, siehst Du!"

Der Großvater wandte sich jetzt zu ihr:

„Wie geht's, Mutter — bist Du gesund?"

Sie küßten sich dreimal.

Dann zog der Großvater mich aus der Gruppe hervor, die mich eng umstand, legte mir die Hand auf den Kopf und fragte mich:

„Und Du — wer bist Du denn?"

„Ich bin der Astrachaner aus der Kajüte."

„Was redet er da?" wandte sich der Großvater an meine Mutter, und ohne ihre Antwort abzuwarten, schob er mich von sich weg und sagte:

„Die starken Backenknochen hat er vom Vater .. Nun, steigt ins Boot!"

Wir fuhren ans Ufer und gingen alle miteinander die mit großen Kieselsteinen gepflasterte breite Auffahrt zwischen den beiden hohen, mit dürrem Gras bewachsenen Böschungsabschnitten hinan.

Die Alten schritten den andern voraus. Der Großvater war weit kleiner als die Großmutter und ging mit raschen, kleinen Schritten neben ihr her, während sie, gleichsam durch die Luft hinschwebend, auf ihn von oben herabsah. Hinter ihnen schritten schweigend die beiden Onkel einher — der brünette, glatthaarige Michailo, der so mager war wie der Großvater, und der hellhaarige Krauskopf Jakow; ein paar dicke Frauen in grellfarbigen Kleidern und ein halbes Dutzend Kinder, die alle älter waren als ich und sich sehr still verhielten, folgten den

Männern. Ich ging mit der Großmutter und Tante Natalia. Sie war von kleiner Gestalt, blaß und blauäugig, hatte einen sehr starken Leib und mußte häufig stehen bleiben. Mit Mühe Atem schöpfend, flüsterte sie:

„Ach, ich kann nicht weiter!"

„Warum haben sie Dich denn mitgeschleppt?" brummte die Großmutter ärgerlich. „Ein unvernünftiges Volk!"

Weder die Erwachsenen noch die Kinder gefielen mir; ich fühlte mich fremd unter ihnen, und auch die Großmutter schien mir auf einmal ferner zu stehen.

Ganz besonders mißfiel mir der Großvater; ich ahnte sogleich den Feind in ihm und wandte ihm meine ganz besondere, mit furchtsamer Neugier gepaarte Aufmerksamkeit zu. Wir gelangten bis ans Ende der Auffahrt. Dort stand ganz oben, an die rechte Seite der Böschung gelehnt, als erstes Gebäude der Straße ein einstöckiges Haus mit schmutzig-rosigem Anstrich, niedrigem Dach und glotzend vorspringenden Fenstern. Von der Straße aus erschien es mir groß, im Innern jedoch, in den kleinen, halbdunklen Zimmern, war es eng; überall liefen, wie auf einem Dampfer, der eben anlegen

will, aufgeregte Leute umher, Kinder schwirrten gleich einer Schar von diebischen Spatzen durch Haus und Hof, und ein ätzender, mir unbekannter Geruch erfüllte alle Räume.

Ich geriet auf den Hof hinaus. Auch hier gefiel es mir ganz und gar nicht: überall waren große, nasse Lappen aufgehängt, standen Bottiche mit dicker, verschieden gefärbter Flüssigkeit, in die gleichfalls große Stücke Stoff eingeweicht waren. In einer Ecke stand ein niedriger, halb verfallener Anbau mit einem großen Ofen, in dem Holzscheite lichterloh brannten, während in einem riesigen Kessel irgend etwas kochte und brodelte und ein Mensch, den man nicht sah, mit lauter Stimme seltsame Worte rief:

„Sandelholz . . . Fuchsin . . . Vitriol . . .“

2.

Es brach nun ein höchst seltsames, grobes, buntbewegtes Leben für mich an, das mit erschreckender Schnelligkeit über mich dahinging. Es haftet in meiner Erinnerung als ein düsteres Märchen, das ein zwar guter, doch zugleich beängstigend aufrichtiger Genius erzählt hat. Jetzt, da ich die Vergangenheit wieder heraufbeschwöre, möchte ich selbst zuweilen daran zweifeln, daß alles sich so zugetragen hat, wie es sich zutrug, ich möchte vieles bestreiten oder ableugnen, denn gar zu reich an Grausamkeit erscheint mir das finstere Dasein dieses „unverständigen Geschlechts", von dem ich zu reden habe.

Doch die Wahrheit steht höher als alle weiche Empfindsamkeit, und schließlich ist es ja nicht meine Person, von der ich erzähle, sondern vielmehr jener enge, dumpfe, von qualvollen Eindrücken mannigfachster Art erfüllte Bannkreis, in dem ich dereinst gelebt habe, und in dem bis auf den heutigen Tag das einfache russische Volk vegetiert.

Das Haus des Großvaters war von der drückend heißen Atmosphäre einer gegenseitigen Feindschaft

aller gegen alle erfüllt. Die Großen waren davon angesteckt, und selbst die Kinder nahmen lebhaften Anteil am Streit. Aus den Erzählungen der Großmutter entnahm ich dann später, daß die Rückkehr der Mutter ins Vaterhaus gerade zu einer Zeit erfolgt war, da ihre Brüder mit aller Hartnäckigkeit vom Vater eine Vermögensteilung verlangten. Die unerwartete Rückkehr der Mutter hatte ihren Wunsch, das väterliche Besitztum aufzuteilen, nur noch verstärkt. Sie fürchteten, daß meine Mutter die Auszahlung der ihr ausgesetzten Mitgift verlangen würde, die der Großvater ihr bis dahin vorenthielt, weil sie sich gegen seinen Willen verheiratet hatte. Die beiden Onkel waren der Meinung, daß die Mitgift der Mutter von Rechts wegen zwischen ihnen geteilt werden müsse. Außerdem bestand zwischen ihnen schon seit langem eine heftige Meinungsverschiedenheit darüber, wer von ihnen die Färberei in der Stadt übernehmen und wer sich in der Vorstadt Kunawin, jenseits des Oka-Flusses, eine neue Färberei einrichten solle.

Gleich nach unserer Ankunft, als wir in der Küche beim Mittagessen saßen, ging der Streit los: die Onkel sprangen plötzlich beide auf, beugten sich über den Tisch vor, brüllten auf den Großvater los,

fletschten wütend die Zähne und schüttelten sich wie Hunde, der Großvater aber klopfte, ganz rot im Gesicht, mit dem Löffel auf den Tisch und schrie mit seiner schrillen Stimme wie ein Hahn: „Aus dem Hause werf' ich Euch! Betteln sollt Ihr gehen!"

Die Großmutter verzog schmerzlich das Gesicht und sagte: „Gib ihnen alles, Vater — Du wirst ruhiger leben! Gib's ihnen in Gottes Namen!"

„Halt den Mund, Alte! Du stehst ihnen noch bei!" kreischte der Großvater, während seine Augen nur so blitzten; es wirkte höchst verblüffend, daß ein so kleines Männchen so laut schreien konnte.

Meine Mutter stand vom Tische auf, ging mit gemessenem Schritt ans Fenster und kehrte allen den Rücken.

Plötzlich schlug Onkel Michailo seinem Bruder Jakow mit dem Rücken seiner rechten Hand aus aller Macht ins Gesicht. Jakow heulte laut auf, packte den Angreifer, und beide wälzten sich ächzend, röchelnd und schimpfend am Boden.

Die Kinder brachen in lautes Weinen aus, und die arme Tante Natalia begann ganz verzweifelt zu schreien. Meine Mutter umfaßte sie mit beiden Armen und führte sie hinaus. Die pockennarbige Kinderfrau Jewegenija, ein lustiges, altes Weibchen,

jagte die Kinder aus der Küche. Stühle fielen um, und ein wildes Chaos herrschte. Einer der Färbergesellen, ein breitschultriger, junger Bursche, der auf den Spitznamen „Zigeunerchen" hörte, saß rittlings auf Onkel Michailos Rücken, während der Werkführer Grigorij Iwanowitsch, ein kahlköpfiger Mann mit einem langen Vollbart und dunkler Brille, in aller Gemütsruhe die Hände des Onkels mit einem Handtuch zusammenband.

Der gefesselte Michailo streckte den Hals vor, fegte mit dem spärlichen schwarzen Vollbart auf dem Fußboden hin und her und röchelte unheimlich, der Großvater aber lief immer wieder um den Tisch herum und schrie in kläglichem Tone:

„Das wollen Brüder sein? Von gleichem Fleisch und Blut?! Ach, I—ihr! . . ."

Ich war gleich beim Beginn des Streites erschrocken auf den Ofen geklettert und sah von dort ganz bestürzt und ängstlich zu, wie die Großmutter über einer kupfernen Waschschüssel das Blut von Onkel Jakows zerschlagenem Gesichte abwusch; er weinte dabei und stampfte mit den Füßen auf, sie aber sagte mit dumpfer Stimme:

„Ihr gottverdammten Burschen, so nehmt doch endlich Vernunft an! Zu roh sind diese Kerle!"

Der Großvater zog das zerrissene Hemd, das ihm von der Schulter gleiten wollte, höher hinauf und schrie sie an: „Ja, solche Bestien hast Du zur Welt gebracht, Du Hexe!“

Als Onkel Jakow fort war, schleppte die Großmutter sich nach der Zimmerecke und brach dort in herzbrechende Klagen aus:

„O heilige Mutter Gottes, Erbarmungsvolle, bring' doch meine Kinder zur Vernunft!“

Der Großvater stand ein wenig abseits von ihr, sah nach dem Tische, auf dem alles umgeworfen und vergossen war, und sagte leise:

„Hab' nur gut acht, Mutter, daß sie der Warwara nichts antun — sie sind imstande, sie umzubringen!“

„Um Gottes willen, was redest Du da? Zieh doch das Hemd aus, ich will es Dir flicken.“

Und indem sie den Kopf des Alten zwischen ihre Hände nahm, küßte sie ihn auf die Stirn. Er schmiegte sein Gesicht an ihre Schulter, an die seine kleine Gestalt gerade heranreichte, und sagte:

„Es wird mir nichts übrig bleiben, Mutter, als daß ich die Teilung vornehme.“

„Tu's nur, Vater, es bleibt nichts weiter übrig.“

Sie sprachen lange miteinander, zuerst in aller Freundschaft, dann aber begann der Großvater mit dem Fuße auf dem Boden zu scharren wie ein Hahn vor dem Kampfe, drohte der Großmutter mit dem Finger und sagte in lautem, bösem Flüsterton:

„Ich kenne Dich schon — Du hältst es mit den beiden Burschen! Dein Mischka ist ein richtiger Jesuit, und Dein Jaschka ein Freimaurer! Vertrinken und vergeuden werden sie mein Hab und Gut."

Ich machte auf meinem Ofen eine ungeschickte Wendung und warf das Plätteisen hinunter — es fiel auf einen Vorsprung auf und plumpste von da in den Spülichteimer. Der Großvater sprang auf den Tritt, zog mich vom Ofen herunter und starrte mir ins Gesicht, als ob er mich zum ersten Male sähe.

„Wer hat Dich auf den Ofen gesetzt? Deine Mutter?"

„Ich bin selber hinaufgeklettert."

„Lüge nicht!"

„Nein, wirklich . . . ich hatte solche Angst."

Er gab mir einen leichten Klaps gegen die Stirn und schob mich von sich fort.

„Der ganze Vater! Marsch, fort mit Dir!"

Ich war froh, daß ich aus der Küche hinauskam.

Es entging mir nicht, daß der Großvater mich mit seinen klugen, scharfblickenden grünen Augen sehr aufmerksam beobachtete, und ich fürchtete mich vor ihm. Ich erinnere mich, daß ich mich vor diesen versengenden Augen immer zu verbergen suchte. Ich hielt den Großvater für einen bösen Mann, er sprach mit allen in einem höhnischen, kränkenden Tone und stichelte und reizte jeden einzelnen.

„Ach, I—ihr!" pflegte er häufig verächtlich auszurufen, und die Art, wie er diese Worte aussprach, machte mich jedesmal fröstеln.

Gegen Abend pflegte er mit den beiden Onkeln und den Gesellen aus der Werkstatt nach der Küche zu kommen, um Tee zu trinken. Wie sie so dasaßen, ermüdet von der Arbeit, die Hände von Sandelholz blau gefärbt und von Vitriol verbrannt, das Haar mit schmalen Bändern aufgebunden, glichen sie ganz den dunklen Heiligenbildern in der Ecke der Küche. In dieser gefährlichen Stunde pflegte sich der Großvater mir gegenüber zu setzen und sich mit mir zu unterhalten, und zwar viel eingehender als mit den übrigen Enkeln, was sichtlich ihren Neid hervorrief. Er war von zierlicher Gestalt, alles war scharf geprägt an ihm, wie gedrechselt. Seine blumenbestickte, mattschimmernde Atlasweste war alt und

verschabt, sein Baumwollhemd ganz zerknüllt und sein Beinkleid an den Knien mit großen Flicken besetzt, und dennoch machte er einen saubereren und adretteren Eindruck als seine beiden Söhne, die Jacketts, Chemisettes und seidene Halstücher trugen.

Einige Tage nach unserer Ankunft ordnete der Großvater an, daß ich beten lernen sollte. Alle übrigen Enkelkinder waren älter als ich und lernten bereits lesen — der Küster der Himmelfahrtskirche, deren goldene Kuppeln man aus den Fenstern des Hauses sehen konnte, war ihr Lehrer. Mich unterrichtete die stille, scheue Tante Natalija, eine Frau mit einem Kindergesicht und so durchsichtigen Augen, daß ich meinte, man könne durch sie hindurchsehen.

Ich liebte es, ihr lange in die Augen zu sehen, ohne den Blick abzuwenden oder nur zu blinzeln; sie kniff die Augen zusammen, drehte den Kopf hin und her und bat mich leise, fast flüsternd:

‚Nun, sag' jetzt, bitte: ‚Vater unser, der Du bist . . .'"

Und wenn ich sie dann fragte: „Was ist das — ‚der Du bist'?" sah sie sich ängstlich im Zimmer um und riet mir: „Frag' nicht lange, sprich's einfach nach: ‚Vater unser, der Du bist . . .' Nun?"

Ich konnte nicht begreifen, warum ich nicht fragen sollte. Das Wort „der Du bist" bekam für

mich einen geheimnisvollen Sinn, und ich verdrehte es absichtlich auf alle mögliche Weise: „derbudist", „berdudist" . . .

Die gute Tante mit dem wachsbleichen, gleichsam schmelzenden Gesicht wurde nicht müde, mich immer wieder mit ihrer leisen Stimme, die einen Sprung zu haben schien, zu verbessern:

„Nicht doch, sag' einfach: ‚der Du bist' . . ."

Dabei war das, was ich lernen sollte, gar nicht so „einfach", es schien mir sogar recht verzwickt. Das ärgerte mich, und dieser Aerger hinderte mich wiederum, das Gebet zu behalten.

Eines Tages fragte mich der Großvater:

„Nun, Aljoscha, was hast Du heute getrieben? Gespielt hast Du, nicht wahr? Ich seh's an der Beule da auf Deiner Stirn. Sich 'ne Beule holen — das ist nicht schwer! Kannst Du schon das Vaterunser?"

„Er hat ein schlechtes Gedächtnis," sagte die Tante leise.

Der Großvater lachte vergnügt und zog dabei die roten Augenbrauen in die Höhe.

„Ei, da wird er wohl mal eine Tracht Prügel bekommen müssen!" sagte er, und fragte mich dann weiter: „Hat Dich Dein Vater oft geprügelt?"

Ich verstand seine Frage nicht und schwieg.

„Maxim hat ihn nie geschlagen," sagte meine Mutter, „und auch mir hat er's verboten."

„Warum denn?"

„Er meinte, mit Schlägen könne man niemandem etwas beibringen."

„Er war in allen Dingen ein Dummkopf, dieser Maxim — verzeih mir, o Herr, daß ich von einem Toten so rede!" versetzte der Großvater scharf und böse.

Seine Worte verletzten mich, was er sehr wohl bemerkte.

„Was bläst Du die Lippen so auf? Wart' mal, Du!" sagte er zu mir. Dann fuhr er mit der Hand über sein silbern-rötliches Haar und fuhr fort: „Am Sonnabend werde ich den Ssaschka durchwalken, da kannst Du erst mal zusehen!"

Die andern lachten, ich aber ging auf die Seite und dachte über seine Worte nach. In der Werkstatt hatte ich das Wort „walken" schon gehört, der Großvater aber schien es in einem andern Sinn gebraucht zu haben: sicher bedeutete es in seinem Munde nichts Gutes, und wahrscheinlich hieß es so viel wie prügeln oder schlagen. Ich hatte schon gesehen, daß man Pferde, Hunde und Katzen schlägt, und in Astrachan schlugen die Polizisten auch die

Perser. Noch niemals jedoch hatte ich gesehen, daß man kleine Kinder auf solche Weise schlägt, und wenn die beiden Onkel ihren Söhnen öfters eine Maulschelle oder ein Kopfstück gaben, so verhielten sich diese ganz gleichgültig dabei und rieben höchstens mit der Hand die geschlagene Stelle. Ich fragte sie öfters: „Tut's weh?" — und sie antworteten jedesmal tapfer: „Nein, nicht ein bißchen!"

Wenn Ssaschka Prügel bekommen sollte, so war es wahrscheinlich wegen der Geschichte mit dem Fingerhut, die sich kurz vorher zugetragen hatte. Des Abends, in der Zeit zwischen dem Tee und dem Abendbrot, pflegten die Onkel und der Werkführer die gefärbten Sachen, die vor dem Färben aufgetrennt worden waren, wieder zusammenzunähen und mit Etiketts zu versehen. Eines Tages nun befahl Onkel Michail, um dem halbblinden Werkführer Grigorij einen Possen zu spielen, seinem neunjährigen Neffen Ssaschka, dessen Fingerhut an der Kerzenflamme zu erhitzen. Ssaschka nahm den Fingerhut mit der Lichtputzschere auf, hielt ihn in die Flamme, bis er gehörig durchglüht war, legte ihn an Grigorijs Platz und versteckte sich hinter dem Ofen. Zufällig kam der Großvater selbst hinzu, um beim Nähen zu helfen, und steckte den Finger rasch

in den glühend gemachten Fingerhut. Ein gewaltiger Lärm entstand, der auch mich in die Küche lockte, und hier sah ich nun, wie der Großvater, mit den verbrannten Fingern sein Ohr festhaltend, höchst possierliche Sprünge machte und dabei immer wieder schrie:

„Wer hat das wieder angerichtet, Ihr Heidenpack?"

Onkel Michail saß über den Tisch gebeugt da, trieb den Fingerhut mit dem Finger wie einen Kreisel an und blies darauf, um ihn abzukühlen. Der Werkführer nähte so eifrig, wie er nur konnte, während auf seiner mächtigen Glatze die Schatten tanzten. Onkel Jakow, der auf den Lärm gleichfalls herbeigeeilt war, lachte, hinter der Ofenecke versteckt, leise in sich hinein, und die Großmutter zerrieb auf dem Reibeisen eine rohe Kartoffel.

„Das hat Jakows Sjaschka gemacht!" sagte plötzlich Onkel Michail.

„Lüge doch nicht!" schrie Jakow, hinter dem Ofen hervorkommend, dem Bruder ins Gesicht.

Irgendwo in der Ecke ließ sich die weinerliche Stimme seines Sohnes vernehmen:

„Er hat mich dazu angestiftet, Papa!"

Die beiden Onkel begannen aufeinander loszuschimpfen. Der Großvater war plötzlich ruhig geworden, er legte die geriebene Kartoffel auf den

verbrannten Finger auf, nahm mich bei der Hand und entfernte sich schweigend.

Es wurde von dem Vorfall an diesem Abend des langen und breiten gesprochen, und alle bezeichneten Onkel Michail als den schuldigen Teil. Ich fragte den Großvater, ob er auch den Onkel Michail „durchwalken" würde.

„Ja, das müßte ich eigentlich tun," brummte der Großvater und sah mich dabei prüfend von der Seite an.

Onkel Michail, der meine Worte gehört hatte, schlug mit der Hand wütend auf den Tisch auf und schrie meine Mutter an:

„Stopf' Deinem kleinen Köter das Maul, Warwara, sonst schlage ich ihm den Schädel ein!"

„Versuch's mal, den Jungen anzurühren!" sagte die Mutter in einem Tone, der ihn zum Schweigen brachte.

Sie verstand es vortrefflich, durch kurz hingeworfene, schlagkräftige Bemerkungen den Leuten das Wort abzuschneiden. Ich hatte das Gefühl, daß sich alle vor ihr fürchteten, selbst der Großvater sprach mit ihr nicht wie mit den andern, sondern viel leiser. Das war mir angenehm, und ich prahlte damit stolz vor meinen Vettern:

„Meine Mutter ist doch die Stärkste!"

Sie wagten nicht zu widersprechen. Das aber, was am nächsten Sonnabend geschah, brachte in meinen Beziehungen zur Mutter doch einen starken Umschwung hervor.

Noch vor Sonnabend hatte auch ich eine Schuld auf mich geladen.

Mit großem Interesse hatte ich immer beobachtet, wie geschickt die Leute in der Färberei es verstanden, die Farbe der Stoffe zu ändern: sie nahmen ein gelbes Stück Stoff, tauchten es in eine schwarze Flüssigkeit und zogen es ganz dunkelblau — „indigoblau", wie sie sagten — heraus; oder sie spülten ein graues Stück in fuchsigrotem Wasser, und es wurde dunkelrot — „bordeaux" nannten sie es. Die Sache schien so einfach, und doch konnte ich sie nicht begreifen.

Ich brannte vor Verlangen, selbst einmal irgend etwas umzufärben, und ich teilte diesen Wunsch meinem Vetter Sascha, dem Sohne Jakows, mit. Sascha war ein ernst angelegter Junge, der sich eifrig um den Beifall der Erwachsenen bewarb und gegen alle Welt freundlich, höflich und dienstfertig war. Die Erwachsenen lobten ihn um seiner

Folgsamkeit und Klugheit willen, der Großvater aber hatte nicht viel für ihn übrig und nannte ihn einen „Schleicher". Er war mager, brünett, hatte vorstehende Augen wie ein Krebs, sprach leise und dabei so hastig, daß er die Worte halb verschluckte, und blickte immer geheimnisvoll suchend um sich, als wollte er irgendwohin ausreißen und sich verstecken. Seine braunen Pupillen waren unbeweglich, war er jedoch erregt, so zitterte sein ganzes Auge.

Ich mochte diesen Sjaschа nicht und hatte den andern Sjaschа, den Sohn Michails, einen wenig auffälligen, stillen Jungen, weit lieber. Er hatte schwermütig blickende Augen, konnte recht herzlich lächeln und war seiner sanften Mutter, der Tante Natalija, sehr ähnlich. Er hatte häßliche Zähne, die aus dem Munde hervorragten und im Oberkiefer in zwei Reihen wuchsen. Das machte ihm gar viel zu schaffen, er hatte ewig die Finger im Munde, zog und rüttelte an seinen Zähnen herum, versuchte die Zähne der hinteren Reihe herauszuziehen und gestattete in aller Geduld jedem, der Lust dazu hatte, seinen Kiefer zu betasten. Sonst fiel mir nichts Interessantes weiter an ihm auf. Im Hause des Großvaters, das von oben bis unten von Menschen wimmelte, führte er ein einsames Leben, saß gern

in halbdunklen Ecken herum, oder abends am Fenster. Ich liebte es, schweigend neben ihm zu sitzen, eine ganze Stunde lang, dicht an ihn geschmiegt, und zuzusehen, wie am roten Abendhimmel die schwarzen Dohlenschwärme um die goldenen Zwiebelkuppeln der Himmelfahrtskirche herumflatterten, wie sie jetzt hoch emporflogen, dann sich tief hinabsenkten und plötzlich, den erlöschenden Himmel mit einem schwarzen Muster bedeckend, irgendwohin davonflogen, um nichts als den leeren Raum hinter sich zurückzulassen. Es war ein Anblick, der eine stille Wunschlosigkeit, ein angenehmes Gefühl träger Ruhe im Gemüt erzeugte und einen gleichsam stumm machte.

Der andere Sascha, Jakows Sohn, konnte über alles sehr viel und sehr gesetzt reden, ganz wie ein Erwachsener. Als er hörte, daß ich mich gern als Färber versuchen wollte, riet er mir, das weiße Feiertagstischtuch aus dem Schrank zu nehmen und es blau zu färben.

„Weiße Sachen lassen sich viel leichter färben, glaub' mir's!" sagte er sehr ernsthaft.

Ich nahm das schwere Tischtuch heraus und lief damit auf den Hof, kaum hatte ich jedoch den einen Zipfel in den Indigobottich getaucht, als auch schon

„Zigeunerchen" auf mich zugestürzt kam, das Tischtuch meinen Händen entriß, mit seinen breiten Tatzen es auszuringen begann und dem Vetter, der vom Hausflur aus mich bei der Arbeit beobachtete, zurief:

„Ruf schnell mal die Großmutter her!"

Zu mir aber sagte er, während er auf recht unheilverkündende Art seinen schwarzen Zottelkopf schüttelte: „Na wart' mal, Du Schelm, das wird Dir teuer zu stehen kommen!"

Die Großmutter stürzte herbei, schrie ach und weh, brach sogar in Tränen aus und schalt mich:

„Ach, Du nichtsnutzige Borste, Du Hosenmatz! Daß Du den Pips bekommst, Du naseweises Hühnchen!"

Den Gesellen aber bat sie:

„Sag' nur dem Großvater nichts, Wanja! Ich will schon zusehen, wie ich's verheimliche, vielleicht läuft's noch mal gut ab . . ."

Wanja, der „Zigeuner", der sich eben die Hände an einem buntfarbigen Handtuche abtrocknete, meinte besorgt:

„Ich werde nichts sagen, aber der Junge dort, der Sjaschа — daß der nur nicht klatscht!"

„Ich will ihm ein Zweikopekenstück schenken," sagte die Großmutter, während sie mich ins Haus führte.

Am Sonnabend, vor der Abendmesse, führte mich irgend jemand nach der Küche, in der es dunkel und still war. Die Türen nach dem Flur und den Wohnräumen waren, wie ich mich erinnere, geschlossen, und draußen, im herbstlichen Dunkel, ging ein Regen nieder. Auf der breiten Bank vor dem schwarzen Ofenloch saß „Zigeunerchen" — er schien aufgeregt und in schlechter Stimmung. Der Großvater stand in der Ecke neben einem mit Wasser gefüllten Eimer, zog daraus eine Gerte nach der andern hervor, maß sie aneinander und schwang sie durch die Luft, daß sie nur so pfiffen. Die Großmutter stand irgendwo im Dunkeln, nahm laut vernehmlich eine Prise und brummte:

„Wie er sich freut . . . der Quälgeist!"

Sfascha, Jakows Sohn, saß mitten in der Küche auf einem Stuhle, rieb sich mit den Fäusten die Augen und flehte mit ganz veränderter Stimme wie ein alter Bettler:

„Verzeihen Sie mir, um Christi willen."

Wie zwei Holzfiguren standen die beiden Kinder Onkel Michails, Bruder und Schwester, Schulter an Schulter hinter dem Stuhle.

„Sobald ich Dich durchgeprügelt habe, werde ich Dir verzeihen," sagte der Großvater und zog dabei

die lange, feuchte Gerte durch die Faust. „Nun, zieh die Hosen herunter!"

Er sagte das ganz ruhig, und weder der Klang seiner Stimme noch das Knarren des Stuhles, auf dem der Knabe hin und her rückte, noch das Scharren und Räuspern der Großmutter vermochte den Eindruck der unheimlichen Grabesstille zu mildern, die in der halbdunklen Küche mit der niedrigen, verräucherten Decke herrschte.

Sascha erhob sich, knöpfte seine Beinkleider ab, ließ sie bis zu den Knien herunter und ging, das herabgleitende Kleidungsstück mit den Händen festhaltend, den Kopf vorbeugend und stolpernd nach der Bank hin. Es war mir recht unheimlich zumute, als ich ihn so daherstolpern sah, und auch mir ging ein Zittern durch die Beine.

Es wurde noch schlimmer, als er sich mit dem Gesicht nach unten demütig auf die Bank legte und Wanja ihn mittels eines breiten Handtuches, das er um Achseln und Hals herumführte, auf der Bank festband, um dann mit den schwarzen Händen seine Beine über den Knöcheln festzuhalten.

„Komm nur näher, Lexej," rief der Großvater mir zu. „Na, hörst Du nicht? . . . Blick' mal her, wie so 'ne Tracht Prügel aussieht . . . Eins!"

Nicht allzu kräftig ausholend, hatte er mit der Gerte einen leichten Hieb gegen den nackten Körper geführt. Sjaſcha ſchrie auf.

„Verſtell' Dich doch nicht," ſagte der Großvater, „das hat ja gar nicht wehgetan! Aber der da wird wehtun!"

Und er ſchlug ſo ſtark zu, daß auf der Haut ſogleich ein brennend roter Striemen aufſchwoll und der Knabe ganz entſetzlich zu winſeln begann.

„Das ſchmeckt nicht gut, wie?" fragte der Großvater, indem er die Hand mit der Gerte im Takte hochſchwang und niederſauſen ließ. „Das iſt nicht nach Deinem Geſchmack? Das iſt für den Fingerhut, ſiehſt Du!"

Wenn er die Hand emporhob, war's mir, als ob in meiner Bruſt alles zugleich mit ihr in die Höhe ginge; wenn er ſie ſenkte, ſank auch ich ganz in mich ſelbſt zuſammen.

Sjaſcha winſelte und ſchrie mit ſeiner hohen, unangenehm kreiſchenden Stimme:

„Ich tu's ja nicht wi—ieder! Ich hab' doch das von dem Tiſchtuch geſa—agt! . . . Ich hab's doch geſa—agt!"

„Wer klatſcht, wird damit nicht ſtraffrei," ſagte der Großvater ruhig, als wenn er im Pſalter läſe.

„Der Klätscher verdient zuerst die Knute! Da — das ist für das Tischtuch!"

Die Großmutter stürzte auf mich zu, faßte mich bei der Hand und schrie: „Den Lexej laß ich nicht schlagen! Nie erlaub' ich das, Du Schuft!"

Sie begann mit dem Fuße gegen die Tür zu schlagen und rief laut: „Warja! Warwara!"

Der Großvater stürzte sich auf sie, warf sie zu Boden, entriß mich ihr und trug mich zu der Bank hin. Ich wehrte mich aus aller Macht, zauste seinen roten Bart, biß ihn in den Finger. Ich höre noch seinen grimmigen Ruf:

„Bind' ihn fest! Ich schlag' ihn tot!"

Ich sehe das weiße Gesicht der Mutter und ihre weit aufgerissenen Augen. Sie lief an der Bank auf und ab und schrie mit heiserer Stimme: „Papa, tun Sie ihm nichts! . . . Lassen Sie ihn los!"

Aber ihr Schreien und Bitten war vergeblich.

Der Großvater schlug mich so lange, bis ich das Bewußtsein verlor. Einige Tage war ich dann krank, ich lag mit dem Rücken nach oben, in einem breiten, warmen Bett in einer einfenstrigen Kammer mit einem Heiligenschrein, vor dem eine ewige Lampe aus rotem Glase brannte.

Die Tage, die ich da zubrachte, sollten für mein Leben höchst bedeutungsvoll werden. Ich muß in diesen Tagen innerlich stark gereift sein und eine Flut von neuen, eigenartigen Empfindungen erfahren haben. Aus jenen Tagen datiert eine gewisse unruhige Aufmerksamkeit, mit der ich fortan die Menschen betrachtete, und eine ungemein subtile Empfindlichkeit gegen jede Art von Beleidigung und Schmerz, die mir oder andern angetan wurde — als ob damals meinem Herzen die Haut abgezogen worden wäre.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich namentlich ein Streit zwischen der Großmutter und meiner Mutter. Ich erinnere mich noch, wie die Großmutter mit ihrer dunklen, breiten Gestalt meine Mutter in die Ecke nach den Bildern zu drängte, und wie sie zischend auf sie losfuhr:

„Warum hast Du ihn nicht weggerissen, he?"

„Ich war zu sehr erschrocken."

„Eine so starke Person! Schäm' Dich, Warwara! Ich bin eine alte Frau, und ich fürchte mich nicht!"

„Lassen Sie mich in Ruhe, Mama, mir ist ganz schrecklich zumute."

„Du liebst den Jungen nicht, Du hast kein Herz für die arme Waise!"

„Ich bin selbst für mein ganzes Leben eine Waise," sagte die Mutter laut mit qualvollem Ausdruck.

Dann saßen sie beide eine ganze lange Zeit weinend auf dem Kasten in der Ecke, und die Mutter sagte:

„Wenn Alexej nicht wäre, würde ich fortgehen — weit, weit weg von hier! Ich kann nicht leben in dieser Hölle, ich kann nicht, Mama! Ich bin nicht stark genug, das zu ertragen."

„Du mein armes Herzchen, mein Fleisch und Blut!" flüsterte die Großmutter.

Ich merkte mir wohl, daß die Mutter gesagt hatte, sie sei nicht stark: sie fürchtete also den Großvater genau so wie die andern. Ich war die Ursache, daß sie in dem Hause blieb, in dem sie nicht leben konnte. Das war sehr traurig. Bald verschwand sie aber doch aus dem Hause, sie war irgendwohin zu Besuch gefahren.

Ganz plötzlich, als wäre er von der Decke herabgestürzt, erschien der Großvater in meiner Kammer; er setzte sich aufs Bett, betastete meinen Kopf mit seiner eiskalten Hand und sagte:

„Guten Tag, mein Herr! Na, so antworte doch, sei nicht trotzköpfig! . . . Na, wird's oder wird's nicht?"

Ich hatte nicht übel Lust, ihm einen Stoß mit dem Fuße zu versetzen, doch verspürte ich bei der geringsten Bewegung noch heftige Schmerzen. Das Rot seines Haares erschien mir noch brennender als sonst; sein Kopf ging unruhig hin und her, und die grellgrünen Augen suchten irgend etwas an der Wand. Er nahm einen Ziegenbock aus Pfefferkuchen, zwei Zuckerhörnchen, einen Apfel und eine Traube blauer Rosinen aus der Tasche und legte alles auf das Kopfkissen, neben meine Nase.

„Sieh mal, was ich Dir da mitgebracht habe!"

Er beugte sich über mich und küßte mich auf die Stirn. Dann begann er zu sprechen, wobei er meinen Kopf mit seiner kleinen, harten Hand streichelte, die ganz gelb gefärbt war, was man namentlich an den gleich Vogelkrallen gekrümmten Nägeln sehen konnte.

„Ich hab' Dich damals zu scharf hergenommen, mein Junge. Du hast mich gebissen und gekratzt — na, das hat mich eben in Wut gebracht. Tut übrigens nichts, daß Du zu viel bekommen hast, wir werden's ein andermal verrechnen. Merk' Dir's, mein Sohn: Ist's jemand von den Deinigen, der Dich schlägt, so ist das keine Beleidigung, sondern eine Belehrung! Von einem Fremden dulde es

nicht, in der Verwandtschaft aber hat das nichts zu sagen. Glaubst Du vielleicht, man hätte mich nicht geschlagen? Ich sage Dir, mein Junge, man hat mich so geschlagen, wie Du Dir's im schrecklichsten Traume nicht vorstellen kannst! So beleidigt hat man mich, daß der liebe Gott selbst geweint hat, wie er es sah! Und wie weit hab' ich's gebracht? Ich war eine arme Waise, der Sohn einer Bettelfrau, und hab' doch meinen Weg gemacht, bin Obermeister in einer Zunft geworden und habe so und so viel Leute unter mir!"

Er schmiegte sich mit seinem hageren, wohlgeformten Körper dicht an mich an und begann von den Tagen seiner Kindheit zu erzählen. Seine Worte hatten etwas Schweres, Kerniges, doch fügte er sie leicht und geschickt aneinander.

Seine grünen Augen flammten grell, das goldige Haar sträubte sich possierlich auf seinem Kopfe, und die sonst hohe und schrille Stimme klang, absichtlich tiefer gehalten, dicht an meinem Gesichte:

„Du bist mit dem Dampfer hergekommen, der Dampf hat Dich gefahren, zu meiner Zeit aber mußte man die Wolgaschiffe noch stromaufwärts ziehen, und ich hab' selbst tüchtig mitziehen müssen. Das Schiff schwamm auf dem Wasser, und ich ging

am Ufer hin, barfüßig, über Stock und Stein, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Die Sonne brennt Dir in den Nacken, im Schädel brodelt es wie in einem Kochtopf, und Du gehst und gehst mit gekrümmtem Rücken, und die Knochen im Leibe knacken Dir, die Augen sind vom Schweiß überströmt, daß Du den Weg nicht siehst, die Seele weint, die Tränen fließen nieder — ach, Aljoscha, nicht zu sagen ist's! Du gehst, gehst, bis Du aus dem Ziehgurt fällst, mit dem Gesicht zur Erde — und schließlich freust Du Dich noch darüber, denn wenn auch Deine Kraft ganz ausgeschöpft ist, so hast Du doch wenigstens Ruhe, vielleicht gar für immer! So haben wir gelebt, mein Junge, und unser Herr und Heiland Jesus Christus, der Erbarmungsvolle, hat's mit angesehen! Dreimal hab' ich so unser Mütterchen Wolga ausgemessen, von Simbirsk bis Rybinsk, von Saratow bis hierher, und von Astrachan bis Makarijew zum Jahrmarkt — viele Tausend Werst sind das, ja! Und im vierten Jahre bin ich dann schon als Aufseher mitgegangen — hab' dem Schiffsherrn gezeigt, daß ich Grütze im Kopfe habe!"

Wie er so sprach, wuchs er sichtbar vor meinen Augen gleich einer Wolke, und aus dem kleinen,

vertrockneten Männchen wurde ein wahrer Märchenriese — der Mann, der allein das große, graue Lastschiff stromaufwärts zog! . . .

Zuweilen sprang er vom Bett auf und zeigte mir, mit den Armen fuchtelnd, wie die Burlaken, die Barkenknechte, den Ziehgurt anlegten, oder wie sie das Wasser auspumpten; er sang mit seinem kleinen Baß irgendwelche Lieder, hüpfte dann wieder jugendlich munter aufs Bett hinauf und fuhr mit erstaunlicher Kraft und Lebendigkeit fort:

„Dafür hättest Du uns aber auch sehen sollen, mein Junge, wenn wir so im Sommer unsre Abendrast hielten, irgendwo unter einem grünen Berghang, bei Schiguly oder sonstwo — rund um das Lagerfeuer waren wir da hingestreckt und kochten unsern Grützebrei; bis plötzlich irgendein armer Burlak so recht aus Herzensgrunde sein Lieblingslied anstimmte und die ganze Kolonne mit einfiel: kalte Schauer liefen einem über die Haut, und die Wolga selbst schien mit einemmal rascher zu strömen, als wollte sie sich, wie ein Roß, hoch aufbäumen gegen die Wolken! Jeglicher Kummer war in alle Winde verweht, und so hingerissen waren alle von dem Gesange, daß sie zuweilen sogar die Grütze im Kessel überlaufen ließen. Da hätte der Koch so manches

Mal eins mit dem Schöpflöffel übern Schädel verdient: fing', so viel Du willst, aber vergiß nicht, was Deines Amtes ist!"

Immer wieder guckte jemand zur Tür herein und rief ihn hinaus, ich bat ihn jedoch: „Bleib' noch!" — und er lächelte nur, rief den Leuten zu: „Wartet!" und erzählte weiter.

Er erzählte in einem Zuge fort bis zum Abend, und als er sich dann herzlich von mir verabschiedete und sich entfernte, da wußte ich, daß der Großvater gar nicht so böse und schrecklich war. Ich konnte es mir nicht recht zusammenreimen, daß er es war, der mich so grausam geschlagen hatte, vermochte jedoch andrerseits das, was einmal Tatsache war, nicht aus meinem Gedächtnis zu tilgen.

Der Besuch des Großvaters öffnete die Tür meiner Kammer auch für alle andern, und vom Morgen bis zum Abend saß immer irgend jemand an meinem Bett und suchte mich zu unterhalten, was, wie ich mich erinnere, nicht immer unterhaltsam und lustig war. Am häufigsten kam die Großmutter zu mir, sie schlief auch in demselben Bett mit mir. Den stärksten Eindruck jedoch machte in jenen Tagen auf mich der Besuch „Zigeunerchens", des Gesellen. Der vierschrötige, breitschultrige

Bursche mit dem riesigen Lockenkopf trat gegen Abend festlich gekleidet in die Kammer, in einem goldig schimmernden Seidenhemd, Pluderhosen aus Plüsch und knarrenden, gefälteten Schaftstiefeln. Sein Haar glänzte, die munteren Schielaugen unter den dichten Brauen und die weißen Zähne unter dem schwarzen Schnurrbärtchen blitzten nur so, und auf dem schimmernden Seidenhemd spielte in leichten Reflexen das rote Licht der ewigen Lampe.

„Da, guck' mal her!" sagte er, seinen Aermel aufstreifend, und zeigte mir den bis an den Ellbogen mit roten Striemen bedeckten bloßen Arm. „Sieh, wie das aufgeschwollen ist! Und es war noch viel schlimmer, es ist schon abgefallen! Wie ich sah, daß der Großvater in Zorn geriet, da dacht' ich, er schlägt Dich tot, und hielt immer meinen Arm dazwischen, damit die Rute zerbricht und er eine andere holen muß. Dann hätte Dich nämlich Deine Großmutter oder Mutter schnell hinausbringen können. Aber die Rute blieb ganz, sie war gut gewässert und darum geschmeidig. Ein gut Teil Hiebe hab' ich Dir aber doch erspart — sieh her, wieviel! Ja, Kleiner, ich hab's hinter den Ohren!"

Er lachte recht herzlich, betrachtete noch einmal seinen angeschwollenen Arm und sagte:

„So leid tatst Du mir, daß es mir förmlich die Kehle zuschnürte! Ein Jammer war's, wie er so zuschlug."

Er schnaubte wie ein Pferd, schüttelte den Kopf und brummte irgendeine respektlose Bemerkung über den Großvater vor sich hin; er hatte mit seiner kindlich schlichten Art sogleich mein Herz gewonnen.

Ich sagte ihm, daß ich ihn sehr lieb hätte, und er antwortete mit einer Einfachheit und Selbstverständlichkeit, die mir unvergeßlich geblieben ist:

„Auch ich habe Dich ja so lieb, mein Junge — darum hab' ich eben diesen Schmerz auf mich genommen! Oder meinst Du, ich hätte das für irgendeinen andern getan? Ich denke nicht daran!"

Dann begann er, häufig nach der Tür blickend, mich in leisem Tone zu unterweisen:

„Wenn Du wieder mal Prügel kriegst, dann mußt Du Dich nicht sträuben, nicht den Körper spannen — verstehst Du? Es schmerzt noch mal so stark, wenn Du den Körper anstrengst, ganz schlapp und lose mußt Du daliegen, wie Mehlbrei! Mußt Dich auch nicht aufblähen, sondern immer aus voller Brust Atem holen und ganz entsetzlich schreien. Merk' Dir das alles, das ist sehr gut!"

„Wird man mich denn noch schlagen?" fragte ich.

„Gewiß!“ sagte „Zigeunerchen“ in aller Gemütsruhe. „Natürlich wird man Dich schlagen! Dich wird man sogar sehr oft schlagen.“

„Warum denn?“

„Der Großvater wird schon einen Grund finden.“

Und immer wieder besorgt nach der Tür schauend, fuhr er in seiner Belehrung fort:

„Wenn er von oben herunter haut, daß die Rute glatt auffällt, dann brauchst Du nur ruhig und schlapp dazuliegen, wie ich's eben sagte; schlägt er aber von der Seite, zieht er die Rute an sich, um die Haut zum Aufplatzen zu bringen, dann schieb' auch Du Dich mit dem Körper nach ihm hin, immer der Rute nach, verstehst Du? Das wird Dir die Sache erleichtern.“

Und indem er pfiffig mit den schielenden schwarzen Augen blinzelte, sagte er:

„Ich versteh' von diesen Dingen mehr als selbst der Polizeimeister. Aus meiner Haut, mein Junge, könnte man Faustthandschuhe nähen!“

Ich blickte in sein munteres Gesicht und dachte an die Helden der Märchen, die mir die Großmutter erzählt hatte: an den Zarensohn Iwan und an Iwanuschka den Dummkopf.

3.

Als ich wieder auf den Beinen war, kam ich bald dahinter, daß „Zigeunerchen“ im Hause eine ganz besondere Stellung einnahm: der Großvater schrie ihn nicht so oft und auch nicht so grimmig an wie seine Söhne, und wenn er nicht dabei war, sagte er schmunzelnd und den Kopf schüttelnd von ihm:

„Goldene Hände hat doch dieser Wanja, weiß der Kuckuck! Merkt Euch, was ich sage; der wird noch mal ein ganz großer Mann!“

Die beiden Onkel benahmen sich „Zigeunerchen“ gegenüber gleichfalls zuvorkommend und freundschaftlich, nie wagten sie ihm gegenüber solche „Scherze“, wie sie ihnen bei dem Werkführer Grigorij angebracht schienen. Fast jeden Abend spielten sie diesem irgendeinen bösartigen Streich: sie machten ihm die Scherengriffe heiß, oder steckten ihm einen Nagel mit der Spitze nach oben in den Stuhlsitz, oder schoben ihm, dem Halbblinden, ein paar Stoffstücke von verschiedener Farbe unter und freuten sich diebisch, wenn er sie nichtsahnend zusammennähte und der Großvater ihn dann dafür ausschalt.

Eines Tages färbten sie dem Alten, als er nach dem Mittagessen in der Küche auf der Ofenpritsche sein Schläfchen hielt, das Gesicht mit Fuchsin, und lange ging er so umher, schrecklich zugleich und lächerlich anzusehen: aus dem grauen Vollbart schauten die dunkeln Brillengläser wie zwei runde Flecke hervor, und die lange, rotgefärbte Nase hing gleich einer Zunge darunter heraus. Sie waren unerschöpflich in solchen Einfällen, der Werkführer aber ertrug ihre Späße schweigend oder knurrte höchstens leise und befeuchtete der Vorsicht halber, wenn er das Plätteisen, die Lichtputzschere, den Fingerhut oder sonst einen metallischen Gegenstand anfaßte, seine Finger jedesmal mit Speichel. Das wurde dann seine ständige Gewohnheit, selbst bei Tisch hielt er es so mit Messer und Gabel und kehrte sich dabei nicht im geringsten an das Lachen der Kinder. Wenn es seinen Widersachern doch einmal gelang, ihm einen Schmerz zu verursachen, erschien auf seinem breiten Gesichte eine Flut von Runzeln, die auf seltsame Art über seine Stirn hinglitt, die Augenbrauen mit emporhob und sich dann irgendwo auf dem kahlen Schädel verlief.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie der Großvater diese eigenartigen Belustigungen seiner Söhne auf-

nahm; die Großmutter drohte ihnen jedesmal mit der Faust und schrie:

„Schämt Ihr Euch nicht, Ihr alten Taugenichtse?"

Von „Zigeunerchen" sprachen die beiden Oheime, wenn er nicht dabei war, keineswegs freundlich: sie tadelten seine Arbeit und nannten ihn einen Dieb und Faulpelz. Ich fragte die Großmutter, warum sie das taten, und sie befriedigte gern meine Neugier:

„Siehst Du, mein Junge — sie möchten beide den Wanja gern mitnehmen, wenn sie sich einmal selbständig machen, und darum sucht jeder von ihnen ihn vor dem andern schlecht zu machen. Das ist so ein Schwindel, eine List von ihnen. Sie fürchten aber auch noch, daß Wanja am Ende zu keinem von ihnen geht, sondern beim Großvater bleibt, und daß der mit seiner Hilfe ein drittes Geschäft aufmacht, was für sie sehr nachteilig sein würde. Hast Du verstanden?"

Sie lachte leise in sich hinein und fuhr dann fort:

„So sucht der eine den andern übers Ohr zu hauen, dem lieben Gott zum Possen. Und der Großvater hört's, wie sie sich gegenseitig etwas vormachen, und hetzt sie absichtlich auf: ‚Ich kauf' den Iwan vom Militär frei,' sagt er, ‚ich werde ihn selber noch brauchen.' Darüber werden sie dann

wütend, weil's ihnen nämlich ums Geld leid tut, denn einen Mann vom Militär loszukaufen, ist keine billige Sache!"

Ich lebte jetzt wieder mit der Großmutter sehr gemütlich, wie seinerzeit auf dem Dampfer, und jeden Abend vor dem Schlafengehen erzählte sie mir Märchen oder irgend etwas Selbsterlebtes, das gleichfalls wie ein Märchen klang. Sprach sie einmal von den Vorgängen im Hause, von der Vermögensteilung oder von der Absicht des Großvaters, ein neues Haus für sich zu kaufen, so klang es immer, als ob sie von etwas redete, das sie nichts anging, von den Angelegenheiten irgendwelcher Nachbarn, die sie nur so lächelnd nebenbei, von ferne streifte.

Ich erfuhr von ihr, daß „Zigeunerchen" ein Findelkind war — man hatte ihn in einer regnerischen Nacht im Beginn des Frühlings auf der Bank vor der Haustür gefunden.

„Da lag er, in eine Schürze gewickelt," erzählte sie nachdenklich und geheimnisvoll, „ganz kalt und steif war er schon geworden und piepste noch kaum."

„Warum setzt man denn die kleinen Kinder aus?"

„Was soll die Mutter machen, wenn sie keine Milch hat, um ihr Kind zu nähren? Da hört sie

nun zufällig, daß dort und dort ein kleines Kind gestorben ist, und so trägt sie das ihrige hin."

Sie schwieg ein Weilchen und fuhr dann seufzend, den Blick zur Decke gerichtet, fort:

„Das macht eben die Armut, Aljoscha — es gibt so viel Armut, daß es gar nicht zu sagen ist! Und dann sind die Leute auch der Meinung, daß unverheiratete Mädchen kein Kind haben dürfen, weil das 'ne Schande ist. Der Großvater wollte das Kind zuerst nach der Polizei tragen, ich redete ihm jedoch zu, wir sollten es behalten, Gott habe es uns statt derer gesandt, die er zu sich genommen. Ich habe ihrer nämlich achtzehn Stück zur Welt gebracht; wenn sie alle lebten, würden sie eine ganze Gasse von achtzehn Häusern bevölkern. Als man mich verheiratete, war ich vierzehn Jahre alt, und mit fünfzehn gebar ich mein erstes Kind. Der Herrgott muß aber wohl meine Kinderchen sehr lieb gehabt haben, denn er nahm mir immer eines nach dem andern weg und machte Engelchen daraus. Schrecklich war mir's ums Herz, und doch auch wieder freudig!"

Wie sie so auf dem Bettrande saß, im bloßen Hemd, ganz eingehüllt in das aufgelöste schwarze Haar, groß und zottig, glich sie vollkommen der Bärin, die kurz vorher ein Waldbauer aus Sfergatsch

auf unserem Hofe vorgeführt hatte. Ihre schneeweiße, reine Brust bekreuzend, lachte sie leise vor sich hin und fuhr, sich hin und her wiegend, fort:

„Die besseren nahm der liebe Gott zu sich in den Himmel, und die schlechteren ließ er mir zurück. Groß war meine Freude über den Wanjka, hatte ich Euch kleines Volk doch immer gar zu gern! Wir behielten ihn also und ließen ihn taufen, und er wuchs auf und wurde ein braver Junge. Ich nannte ihn erst das Käferchen, denn er brummte manchmal so absonderlich, ganz wie ein Käfer — kroch durch alle Zimmer und brummte, brummte. Hab' ihn nur recht gern, Aljoscha, er ist eine gute, einfache Seele!"

Ich hatte ihn auch wirklich gern, den Iwan, und bewunderte ihn zuweilen so sehr, daß ich ganz starr war vor Erstaunen.

Am Sonnabend, wenn der Großvater nach Abstrafung der Kinder, die sich im Laufe der Woche etwas hatten zuschulden kommen lassen, zur Abendmesse gegangen war, begann in der Küche ein unbeschreiblich lustiges Leben: „Zigeunerchen" fing hinter dem Ofen eine Anzahl großer schwarzer Schwaben, machte rasch aus Zwirn das nötige Geschirr für sie zurecht, fertigte aus Papier einen Schlitten an, und

alsbald fuhr über den gelben, sauber gescheuerten Tisch ein Viergespann von Rappen dahin, das Wanja mit einem dünnen Span lenkte, indem er dabei lustig schrie:

„Holla! Jetzt holen sie den Bischof ab!“

Dann klebte er auf den Rücken eines fünften Tierchens ein Stückchen Papier auf, ließ es hinter dem Schlitten herlaufen und erklärte:

„Sie haben den Futtersack vergessen. Der Mönch muß ihn ihnen nachtragen. Heda, Du!“

Dann nahm er ein sechstes Insekt, band ihm die Beine zusammen und ließ es los; das Tier kroch, immer wieder mit dem Kopfe gegen den Tisch stoßend, langsam vorwärts, Wanjka aber klatschte in die Hände und rief: „Der Küster kommt aus der Schenke, zur Abendmesse will er!“

Er führte uns Mäuse vor, die nach seinem Kommando auf den Hinterbeinen standen und gingen, dabei die langen Schwänze auf drollige Art hinter sich herschleppten und mit den kleinen, wie schwarze Glasperlen schimmernden Aeuglein pfiffig blinzelten. Mit seinen Mäusen ging Wanja sehr sorgfältig um, er trug sie in seinem Hemdbusen bei sich, ließ sie aus seinem Munde Zucker naschen, küßte sie und sagte in überzeugtem Tone:

„Die Maus ist ein kluges, freundliches Tier, und der Hausgeist liebt sie. Wer die Mäuse füttert, dem sieht er gar manches nach."

Er machte allerhand Kunststücke mit Karten und Münzen, schrie lauter als alle Kinder zusammen und benahm sich überhaupt ganz wie ein Kind. Einmal hatten die Kinder mit ihm Karten gespielt, und er hatte ein paarmal hintereinander verloren. Darüber war er sehr traurig, verzog beleidigt den Mund, gab das Spiel auf und beklagte sich dann naserümpfend bei mir:

„Ich weiß, sie haben sich gegen mich verabredet! Sie haben sich Zeichen gegeben und sich gegenseitig Karten unterm Tische zugesteckt. Ist das ein Spiel? Betrügen kann ich besser als sie!"

Er zählte damals neunzehn Jahre. Ich erinnere mich seiner ganz besonders lebhaft von den Sonntagabenden her: da ging's überhaupt im Hause gar lustig zu. Wenn der Großvater und Onkel Michailo ausgegangen waren, um irgendwo Besuche zu machen, erschien in der Küche der kraushaarige, zerzauste Onkel Jakow mit der Gitarre, und die Großmutter ließ Tee und einen reichlichen Imbiß bringen. Auch Branntwein kam auf den Tisch, in einer großen grünen Flasche, deren Boden

kunstvoll mit eingeschmolzenen roten Glasblumen verziert war. Wie ein Kreisel drehte sich „Zigeunerchen" in seiner Feiertagskleidung um den Tisch herum, der Werkführer schob sich leise, mit der Schulter voran, die große dunkle Brille auf der Nase, durch den Raum, und die kleine, gedrungene Kinderfrau Jewgenija mit dem pockennarbigen Gesicht, den pfiffigen Augen und der trompetenartigen Stimme fand sich gleichfalls ein. Zuweilen erschien auch der zottige Küster von der Himmelfahrtskirche nebst etlichen gefährlich aussehenden Unbekannten, die wie Hechte und Kaulquappen aussahen.

Alle aßen und tranken viel und seufzten dabei schwer. Die Kinder wurden beschenkt und erhielten jedes ein Gläschen süßen Likör. Eine seltsam fröhliche, warme Stimmung griff nach und nach Platz.

Onkel Jakow war ganz bei seiner Gitarre, deren Saiten er sorgfältig abstimmte. Wenn er damit fertig war, sagte er jedesmal: „Na, jetzt fang' ich an!"

Er warf das gelockte Haar zurück, beugte sich über die Gitarre und streckte den Hals vor wie eine Gans; sein rundes, sorgloses Gesicht nahm einen träumerischen Ausdruck an, die lebhaft hin und her flitzenden Augen erloschen gleichsam in einem fettigen Nebel, und die leise an den Saiten zupfende

Hand entlockte diesen eine berauschende, zu unwillkürlichem Aufspringen anreizende Weise.

Sein Spiel heischte spannungsvolle Ruhe; wie ein rasch hineilender Bach kam es irgendwoher aus weiter Ferne, drang durch Decke und Mauern, brachte das Herz in Erregung und rief in ihm ein rätselhaftes Gefühl der Unrast und Schwermut hervor. Ein tiefes Gefühl des Mitleids mit allen und mit sich selbst ergriff bei diesen Klängen jeden einzelnen; die Großen schienen wieder klein zu werden, und alle saßen regungslos, in nachdenkliches Schweigen gehüllt, da.

Ganz besonders aufmerksam hörte Onkel Michails Sohn Sascha zu; er streckte sich ganz nach Onkel Jakow hin, sah mit offenem Munde auf die Gitarre, und der Speichel floß ihm über die Lippe. Zuweilen vergaß er sich selbst so weit, daß er vom Stuhle auf den Boden glitt und dort, sich auf die Hände stützend, mit starr aus den Höhlen tretenden Augen sitzen blieb.

Alle saßen, wie von einem Zauber gebannt, da; nur der Samowar sang leise, ohne indes das Klagelied der Gitarre zu stören. Die beiden Quadrate der kleinen Fenster blicken in das Dunkel der Herbstnacht hinaus, von Zeit zu Zeit klopft

irgend jemand leise an die Scheiben. Auf dem Tische flackern die gelben, scharfen Lanzenspitzen gleichenden Flammen der beiden Talgkerzen hin und her.

Onkel Jakow ist mehr und mehr in einen Zustand der Verzückung geraten; die Zähne aufeinander pressend, scheint er fest zu schlafen, nur seine Hände führen ihr eigenes Dasein: die gebogenen Finger der Rechten zittern, ein bewegtes Ganzes bildend, über den dunklen Hohlkörper der Gitarre hin, daß es aussieht, als ob ein Vogel mit den Fittichen schlüge; die greifenden Finger der Linken gleiten dabei mit unglaublicher Schnelligkeit über den Hals des Instruments.

Wenn Onkel Jakow getrunken hatte, sang er fast immer durch die Zähne, mit unangenehm pfeifender Stimme, ein endloses Lied:

„Wär' der Jakow eine Hundetöle,
Bellt' er sich den Kummer von der Seele.
O, wie ist mir's schwer
Um das Herz so sehr!

Eine Nonne durch die Gasse flitzt.
Eine Krähe auf dem Zaune sitzt.
O, wie ist mir's schwer
Um das Herz so sehr!

Eine Grille zirpt im Ofenloch;
Schwabe denkt sich: schwieg' die Törin doch!
O, wie ist mir's schwer
Um das Herz so sehr!

Bettler hängt sein altes Hemd heraus,
Und ein zweiter stiehlt's und reißt schnell aus
O, wie ist mir's schwer
Um das Herz so sehr!"

Ich konnte dieses Lied nicht ausstehen — wenn der Onkel von den beiden Bettlern sang, ward mir so seltsam traurig zumute, daß mir die Tränen nur so über die Backen liefen.

„Zigeunerchen" lauschte dem Spiel mit derselben Aufmerksamkeit wie alle andern: seine Finger waren tief in das schwarze Haargelock versenkt, sein Blick war in die Ecke gerichtet, und die Nase zog schnaufend die Luft ein. Zuweilen begann er plötzlich im Tone tiefen Bedauerns:

„Ach, wenn ich so eine gute Stimme hätte — wie würde ich da singen, o Gott!"

„Mach' Dir doch das Herz nicht schwer, Jaschа," sagte die Großmutter aufseufzend zu Onkel Jakow. „Spiel' lieber was Lustiges, mag uns Wanja was vortanzen."

Nicht immer wurde die Bitte der Großmutter so ohne weiteres erfüllt; zuweilen aber unterbrach

der Onkel, die flache Hand auf die Saiten legend, plötzlich für einen Augenblick sein Spiel, ballte die Hand zur Faust, machte eine Bewegung, als ob er mit Gewalt irgend etwas Unsichtbares zu Boden schleuderte, und schrie in übermütigem Tone:

„Ach was — fort mit allem Gram und Kummer! Wanjka, leg' los!"

„Zigeunerchen" fuhr sich mit der Hand durchs Haar, zupfte sein gelbes Seidenhemd zurecht und kam dann vorsichtig, als wenn er über spitze Nägel ginge, in die Mitte der Küche; seine braunen Wangen röteten sich, und mit verlegenem Lächeln bat er:

„Nur recht flott, Jakow Wassilitsch!"

Die Gitarre ging in ein rasendes Tempo über, Wanjas Absätze trommelten kurz und scharf gegeneinander, auf dem Tische und im Spind klirrte das Geschirr, und mitten in der Küche wirbelte „Zigeunerchen" wie ein lebendiger Feuerbrand, stieß dann, die Arme gleich Flügeln bewegend, wie ein Geier vor, schrie wild auf, hockte sich nieder und fegte wie eine goldene Schwalbe dahin, alles rings mit dem rieselnden Glanze der Seide erhellend, die wie schmelzendes Metall zu glühen und zu strahlen schien.

„Zigeunerchen" tanzte unermüdlich, völlig selbstvergessen; hätte man die Tür ins Freie geöffnet —

er hätte draußen weiter getanzt, die Straße entlang, durch die ganze Stadt, Gott weiß wohin . .

„Immer quer durch!“ schrie Onkel Jakow, den Takt mit dem Fuße stampfend.

Und er pfiff, daß es nur so schrillte, und sang mit seiner aufreizenden Stimme scherzhafte Reime:

„Ach, tät' mir's um meine Schuh' nicht leid,
Lief' ich fort von Weib und Kind noch heut!“

In den Zuschauern am Tische zuckte es nur so, auch sie schrien auf und kreischten, als wenn sie versengt würden. Der bärtige Werkführer schlug sich mit der flachen Hand auf die Glatze und knurrte dazu irgend etwas. Einmal neigte er sich zu mir vor, daß sein weicher Bart meine Schulter ganz bedeckte, und flüsterte mir wie einem Erwachsenen ins Ohr:

„Dein Vater müßte dabei sein, Lexej Makimytsch — der würde ein anderes Feuer anzünden! Das war ein Mann, der Lust und Fröhlichkeit liebte! Erinnerst Du Dich seiner?“

„Nein.“

„Wirklich nicht? Wenn er so mit der Großmutter . . . wart' mal, einen Augenblick!“

Er erhob sich und stand da, groß und ausgemergelt, den Heiligen auf den Kirchengemälden ähnlich; langsam ging er auf die Großmutter zu,

verneigte sich vor ihr und bat sie mit tiefer, feierlicher Stimme: „Akulina Iwanowna, erweis' uns die Ehre, tanz' mal eine Runde! So, wie Du es früher, zu Maxim Sawwatjeitschs Zeiten, getan hast. Mach' uns die Freude!"

„Nicht doch, Grigorij Iwanytsch, mein Lieber — was fällt Dir ein?" versetzte die Großmutter lächelnd und sich sträubend. „Wie kann ich denn ans Tanzen denken? Man würde mich nur auslachen!"

Doch von allen Seiten begann man sie zu bitten, und so erhob sie sich denn jugendlich munter, schob ihren Rock zurecht, richtete sich empor, warf den schweren Kopf zurück, durchmaß die Küche und rief: „Ja, lacht nur — wohl bekomm's Euch! Nun, Jascha, schüttle mal Deine Musik um!"

Der Onkel reckte und streckte sich, schloß die Augen und spielte eine langsamere Weise, „Zigeunerchen" hielt einen Augenblick inne, sprang dann hinzu und hüpfte im Hocktanz, die Beine von sich schnellend, rund um die Großmutter herum, während sie geräuschlos über den Boden hinglitt, als schwebte sie durch die Luft, und, die Arme von sich streckend, ihre dunklen Augen unter den emporgezogenen Brauen irgendwohin in die Ferne richtete. Mir kam das alles lächerlich vor, und ich

platzte laut heraus; der Werkführer drohte mir streng mit dem Finger, und alle Erwachsenen sahen mißbilligend zu mir herüber.

„Klopf' nicht so laut auf, Iwan!" rief der Werkführer lächelnd dem Gesellen zu. „Zigeunerchen" sprang gehorsam zur Seite und setzte sich auf die Türschwelle. Die Kinderfrau Jewgenija sang nun, den Hals vorpressend, mit angenehmer, tiefer Stimme:

„Tag für Tag, die ganze Woche
Hat Marie gestickt, genäht,
Ist dabei ganz matt geworden,
Kaum, daß noch ihr Atem geht!"

Die Großmutter tanzte nicht, sondern erzählte gleichsam etwas durch ihre Bewegungen. Jetzt geht sie leise, nachdenklich, schwankend, blickt unter dem emporgehobenen Arm hinweg rings um sich, ihr ganzer großer Körper wiegt sich unentschlossen, und die Füße tasten vorsichtig nach dem Wege. Dann bleibt sie stehen, als sei sie plötzlich über irgend etwas erschrocken, ihr Gesicht erzittert, wird finster und strahlt dann im nächsten Augenblick in gütigem, hellem Lächeln. Nun weicht sie zur Seite aus, als gebe sie jemandem den Weg frei oder führe ihn an der Hand; den Kopf senkend, hält sie still und lauscht, ihr Lächeln wird immer fröhlicher, immer

heller — und plötzlich reißt sie sich dann von ihrem Platz los und dreht sich im Wirbel, ihre Gestalt wird schlanker und höher an Wuchs, und nun vermag man die Augen nicht mehr von ihr abzuwenden, so wunderbar schön und lieb erscheint sie in diesen Minuten köstlicher Rückkehr zur Jugend.

Jewgenija aber, die Kinderfrau, sang mit ihrer Trompetenstimme weiter:

„Doch am Sonntag nach der Messe
Tanzt sie bis zur Mitternacht —
Schade, daß die Feiertage
Gott, der Herr, so kurz gemacht!"

Nach beendetem Tanz nahm die Großmutter wieder ihren Platz vor dem Samowar ein; alle lobten sie, sie aber strich sich das Haar glatt und sagte:

„Hört schon auf! Als ob Ihr nie im Leben richtige Tänzerinnen gesehen hättet! Da war bei uns in Balachna ein Mädchen — ich hab's schon vergessen, wem sie gehörte, und wie sie hieß — wenn man die tanzen sah, weinte man förmlich vor Freude. Ein Fest war's, auf sie zu schauen, man begehrte gar nichts weiter. Und ich Sünderin — ich hab' sie beneidet!"

„Sänger und Tänzer sind die ersten Leute auf der Welt!" sprach die Kinderfrau Jewgenija ernst

und begann ein Lied vom König David zu singen. Onkel Jakow schloß „Zigeunerchen" in seine Arme und sagte zu ihm:

„In den Schenken solltest Du tanzen, Wanjka — ganz verrückt würdest Du die Leute machen!"

„Ach, wenn ich doch eine gute Stimme hätte!" klagte „Zigeunerchen". „Hätte mir Gott die gegeben, würde ich so zehn Jahre lang singen und dann meinetwegen ins Kloster gehen!"

Alle tranken Branntwein, namentlich Grigorij hielt sich tüchtig dran. Die Großmutter goß ihm ein Glas nach dem andern voll, warnte ihn jedoch: „Sieh nur zu, Grischa, daß Du nicht vollends blind wirst!"

„Laß doch," entgegnete er ruhig und gesetzt, „ich brauche meine Augen nicht mehr, hab' schon alles gesehen."

Er trank, ohne berauscht zu werden — nur immer gesprächiger wurde er und erzählte mir fast jedesmal von meinem Vater:

„Er war ein Mann von großem Herzen, mein lieber Freund Maxim Sawwatjeitsch."

„Ja, wirklich, ein Kind Gottes," bestätigte die Großmutter mit einem Seufzer.

Alles das war sehr interessant, alles hielt mich in steter Spannung und durchdrang mein Herz mit

einer sanften, wohligen Schwermut. Trauer und Freude lebten schier unzertrennlich nebeneinander in der Brust der Menschen und löften einander mit unfaßbarer Schnelligkeit ab.

Eines Abends führte Onkel Jakow, ohne stark angetrunken zu sein, eine Szene auf, die mich sehr erschreckte: er zerriß sein Hemd, zerrte wie wahnsinnig an seinem Haar, seinem dünnen, hellen Schnurrbart und seiner hängenden Lippe.

„Ach, was ist das nur, was ist das?" heulte er, während reichliche Tränen ihm über die Backen liefen. „Warum geschah das nur?"

Er schlug sich auf die Wangen, auf die Stirn, auf die Brust und schluchzte laut: „Ach, ich Schuft, ich Bösewicht! Ich verlorene Seele!"

„Aha—a—a! Siehst Du!?" brüllte Grigorij ihm ins Gesicht.

Die Großmutter aber, die gleichfalls nicht ganz nüchtern war, faßte die Hand ihres Sohnes und suchte ihn zu beruhigen:

„Nun, laß nur gut sein, Jascha, der liebe Gott weiß schon, was er einem bescheren soll!"

Wenn sie getrunken hatte, war sie noch vergnüglicher anzuschauen als sonst: ihre dunklen Augen lachten dann, strömten über alle ein Licht

aus, das die Seele erwärmte, und indem sie ihr erhitztes Gesicht mit dem Taschentuche fächelte, sprach sie mit singender Stimme:

„O Gott, o Gott, wie schön ist doch alles! Nein, seht doch nur: wie schön!“

Es war der Ruf ihres Herzens, das Losungswort ihres Lebens.

Das Geschrei und die Tränen des Onkels, der sonst so sorglos und lustig war, hatten auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Ich fragte die Großmutter, warum er geweint und sich selbst so gescholten und geschlagen hätte.

„Alles möchtest Du wissen!“ sagte sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, in mürrischem Tone. „Wart' noch, es ist noch zu früh für Dich, die Nase in diese Geschichten zu stecken.“

Diese Worte steigerten nur meine Neugier. Ich ging in die Werkstatt und suchte Wanja auszufragen. Doch auch er wollte mir nicht antworten, sondern lachte nur leise, blickte den Werkführer von der Seite an, schob mich der Werkstattür zu und rief dabei:

„Geh, laß mich in Ruhe, sonst steck' ich Dich in den Kessel und färbe Dich ganz blau!“

Der Werkführer stand vor dem breiten, niedrigen Ofen, in den die drei Kessel eingemauert waren,

rührte in diesen mit dem langen, schwarzen Mischholz herum, nahm es heraus und sah zu, wie die farbigen Tropfen an seinem Ende niedertropften. Hell flammte die Glut und spiegelte sich in dem Latz seines Lederschurzes, der so bunt war wie das Meßgewand eines Popen. In den Kesseln brodelte und zischte das gefärbte Wasser, und der beizende Dampf zog sich als dichte Wolke nach der Tür hin.

Der Werkführer sah mich unter der Brille hervor mit seinen trüben roten Augen an und sagte grob zu Wanja: „Hol' 'Holz! Siehst Du nicht, daß keins da ist?"

Und als dann „Zigeunerchen" auf den Hof hinausgelaufen war, setzte Grigorij sich auf einen mit Sandelholz gefüllten Sack und rief mich zu sich heran: „Komm her, mein Junge!"

Er hieß mich auf seinem Schoße Platz nehmen, schmiegte seinen weichen, warmen Bart an meine Backe und begann, ernst und geheimnisvoll zugleich, zu erzählen:

„Dein Onkel hat seine Frau getötet — zu Tode gepeinigt hat er sie, und jetzt quält ihn das böse Gewissen, verstehst Du? Du mußt alles begreifen lernen, mein Junge, sonst bist Du verloren!"

Mit Grigorij stand ich auf gutem Fuße, wie mit der Großmutter, nur daß mir zuweilen in seiner

Gegenwart etwas unheimlich zumute war: es war mir, als ob er unter seiner Brille hervor alles durchschaute.

„Wie er sie getötet hat, möchtest Du wissen?“ fuhr er, ohne sich zu beeilen, fort. „So hör' denn: als er sich mit ihr schlafen legte, deckte er ihr den Kopf mit der Bettdecke zu und drückte und schlug darauf los. Warum er das tat? Ja, das weiß er selbst nicht zu sagen.“

Und ohne sich weiter um Wanja zu kümmern, der mit einem Armvoll Brennholz zurückkehrte, kauerte er sich vor dem Ofenfeuer nieder, wärmte sich die Hände und fuhr in eindringlichem Ton fort:

„Vielleicht schlug er sie darum, daß sie besser war als er und seinen Neid erregte. Die Kaschirins, mein Junge, lieben das Gute nicht und suchen es auszurotten. Frag' einmal die Großmutter, wie sie mit Deinem Vater umgesprungen sind! Sie wird's Dir erzählen, sie liebt das Unrecht nicht, begreift es nicht. Sie ist wie eine Heilige, wenn sie auch Branntwein trinkt und schnupft. Sie ist eine Gottgefällige, halt' Dich nur an sie!“

Er schob mich von sich fort, und ich ging, beklommen und eingeschüchtert, auf den Hof hinaus. Im Hausflur holte mich Wanja ein, faßte mich beim Kopfe und flüsterte mir zu:

„Hab' keine Angst vor ihm, er ist gut; sieh ihm immer gerade in die Augen, er hat das gern!"

Alles war so sonderbar und aufregend. Ich kannte kein anderes Leben, hatte jedoch eine undeutliche Erinnerung, als ob meine Eltern ein anderes Leben geführt hätten: ihre Sprache, ihre Art, sich zu freuen — alles war anders. Sie saßen stets ganz dicht nebeneinander. Oft saßen sie des Abends eine ganze lange Zeit am Fenster, unterhielten sich lachend oder sangen laut — auf der Straße blieben die Leute stehen und blickten nach ihnen hin. Hier dagegen, im Hause des Großvaters, wurde nur wenig gelacht, und wenn es doch jemand tat, so wußte man nicht gleich, worüber er lachte. Oft schrien sie sich gegenseitig an, stießen gegeneinander Drohungen aus, flüsterten geheimnisvoll in den Ecken. Die Kinder waren still und duckten sich vor den Erwachsenen. Ich fühlte mich fremd im Hause, und dieses ganze Leben und Treiben, in dem es gleichsam jeden Augenblick Nadelstiche für mich gab, machte mich mißtrauisch und ließ mich alles mit gespannter Aufmerksamkeit beobachten.

Meine Freundschaft mit Wanja wuchs mit jedem Tage. Die Großmutter hatte vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein in der Häuslichkeit zu tun,

und so war ich denn den ganzen Tag um „Zigeunerchen“ herum. Immer wieder fing er, wenn der Großvater mich schlug, die Rutenhiebe mit der Hand auf, zeigte mir dann tags darauf die aufgeschwollenen Finger und klagte:

„Nein, das hat alles keinen Zweck! Dir wird's davon nicht leichter, und mir — sieh her! Ich tu's nicht wieder, hol's der Henker!“

Das nächste Mal unterzog er sich von neuem dieser überflüssigen Pein. —

„Du wolltest es doch nicht mehr tun?“ sagte ich zu ihm.

„Ich wollte nicht, — und hab's schließlich doch getan. So ganz von selber kam das . . .“

Bald erfuhr ich etwas über „Zigeunerchen“, das mein Interesse für ihn nur noch steigerte.

Jeden Freitag spannte Wanja den braunen Wallach Scharap, den Liebling der Großmutter, ein mutwilliges, pfiffiges Leckermaul, vor den breiten Schlitten; er zog den kurzen, bis an die Knie reichenden Pelz an, setzte die schwere Pelzmütze auf, umgürtete sich fest mit der grünen Leibbinde und fuhr nach dem Markte, um Lebensmittel einzukaufen. Zuweilen ließ er recht lange auf sich warten, dann bemächtigte sich des ganzen Hauses eine lebhafte

Unruhe, alle liefen nach den Fenstern, tauten mit ihrem Atem das Eis an den Scheiben und blickten auf die Straße hinaus.

„Kommt er noch nicht?"

„Nein!"

Am meisten regte sich die Großmutter auf.

„Ihr seid mir schon!" sagte sie zu ihren Söhnen und zum Großvater — „Ihr werdet noch den Jungen samt dem Pferde ins Unglück stürzen! Daß Ihr Euch nicht schämt, Ihr gewissenlosen Menschen! Habt Ihr an dem Eurigen nicht genug? Ihr verstocktes Volk, Ihr Räuber — Euch wird der liebe Gott schon bestrafen!"

Der Großvater brummte mürrisch: „Nun, schon gut, es soll das letztemal gewesen sein . . ."

Zuweilen kam „Zigeunerchen" erst gegen Mittag zurück. Die beiden Onkel und der Großvater gingen eilig auf den Hof hinaus, und hinter ihnen her tappte gleich einer Bärin, immer wieder voll Ingrimm eine Prise nehmend, die Großmutter, die bei dieser Gelegenheit einen ganz besonders plumpen Eindruck machte. Auch die Kinder kamen herausgelaufen, und nun begann das lustige Ausladen des Schlittens, der mit Spanferkeln, geschlachtetem Geflügel, Fischen und Fleischstücken jeder Art ganz beladen war.

„Hast Du auch alles richtig eingekauft, wie es Dir aufgetragen war?“ fragte der Großvater und musterte mit scharfem Seitenblick den Inhalt des Schlittens.

„Alles, wie sich's gehört,“ entgegnete Wanja munter, während er im Hofe herumsprang und die in Faustfandschuhen steckenden Hände laut schallend zusammenschlug, um sich zu erwärmen.

„Schlag die Handschuhe nicht so zusammen,“ fuhr der Großvater ihn streng an, „sie haben Geld gekostet. Hast Du noch Geld übrig behalten?“

„Nein.“

Der Großvater ging langsam um den Schlitten herum und sagte leise:

„Hast wieder mal recht viel mitgebracht. Daß Du mir nicht etwa kaufst, ohne zu bezahlen! Laß Dir das ja nicht beikommen!“

Und er entfernte sich rasch unter Stirnrunzeln.

Die Onkel machten sich vergnügt über den Schlitten her, wogen das Geflügel, die Fische, das Gänseklein, die Kalbsfüße, die mächtigen Fleischstücke in der Hand und gaben ihren Beifall durch Pfeifen und Lärmen zu erkennen.

„Recht geschickt hast Du eingekauft,“ meinten sie zufrieden.

Onkel Michail war ganz besonders entzückt: wie auf Sprungfedern hüpfte er um den Schlitten herum, beroch jedes Stück mit seiner langen Spechtnase, schmatzte mit den Lippen und kniff begehrlich die unruhigen Augen zusammen. Seine Aehnlichkeit mit dem Großvater fiel dabei besonders auf: er war ebenso hager wie dieser, doch höher an Wuchs und schwarz wie ein Feuerbrand. Die erfrorenen Hände in den Aermeln versteckend, fragte er „Zigeunerchen" aus: „Wieviel hat Dir der Vater mitgegeben?"

„Fünf Rubel."

„Und hier ist wenigstens für fünfzehn Rubel Ware. Wieviel hast Du ausgegeben?"

„Vier Rubel und 'nen Zehner."

„Macht neunzig Kopeken für Deine Tasche. Siehst Du wohl, Jakow, wie sein Kapitälchen wächst?"

Onkel Jakow, der im bloßen Hemd, ohne Rock, in dem starken Frost dastand, lachte still für sich und sah blinzelnd zum kalten blauen Himmel empor.

„Ein Achtelchen mußt Du schon jedem von uns zum besten geben," sagte er träg zu Wanja.

Die Großmutter spannte das Pferd aus dem Schlitten.

„Nun, mein Liebling?" sprach sie zärtlich zu dem Wallach. „Was macht denn mein Katerchen? Möcht'

noch ein bißchen mutwillig sein? Ja doch, immer spring noch ein bißchen, mein Springinsfeld!"

Der riesige Scharap schüttelte seine dichte Mähne, schnappte mit den weißen Zähnen nach der Schulter der Großmutter, riß ihr den seidenen Kopfputz aus dem Haar, sah ihr munteren Auges ins Gesicht, schüttelte sich den Reif von den Wimpern und wieherte leise.

„Um Brot bittet mein Pferdchen? Ei, sieh!"

Und sie schob ihm ein großes Stück stark gesalzenen Brotes zwischen die Zähne, hielt ihm die Schürze wie einen Futtersack vors Maul und sah nachdenklich zu, wie er fraß.

„Zigeunerchen" sprang gleichfalls, wie ein junges Pferd spielend, an sie heran.

„Ein prächtiges Tier ist er doch, unser Wallach," sagte er, „so klug!"

„Mach', daß Du fortkommst, Schweifwedler!" schrie die Großmutter, mit dem Fuße aufstampfend, „Zigeunerchen" an. „Du weißt, daß ich Dich an solchen Tagen nicht liebe!"

Sie erklärte mir, daß Wanja weniger um zu kaufen, als vielmehr um zu stehlen auf den Markt fahre.

„Der Großvater gibt ihm fünf Rubel mit," sagte sie mürrisch, „und er kauft für drei, stiehlt aber für

zehn dazu. Es macht ihm Spaß, das Stehlen. Einmal versuchte er's — es gelang, und zu Hause lachte man und lobte seine Kühnheit. Da wurde ihm denn das Stehlen zur Gewohnheit. Der Großvater, der von klein auf Not in Hülle und Fülle kennen gelernt hat, ist auf die alten Tage ein Geizhals geworden, Geld ist ihm teurer als die eignen Kinder, und so freut er sich, wenn er mal etwas umsonst hat. Na, und Michailo und Jakow . . ."

Sie machte eine Handbewegung, die wohl besagen sollte, daß von ihren Söhnen nicht viel Gutes zu erwarten sei; und nachdem sie ein Weilchen geschwiegen, fuhr sie, in die offene Tabakdose blickend, brummig fort: „Das sind verzwickte Geschichten, mein Junge, in denen wir beide uns nicht auskennen. Wenn sie den Wanja einmal beim Stehlen ertappen, schlagen sie ihn tot . . ."

Am Tage darauf bat ich „Zigeunerchen", er möchte doch nicht mehr stehlen. „Sie schlagen Dich sonst tot," fügte ich hinzu.

„A—ch was, sie erwischen mich nicht — ich bin gewandt und flink, und der Wallach ist noch flinker!" sagte er lächelnd, verfiel jedoch sogleich in einen ernsten Ton: „Ich weiß ja, das Stehlen ist sündhaft, und auch gefährlich. Ich betreib's eben nur so aus

Langerweile. Ich komm' auch nicht zum Sparen, Deine Onkel nehmen mir im Laufe der Woche alles wieder ab. Immer nehmt's, ich weine nicht darum! Wenn ich nur satt bin . . ."

Er nahm mich plötzlich auf den Arm und schüttelte mich leicht.

„Du bist leicht und zart, hast aber starke Knochen . . . wirst mal ein kräftiger Mann werden! Weißt Du was? Lern' doch Gitarre spielen, bitte den Onkel Jakow, daß er Dir's beibringt! Bist zwar noch sehr klein, da wird's wohl noch nicht gehen . . . Klein, aber trotzig — was? Den Großvater liebst Du wohl nicht?"

„Ich weiß nicht . . ."

„Und ich kann sie alle miteinander nicht leiden, die Kaschirins, der Teufel mag sie holen! Nur die Großmutter hab' ich gern."

„Und mich?"

„Du bist kein Kaschirin, sondern ein Pjeschkow — ganz andres Blut, andre Abstammung . . ."

Und plötzlich drückte er mich fest an sich und sagte fast stöhnend:

„Ach, wenn ich so eine schöne Singstimme hätte, o Gott! Ich würde die Menschen zum Rasen bringen! Geh nun, mein Lieber, ich muß an die Arbeit!"

Er ließ mich auf den Boden gleiten, schüttelte sich eine Handvoll kleiner Nägel in den Mund und begann ein feuchtes Stück schwarzen Stoffes über ein großes, quadratförmiges Brett zu spannen und darauf festzunageln.

Ich will hier gleich von seinem frühen Ende erzählen, das sich also zutrug.

Auf dem Hofe, am Tore, lag gegen den Zaun gelehnt ein großes Kreuz aus Eichenholz mit einem dicken, astreichen Stammende. Schon seit längerer Zeit lag es dort. Ich hatte es gleich in der ersten Zeit, nachdem ich ins Haus gekommen war, bemerkt — damals war es frischer, mehr gelb in der Farbe, während des Herbstes jedoch war es von den Regengüssen stark nachgedunkelt. Ein herber Duft von Gerbsäure ging von ihm aus, und auf dem engen, schmutzigen Hofe erschien es eigentlich recht überflüssig.

Onkel Jakow hatte dieses Kreuz gekauft, um es auf dem Grabe seiner Frau aufzustellen; er hatte ein Gelübde geleistet, am Jahrestage des Todes seiner Frau das Kreuz auf seinen Schultern nach dem Friedhof zu tragen. Dieser Jahrestag fiel auf einen Sonnabend im Anfang des Winters; es war frostig und windig, von den Dächern fiel der Schnee herab. Alle traten aus dem Hause auf den Hof.

Die Großeltern mit den drei Enkelkindern waren schon vorher nach dem Friedhof gefahren, um einer Seelenmesse beizuwohnen; mich hatte man, zur Strafe für irgendwelche Sünden, zu Hause gelassen.

Die Onkel, beide gleichmäßig in kurzen schwarzen Pelzen, nahmen das Kreuz vom Boden auf und traten jeder unter eins der Querholzenden; Grigorij und noch irgend jemand hoben mit Mühe das schwere Langholz mit dem dicken Endstumpf auf, der dann ganz auf „Zigeunerchens" breiten Rücken geladen wurde. Wanja geriet ins Schwanken und stellte die Beine breit auseinander.

„Wirst Du's auch schaffen?" fragte ihn Grigorij.

„Ich weiß nicht; ein bißchen schwer ist's ja . . ."

Onkel Michail schrie den Werkführer grimmig an: „Mach' das Tor auf, blinder Satan!"

Und Onkel Jakow sagte:

„Schäm' Dich, Wanja, wir sind doch beide schwächer als Du!"

Grigorij machte das Tor weit auf und rief Iwan noch eine ernste Mahnung nach:

„Gib acht, daß Du Dich nicht übernimmst! Geht mit Gott!"

„Dummer alter Glatzkopf!" schrie Onkel Michail ihm von der Straße zu.

Alle, die auf dem Hofe zurückblieben, lachten und begannen laut zu sprechen — es schien ihnen allen eine Erleichterung, daß das Kreuz endlich fort war.

Grigorij nahm mich bei der Hand und führte mich nach der Werkstatt.

„Vielleicht bekommst Du heute mal keine Prügel," sagte er, „der Großvater blickte so freundlich drein."

In der Werkstatt hieß er mich auf einem zum Färben bereit liegenden Haufen Wolle Platz nehmen, wickelte mich bis zum Halse hinauf ein, schnupperte nach dem aus dem Kessel aufsteigenden Dampfe und begann nachdenklich:

„Ich kenne Deinen Großvater nun schon siebenunddreißig Jahre, mein Sohn, ich habe seine Anfänge hier im Geschäft gesehen und sehe nun sein Ende. Wir waren früher sehr befreundet und haben diese Sache hier gemeinschaftlich ausgedacht und angefangen. Er ist ein kluger Mensch, Dein Großvater! Hat es zu etwas gebracht, ist ein selbständiger Meister geworden, ich hab's nicht so gut verstanden. Aber unser Herrgott ist doch noch klüger als wir alle; er braucht nur zu lächeln, und der klügste Mensch ist mit seiner Weisheit zu Ende. Du kannst noch nicht begreifen, weshalb etwas gesagt oder getan wird, mußt aber alles begreifen lernen.

Das Leben einer Waise ist schwer. Dein Vater, Maxim Sawwatjeitsch, war ein prächtiger Mensch — der begriff alles; darum liebte ihn auch der Großvater nicht, wollt' ihn nicht aufkommen lassen."

Es hatte einen eigenen Reiz, den Worten des gutmütigen Grigorij zu lauschen und dabei zuzuschauen, wie in dem Ofen die goldigroten Flammen spielten, wie die milchigen Dampfwolken über den Kesseln aufstiegen und sich als bläulichgrauer Reif auf den Brettern des schräg abfallenden Daches niederschlugen, durch dessen Lücken der Himmel in blauen Streifen sichtbar ward. Der Wind war abgefallen, irgendwo strahlte die Sonne, der ganze Hof war wie mit Glasstaub bestreut, auf der Straße knirschten die Schlittenkufen, blauer Rauch stieg aus den Schornsteinen empor, und über den Schnee glitten leichte Schatten, die gleichfalls irgend etwas zu erzählen schienen.

Wie ein guter Zauberer stand der lange, hagere, bärtige Grigorij vor den Kesseln mit der brodelnden Farbenbrühe, rührte darin herum und gab mir gute Lehren:

„Sieh den Leuten nur immer gerade in die Augen . . . und auch den Hunden, wenn sie auf Dich losstürzen: dann lassen sie von Dir ab."

Sein kahler Schädel mit den großen Ohren ist unbedeckt; die schwere Brille schneidet tief ins Nasenbein, und die Nasenspitze ist blau angelaufen wie bei der Großmutter. Ich fühle mich unbefangen in seiner Gesellschaft, wie in der der Großmutter.

„Horch' mal!" sagte er plötzlich, lauschte einen Augenblick hinaus, machte mit dem Fuße die Ofentür zu und eilte in kurzen Sprüngen über den Hof. Ich lief hinter ihm her.

Mitten in der Küche lag „Zigeunerchen" auf dem Fußboden, das Gesicht nach oben gewandt; durch das Fenster fielen ihm breite Lichtstreifen auf Kopf und Brust und auf die Füße. Seine Stirn glänzte so seltsam, die Brauen waren hoch emporgezogen; die schielenden Augen blickten durchdringend scharf zur Decke empor; die dunklen Lippen zuckten, rötliche Blasen traten zwischen ihnen hervor; aus den Mundwinkeln lief Blut über Kinn und Hals auf den Fußboden hinab, und unter dem Rücken strömte es gar in dichten Bächen hervor. Iwans Beine waren plump ausgestreckt, man sah, daß die weiten, dunklen Beinkleider feucht waren. Auf dem sauber gescheuerten, frisch mit Sand bestreuten Fußboden zogen sich grell schimmernde Bäche Blutes nach der Schwelle hin.

„Zigeunerchen" lag da und rührte sich nicht, nur die Finger an den längs des Körpers ausgestreckten Armen machten zuckende Bewegungen. Die Kinderfrau Jewgenija kauerte neben ihm und suchte ihm eine brennende Kerze in die Hand zu drücken. Er vermochte sie nicht festzuhalten, die Kerze fiel immer wieder zu Boden, und die Flamme verlöschte im Blute. Die Kinderfrau hob sie auf, wischte sie mit dem Schürzenzipfel ab und suchte sie von neuem dem Daliegenden in die Hand zu stecken. In der Küche ging ein hastiges, unruhiges Geflüster, vor dem ich unwillkürlich zurückscheute, doch hielt ich mich krampfhaft an dem Türklopfer fest und blieb.

„Gestolpert ist er," erzählte Onkel Jakow, der ganz verstört war und den Kopf seltsam hin und her drehte, während die farblosen Augen in dem fahlen Gesicht blinzelten.

„Er ist hingefallen, und das Kreuz fiel auf ihn — gerade in den Rücken hat's ihn getroffen. Auch wir hätten etwas abbekommen, haben es aber noch rechtzeitig abgeworfen."

„Und ihm habt Ihr den Rest gegeben!" sagte Grigorij dumpf.

„Wieso denn? . . ."

„Ihr habt ihn auf dem Gewissen!"

Das Blut rann und rann, an der Schwelle bildete es schon eine dunkle Lache. Durch den rosigen Schaum, der „Zigeunerchens“ Lippen bedeckte, klang ein gurgelnder Laut, und es war, als ob sein Körper hinschmölze und schlaffer und flacher würde, als ob er sich mehr und mehr an den Boden schmiegte und in ihn zu verschwinden suchte.

„Michailo ist rasch nach der Kirche geritten, um den Vater zu holen,“ flüsterte Onkel Jakow, „und ich habe Wanja in eine Droschke geworfen und bin rasch hierher geeilt . . . Gut, daß ich nicht selbst mir das Stammende aufgeladen habe, es hätte sonst mich getroffen.“

Die Kinderfrau bemühte sich immer noch, „Zigeunerchen“ die Kerze in die Hand zu drücken, wobei sie auf diese abwechselnd Wachstropfen und Tränen fallen ließ.

„So kleb' doch das Licht zu seinen Häupten fest, auf dem Fußboden!“ sagte Grigorij laut und barsch zu ihr.

„Ach ja, das wird gehen!“

„Nimm ihm aber vorher die Mütze ab!“

Die Kinderfrau nahm Wanjka die Pelzmütze vom Kopfe; er schlug dumpf mit dem Nacken auf den Fußboden auf. Sein Kopf fiel dann auf die

Seite, mit der Schläfe nach der Diele, und das Blut floß reichlicher, wenn auch nur aus dem einen Mundwinkel. Das dauerte eine ganze, lange Zeit. Anfangs dachte ich, „Zigeunerchen" würde erwachen und sich aufrichten, würde, auf dem Boden sitzend, ausspucken und sagen: „Pfui, Spinne!"

Das sagte er immer, wenn er des Sonntags, aus seinem Nachmittagsschlaf erwachend, ausspuckte. Diesmal jedoch wartete ich vergebens: er richtete sich nicht auf, sondern ward schlaffer und schlaffer. Das Sonnenlicht war bereits verschwunden, nur auf dem Fensterbrett lag noch ein schmaler lichter Streifen. Wanjas Gesicht war ganz dunkel geworden, seine Finger bewegten sich nicht mehr, der Schaum war von den Lippen fort. An seinem Scheitel und neben seinen Ohren brannten drei Kerzen; ihre gelben Flämmchen flackerten hin und her, beleuchteten das üppige, bläulich-schwarze Haar, warfen spielende Lichterchen auf die dunklen Wangen und ließen die Nasenspitze und die rosigen Zähne hell erschimmern.

Die Kinderfrau kniete neben ihm, weinte und flüsterte vor sich hin:

„Mein armer, guter Junge, mein fröhlicher Falke!"

Es war schaurig und kalt. Ich kroch unter den Tisch und versteckte mich dort. Nach einem Weilchen kam der Großvater in seinem Waschbärpelz zur Küchentür hereingestürzt, ihm folgte die Großmutter in ihrer Saloppe, eine Boa über dem Kragen, dann kamen Onkel Michail, die Kinder und zahlreiche fremde Leute.

Den Pelz auf den Fußboden werfend, schrie der Großvater:

„Ihr Schurken! Was habt Ihr da angerichtet! Mir solch einen Jungen umzubringen! In fünf Jahren wäre er nicht mit Gold zu bezahlen gewesen!"

Die Kleidungsstücke auf dem Fußboden hinderten mich, Wanja zu sehen, und so kroch ich aus meinem Versteck hervor und geriet dem Großvater gerade zwischen die Beine. Er schleuderte mich zur Seite und drohte seinen Söhnen mit der kleinen roten Faust:

„Ihr Wölfe!"

Dann setzte er sich auf die Bank, stützte sich mit den Armen darauf, stieß ein trockenes Schluchzen aus und sprach mit knarrender Stimme:

„Ich weiß schon: er hat Euch im Wege gestanden! . . . Ach, mein lieber Wanja . . . wie konntest Du mir das antun! Was soll ich nun anfangen, hä — was soll ich anfangen? Fremde

Leute ins Haus nehmen? Das hieße die Zügel aus der Hand geben . . . Der Herrgott hat's mit uns nicht gut gemeint in den letzten Jahren — was, Mutter?"

Die Großmutter hatte sich breit am Boden hingekauert und betastete Iwans Gesicht, seinen Kopf, seine Brust, hauchte ihm in die Augen, faßte seine Hände, rieb sie und warf dabei alle Kerzen um. Dann stand sie schwerfällig auf, stand da, ganz dunkel, in dem schimmernden schwarzen Kleide, riß die Augen beängstigend weit auf, daß sie fast aus den Höhlen traten, und sagte leise:

„Hinaus, Ihr Verruchten!"

Alle, außer dem Großvater, verließen die Küche.

. . . Ohne Sang und Klang wurde „Zigeunerchen" begraben.

4.

Ich liege auf dem breiten Bett, vierfach eingewickelt in die schwere Bettdecke, und höre zu, wie die Großmutter betet; die eine Hand auf der Brust, kniet sie da und schlägt mit der andern von Zeit zu Zeit langsam das Kreuz.

Draußen knistert der Frost; der grünliche Mondschein fällt durch die mit Eisblumen bedeckten Fensterscheiben, beleuchtet das gutmütige Gesicht mit der unförmlichen Nase und läßt die dunklen Augen in phosphoreszierendem Lichte erstrahlen. Der seidene Kopfputz, der das Haar der Großmutter bedeckt, glänzt wie geschmiedetes Eisen, das dunkle Kleid bewegt sich, fließt von den Schultern nieder, breitet sich am Boden hin.

Nachdem sie ihr Gebet beendet hat, zieht sie sich schweigend aus, legt ihre Kleider glatt und wohlgeordnet auf den Kasten in der Ecke und kommt an das Bett heran. Ich stelle mich, als sei ich fest eingeschlafen.

„So verstell' Dich doch nicht, Du Schlingel, Du schläfst ja gar nicht!" spricht sie leise. „Nicht wahr,

mein Taubenseelchen, Du schläfst nicht? Gib rasch die Decke her!"

Im Vorgenuß kommender Dinge vermag ich ein Lächeln nicht zu unterdrücken.

„Aha, Du Räuber! Du machst Dich also über Deine alte Großmutter noch lustig!" schreit sie auf mich los. Dann faßt sie die Bettdecke mit beiden Händen an der Kante und zieht sie so geschickt und kräftig zu sich hin, daß ich in die Luft emporgeschnellt werde, mich ein paarmal um mich selbst drehe und in die weichen Betten hinabsause, worüber sie hell auflacht:

„Na, kleiner Kobold, wie gefällt Dir das? Hast Du dabei nicht 'ne Mücke verschluckt?"

Zuweilen jedoch betet sie sehr lange, ich schlafe wirklich ein und merke es gar nicht, wenn sie zu Bett geht.

Lange Gebete der Großmutter schließen jedesmal die Tage ab, an denen es recht viel Aerger, Streit und Kampf gegeben hat. Mit großem Interesse höre ich dann ihren Ergüssen zu; sie erzählt dem lieben Gott ganz ausführlich alles, was im Hause vorgefallen ist. Schwer, wie ein großer Hügel, liegt sie da auf den Knien, flüstert zuerst rasch und unverständlich und murmelt dann halblaut mit tiefer Stimme:

„Du weißt es ja selbst, o Herr, daß jeder immer nur sein Bestes sucht. Michailo, mein Aeltester, möchte gern in der Stadt bleiben, er hält es für kränkend, daß er über den Fluß gehen soll, wo er die Leute nicht kennt; ich weiß wirklich nicht, was noch werden soll. Der Vater scheint den Jakow mehr zu lieben. Ist das wohl recht, seine Liebe so ungleich zwischen den Kindern zu verteilen? Er ist trotzig, der Alte — möchtest Du doch, o Herr, seinen Geist erleuchten!"

Die großen, glänzenden Augen auf die dunklen Heiligenbilder richtend, gibt sie ihrem Gott einen Rat:

„Schick' ihm doch einen guten Traum, o Herr, damit er begreift, wie er die Teilung zwischen seinen Söhnen vornehmen soll!"

Sie bekreuzt sich, verneigt sich bis zur Erde, schlägt mit der großen Stirn gegen die Diele, richtet sich dann wieder auf und fährt in eindringlichem Tone fort:

„Wenn Du doch auch mal meiner Warwara irgendeine Freude machen wolltest! Womit hat sie Dich denn so arg erzürnt? Womit hat sie schwerer gefehlt als andere? Was ist das nur: eine junge, gesunde Frau und lebt ewig in Trauer! Gedenk' auch des armen Grigorij, o Herr — seine Augen werden immer schwächer! Wenn er blind wird,

muß er betteln gehen, das wäre doch schlimm für ihn! Seine ganze Kraft hat er dem Großvater geopfert, der wird ihn kaum erhalten wollen . . . o Gott, o Gott!"

Sie ließ demütig Kopf und Arme sinken und verharrte so eine ganze lange Zeit, als sei sie fest eingeschlafen oder vor Frost erstarrt.

„Was noch?" fragte sie dann stirnrunzelnd in ihrem Gedächtnis. „Nun denn — erbarme Dich aller Rechtgläubigen und gib ihnen die ewige Seligkeit! Auch mich sündige Närrin schließ in Deine Gnade ein, Du weißt ja, daß ich nicht aus Bosheit sündige, sondern aus Torheit!"

Und dann seufzte sie tief auf und sagte so recht herzlich und ergeben: „Alles weißt Du, Geliebter, alles ist Dir bekannt, Du gütiges Väterchen!"

Er gefiel mir ausnehmend gut, dieser Gott meiner Großmutter — sie stand mit ihm auf so gutem Fuße, und ich bat sie oft: „Erzähl' mir vom lieben Gott!" Sie sprach von ihm auf ganz besondere Art: sehr leise, mit geschlossenen Augen, die Worte auf seltsame Weise dehnend, und immer saß sie dabei. Sie erhebt sich einen Augenblick, setzt sich wieder, nimmt ein Kopftuch um und beginnt, weit ausholend, zu reden, bis der Schlaf uns beide übermannt:

„Da sitzt nun der liebe Gott oben auf einem Hügel, mitten auf der paradiesischen Wiese, auf einem Throne aus blauem Saphir, unter den silbernen Linden, die das ganze Jahr blühen. Weder Winter noch Herbst gibt's dort im Paradiese, und die Blumen welken nie, sondern blühen immer und ewig, Gottes Heiligen zur Lust. Und um den lieben Gott herum fliegen Engel in großer Anzahl, wie Schneeflocken oder wie Bienen, die in Schwärmen sind, oder wie weiße Tauben — fliegen vom Himmel zur Erde nieder und wieder zum Himmel zurück, wo sie dem lieben Gott alles von uns Menschen erzählen. Dein Engel ist dort und mein Engel und Großvaters Engel — jedem ist ein Engel zugeteilt, der liebe Gott ist zu allen gleich gut. Da meldet nun Dein Engel dem lieben Gott: ‚Alexej hat dem Großvater die Zunge ausgestreckt!' Und der liebe Gott ordnet an: ‚Ei, dafür mag ihn der Alte ordentlich durchprügeln!' Und so ordnet er überall alles an und teilt einem jeden Schmerz oder Freude zu, wie er es verdient. Und so schön und gut ist dort alles bei ihm, daß die Engel vor Vergnügen mit den Flügeln schlagen und ihm lobsingen: ‚Ehre sei Dir, o Gott, Ehre sei Dir!' Er aber, der Gütige, lächelt ihnen zu: ‚Schon gut,' sagte er, ‚laßt es genug sein!'"

Und sie lächelt selbst und nickt mit dem Kopfe.

„Hast Du es selbst gesehen?" frage ich.

„Das nicht, aber ich weiß es!" antwortet sie nachdenklich.

Wenn sie so von Gott, von dem Paradiese und den Engeln sprach, wurde sie klein und so bescheiden, ihr Gesicht verjüngte sich, und die feuchten Augen strahlten ein warmes Licht aus. Ich nahm ihre schweren, atlasweichen Flechten in die Hand, legte sie um meinen Hals und lauschte regungslos, mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihre schier endlosen Erzählungen, deren ich nie genug hören konnte.

„Gott zu sehen, ist dem Menschen nicht gegeben — er würde davon blind werden; nur seine Heiligen vermögen ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Engel dagegen habe ich gesehen — sie zeigen sich jenen, die reinen Herzens sind. Ich wohnte einmal stehend der Frühmesse in der Kirche bei, und da sah ich ihrer zwei im Altarraum umhergehen. Wie Nebel waren sie anzuschauen, und man konnte durch sie hindurchblicken, und so hell und strahlend waren sie, und ihre Flügel waren wie von Spitzen und Musselin und reichten bis zur Erde. Rund um den Altar schwebten sie und waren dem greisen Vater Ilja, dem Priester, beim Gottesdienst behilflich: er

hob die schwachen Arme im Gebet zu Gott empor, und sie stützten seine Ellenbogen. Er war schon sehr alt und fast blind, stieß an alles an und ist auch bald darauf eines plötzlichen Todes gestorben. Wie ich sie damals erblickte, war ich ganz weg vor Freude, ums Herz ward mir so wundersam, und die Tränen rannen mir nur so von den Augen — zu schön war das! Alles, mein Junge, ist schön und gut beim lieben Gott, im Himmel wie auf Erden!"

„Ist auch bei uns alles gut?" fragte ich.

Die Großmutter segnete sich mit dem Kreuze und antwortete dann: „Ja, alles ist gut — dank der allerseligsten Mutter Gottes!"

Ihre Worte machten mich stutzig: es wollte mir nicht einleuchten, daß wirklich alles im Hause gut war, ich hatte im Gegenteil das Gefühl, daß es bei uns immer ärger und ärger wurde. Eines Tages, als ich an der Tür zu Onkel Michailos Zimmer vorüberging, sah ich, wie Tante Natalija dort im Nachtgewand, die Hände gegen die Brust pressend, hin und her lief und mit leiser Stimme, aus der man das Entsetzen heraushörte, ausrief: „O Gott, führ' mich doch fort von hier, nimm mich zu Dir!"

Ich konnte ihr Gebet verstehen, und auch Grigorij verstand ich, wenn er vor sich hinbrummte:

„Bin ich erst mal blind, dann geh' ich betteln . . . was kann's schaden!"

Ich wünschte, daß er recht bald blind werden möchte — ich hätte dann gebeten, daß man mich ihm als Führer gäbe, und wir wären beide zusammen bettelnd durch die Stadt gezogen. Ich hatte mit ihm schon darüber gesprochen.

„Gut, gehen wir zusammen!" hatte der Werkführer mir, in seinen Bart hinein lächelnd, zur Antwort gegeben. „Ich werde dann in der Stadt erzählen: Seht, das ist der Enkel des Zunftvorstehers Wassilij Kaschirin, der Sohn seiner Tochter! Das wird den Leuten Spaß machen!"

Nicht selten sah ich Tante Natalijas fahles Gesicht durch aufgeschlagene Lippen und blaue Flecke unter den ausdruckslosen Augen entstellt.

„Schlägt sie der Onkel?" fragte ich die Großmutter, und sie entgegnete mir seufzend:

„Ja, er schlägt sie, der Schuft — in aller Heimlichkeit! Der Großvater hat es ihm verboten, sie zu schlagen, darum wagt er's nur in der Nacht. Ein böser Mensch ist er, und sie ist wie Mehlbrei."

Und sie kommt wieder ins Erzählen:

„Heutzutage wird doch nicht mehr so geschlagen wie in früherer Zeit. Es setzt wohl mal eins in die

Zähne oder eine Ohrfeige, oder es packt auch gelegentlich einer sein Weib am Schopfe und schüttelt es ein Weilchen. Früher aber haben sie stundenlang ihre Wut ausgelassen. Mich hat der Großvater einmal am Ostersonntag vom Hochamt bis zum späten Abend geprügelt. Hatte ich meine Tracht weg, so hörte er auf, und hatte er sich eine Weile ausgeruht, so fing er wieder von vorn an. Mit 'ner Leine schlug er zu oder mit 'nem Knüttel — was ihm gerade zur Hand war."

„Wofür?"

„Das weiß ich nicht mehr. Ein andermal schlug er mich halbtot und gab mir fünf Tage lang nichts zu essen — kaum daß ich damals mit dem Leben davonkam. Und ein drittes Mal wieder."

Ich war aufs höchste erstaunt: die Großmutter war wenigstens doppelt so stark wie der Großvater, und es wollte mir nicht in den Kopf, daß er sie unterkriegen könnte.

„Ist er denn stärker als Du?" fragte ich.

„Nicht stärker, aber doch älter! Und dann ist er ja mein Mann! Er hat vor Gott zu verantworten, was er mir antut, mir aber ist befohlen zu dulden."

Recht unterhaltsam war es für mich, ihr zuzuschauen, wenn sie die Heiligenbilder abstäubte und

ihre Metalleinfassung säuberte. Die Bilder waren mit reichem Schmuck versehen, die Strahlenkrone war von Silber, mit Perlen und bunten Edelsteinen besetzt. Sie nahm das Bild vorsichtig von der Wand, betrachtete es lächelnd und sagte gerührt:

„Was für ein liebes Gesichtchen!"

Dann bekreuzte sie sich und küßte das Bild.

„Ganz verstaubt und verräuchert ist es — ach, Du hilfreiche Mutter, Du Trösterin der Betrübten! Sieh doch, mein Junge, wie fein die Schrift ist, wie klein die Figürchen sind, und jede steht für sich gesondert! Das nennt sich hier ‚die zwölf Feiertage', in der Mitte ist die allgütige Mutter Gottes von Feodorowsk. Und das hier heißt: ‚Beweine mich nicht, o Mutter, wenn Du mich im Grabe siehst!'"

Zuweilen schien sie mir mit den Heiligenbildern ebenso eifrig und ernsthaft zu spielen, wie die einfältige kleine Katerina, Onkel Jakows Tochter, mit ihren Puppen spielte.

Sie sah nicht selten Teufel, teils mehrere zugleich, teils vereinzelt.

„Ging ich da einmal zur Zeit der großen Fasten in der Nacht an dem Rudolphschen Hause vorüber; der Mond schien hell, und mit einemmal sehe ich, wie der Schwarze rittlings auf dem Dache neben

dem Schornstein sitzt, den gehörnten Kopf über den Schornstein beugt und schnüffelt und schnaubt. Groß und zottig sah er aus und schlug immer mit dem Schwanze aufs Dach und scharrte und wackelte in einem fort. Ich schlug ein Kreuz nach ihm hin und sagte: ‚Siehe, der Herr wird auferstehen, und seine Feinde werden wie die Spreu zerstieben.' Da stieß er ein leises Winseln aus, glitt mit einem Purzelbaum vom Dach in den Hof hinunter — und zerstob auch richtig. Wahrscheinlich hat man bei den Rudolphs an jenem Tage, obgleich es ein Fasttag war, Fleischspeisen bereitet, und das hatte er gerochen und freute sich darüber."

Ich lachte, als ich mir vorstellte, wie der Teufel vom Dache herunter einen Purzelbaum schoß, und auch die Großmutter lachte und sagte:

„Gar zu frech sind sie manchmal, ganz so wie die kleinen Kinder! Einmal hatte ich große Wäsche in der Badestube, und das dauerte wohl bis Mitternacht. Auf einmal sprang das Pförtchen des Badeofens auf, und eine ganze Schar von Teufelchen stürzte daraus hervor, einer immer kleiner als der andere, rote, grüne und schwarze, wie die Schwaben. Ich will nach der Tür, kann sie aber nicht mehr erreichen, sondern versinke förmlich in der Menge

der kleinen Bürschchen. Die Badestube war von ihnen knüppeldick voll, nicht umdrehen konnte ich mich; zwischen die Füße krochen sie mir und setzten mir so zu, daß ich mich nicht mal bekreuzigen konnte. So haarig waren sie, und so weich und warm, ganz wie junge Katzen, nur daß sie alle auf den Hinterbeinen herumhüpften; sie schwirrten dahin und dorthin und waren so frech und hatten Mäusezähnchen und grüne Augen, und Schwänzchen wie die Ferkel, und die Hörner waren noch nicht ganz durchgebrochen, sondern saßen erst noch wie Zöpfchen auf dem Kopfe. Schließlich wurde ich ohnmächtig, und wie ich wieder zur Besinnung kam, brannte das Licht kaum, und das Wasser im Waschtrog war kalt geworden, die fertig gewaschene Wäsche aber lag am Boden. Ach, Ihr bösen kleinen Nickel, dacht' ich, daß Euch das Mäuslein beiße!"

Ich hatte die Augen geschlossen und sah, wie aus dem gähnenden Schlunde des Ofenlochs, zwischen den grauen Steinen hervor, das zottige, buntfarbige Volk der kleinen Geisterchen hervorströmte, wie sie die kleine Badestube anfüllten, auf die Kerzen bliesen und die rosigen kleinen Zungen keck herausstreckten. Auch das reizt wohl zum Lachen, hat aber zugleich doch etwas Gruseliges. Die Großmutter

schüttelt den Kopf, schweigt ein Weilchen und ist dann plötzlich wieder ganz lebendig.

„Und noch ein drittes Mal hab' ich die Höllengeister zu Gesicht bekommen — es war gleichfalls in der Nacht, zur Winterszeit, bei starkem Schneewehen. Ich ging durch die Djukow-Schlucht — dort, weißt Du, wo Jakow und Michailo, wie ich Dir erzählte, Deinen Vater in dem Eisloch im Teiche ertränken wollten. Ich gehe also und war eben auf dem Fußweg unten auf den Grund der Schlucht gelangt, als mit einemmal ein schreckliches Pfeifen und Heulen in der Schlucht anhebt. Ich blicke auf und sehe, wie ein Dreigespann von schwarzen Rappen auf mich zujagt, und ein dicker Teufel in einer roten Mütze sitzt drin und lenkt sie, die Arme weit vorgestreckt und die geschmiedeten Ketten, mit denen sie angeschirrt sind, als Zügel in der Faust. Nun war aber unten in der Schlucht gar kein Fahrweg, und so jagte das Dreigespann, von einer Schneewolke umhüllt, gerade in den Teich. Im Schlitten saßen gleichfalls lauter Teufel, die pfiffen und schrien und schwenkten ihre Mützen — und so fuhren sieben solche Schlitten an mir vorüber, wie die Feuerwehr, und alle Pferde waren ganz schwarz wie die Raben; in Wirklichkeit aber waren es lauter böse Menschen,

die von ihren Eltern verflucht waren. Solche Menschen dienen den Teufeln zur Lust und Freude; sie spannen sie vor ihre Wagen und hetzen sie an ihren Feiertagen durch die finstere Nacht. Jedenfalls war's eine Teufelshochzeit, was ich damals sah."

Der Großmutter nicht zu glauben, ging nicht gut an, denn sie sprach schon gar zu schlicht und überzeugt.

Ganz besonders spannend aber war es, wenn sie das Gedicht von der Mutter Gottes hersagte, wie sie das irdische Jammertal durchwanderte und der Räuberfürstin Engalytschewa ins Gewissen redete, sie möchte doch nicht so mit Raub und Mord gegen das Russenvolk wüten; oder das Gedicht von Alexej, dem Knecht Gottes, oder von Iwan, dem Kriegsmann. Schön waren auch die Sagen von der weisen Wassilissa, vom Bock als Popen und vom Täufling Gottes; und die schaurigen Geschichten von der Fürstin Maria Possadniza, vom Räuberhauptmann Baba Usta, von Maria, der ägyptischen Sünderin, von den Leiden und Qualen der Räubermutter. Schier unerschöpflich war der Vorrat von Sagen, Märchen und Gedichten, die sie kannte.

Während sie nun weder Menschen noch Teufel noch sonst etwas in der Welt, ja nicht einmal den Großvater fürchtete, hatte sie eine Höllenangst vor

den schwarzen Schwaben, deren Vorhandensein sie selbst auf eine große Entfernung hin witterte. Zuweilen weckte sie mich mitten in der Nacht und flüsterte:

„Alljoscha, mein Lieber, eine Schwabe läuft in der Stube herum — tritt sie doch tot, um Christi willen!"

Halb im Schlaf zündete ich das Licht an, kroch auf dem Fußboden herum und suchte den Feind. Es gelang mir oft nicht sogleich, ihn zu finden, und manchmal entdeckte ich ihn überhaupt nicht.

„Sie ist nirgends zu finden," sagte ich, sie aber lag unbeweglich, den Kopf unter der Bettdecke, da und bat kaum vernehmlich:

„Doch, doch ist sie da! Such' nur, bitte, bitte! Ich weiß es ganz bestimmt, daß sie da ist!"

Sie irrte sich auch nie — ich fand schließlich die Schwabe irgendwo, ganz weit ab vom Bett.

„Hast Du sie getötet? Nun, Gott sei gelobt! Ich dank' Dir schön, mein Junge!"

Und die Bettdecke vom Kopfe ziehend, atmete sie erleichtert auf und lächelte.

Hatte ich das Insekt nicht gefunden, dann konnte sie nicht einschlafen. Ich fühlte, wie ihr Körper bei dem geringsten Geräusch in der nächtlichen Totenstille zusammenschauerte, und hörte, wie sie, den Atem verhaltend, flüsterte:

„Bei der Türschwelle ist sie . . . unter den Kasten kriecht sie."

„Warum fürchtest Du Dich denn so vor den Schwaben?" fragte ich.

„Weil ich's nicht begreifen kann, wozu sie eigentlich auf der Welt sind," antwortete sie folgerichtig. „Sie wimmeln und kriechen nur so herum, die schwarzen Biester. Sonst hat doch der Herrgott all dem kleinen Getier seine Aufgabe gestellt: die Assel zeigt an, daß Feuchtigkeit im Hause ist; die Wanze besagt, daß die Wände schmutzig sind; an wen die Laus herangeht, der wird bald krank werden. Alles das ist klar — welche Kraft aber in den Schwaben steckt, und wozu sie da sind, das weiß kein Mensch!"

Eines Nachts, als die Großmutter eben auf den Knien lag und sich so recht von Herzen mit dem lieben Gott unterhielt, riß der Großvater die Tür zu unserer Schlafstube auf und rief mit heiserer Stimme:

„Nun, Mutter, der Herrgott hat uns heimgesucht — es brennt bei uns!"

„Was sagst Du?!" rief die Großmutter aus und erhob sich hastig, worauf sie beide mit schwerem Schritt nach der im Dunkel liegenden guten Stube stürzten.

„Jewgenija, nimm die Bilder ab! Natalija, zieh die Kinder an!" kommandierte die Großmutter

streng, mit fester Stimme, während der Großvater leise wehklagte: „J—i—i! . . .“

Ich lief in die Küche hinaus. Das Fenster nach dem Hofe leuchtete in hellem Golde; über den Boden huschten und glitten gelbe Lichtflecke hin. Onkel Jakow, der eben dabei war, sich anzuziehen, sprang auf ihnen herum, als wenn sie ihm die Sohlen versengten, und schrie dabei:

„Kein andrer als Michail hat das angelegt! Und dann ist er weggelaufen, aha!“

„Schweig still, Du Hund!“ schrie die Großmutter ihn an und versetzte ihm einen Stoß, daß er beinahe hinfiel.

Durch das Eis an den Fenstern sah man, wie das Dach der offenstehenden Werkstatt brannte und im Innern das Feuer wild hin und her flatterte. In der windstillen Nacht stieg fast kein Rauch auf, nur hoch oben wogte eine leichte dunkle Wolke, durch die man die Milchstraße sehen konnte. Purpurn schimmerte der Schnee, und die Wände der Gebäude zitterten und wankten, als wenn sie nach dem lodernden Winkel im Hofe hinstrebten, wo das Feuer lustig brannte und mehr und mehr um sich griff.

Ich hatte einen schweren Pelz über den Kopf geworfen und die Füße in die ersten besten Stiefel

gesteckt und war so in den Flur und auf die Haustreppe hinausgestolpert. Geblendet von dem grellen Feuerschein, stand ich wie starr da, und das Geschrei des Großvaters, Grigorijs, des Onkels betäubte mich vollends. Am meisten aber erschreckte mich das Verhalten der Großmutter: sie hatte einen leeren Sack über den Kopf gezogen und eine Pferdedecke um die Schultern genommen, und so lief sie gerade in das Feuer hinein und schrie dabei laut:

„Das Vitriol, Ihr Dummköpfe! Wenn das explodiert!"

„Grigorij, halt' sie zurück!" schrie der Großvater. „O Gott, sie ist verloren!"

Aber die Großmutter tauchte bereits wieder aus dem Flammenmeer auf, ganz von Rauch umgeben, den Kopf hin und her schüttelnd und eine große, wohl einen Eimer fassende Flasche mit Vitriolöl in den vorgestreckten Händen tragend.

„Führ' das Pferd aus dem Stalle, Vater!" schrie sie hustend und prustend. „So nehmt mir doch die Decke von den Schultern — seht Ihr nicht, daß ich brenne?"

Grigorij riß ihr die glimmende Decke herunter und begann mit einer Schaufel große Schneeklumpen durch die offene Werkstattür in das Feuer zu werfen. Der Onkel sprang mit dem Beil in der Hand um

ihn herum, während der Großvater die brennende Großmutter mit Schnee bewarf. Sie aber steckte die Flasche mit der gefährlichen Flüssigkeit in einen Schneehaufen, stürzte nach dem Tor hin, öffnete es, begrüßte die herbeieilenden Nachbarn und sagte zu ihnen:

„Schützt uns nur die Scheune, meine Lieben! Wenn die oder der Heuboden Feuer fängt, brennt unser ganzes Anwesen herunter, und auch Eure Häuser verbrennen. Hebt das Dach ab und bringt das Heu in den Garten! Was machst Du denn, Grigorij? Höher hinauf mußt Du den Schnee werfen, was soll er denn da unten am Boden? Mach' rasch, Jakow, gib den Leuten Beile und Spaten! Nun, meine Lieben, macht Euch schon ans Werk — Gott wird uns helfen!"

Ihr Anblick war für mich ebenso anziehend wie der des Brandes. Ihre schwarze Gestalt, die das Feuer grell beleuchtete und gleichsam zu suchen schien, bewegte sich unermüdlich im Hofe hin und her, sie war überall anwesend und traf alle Anordnungen.

Jetzt kam Scharap auf den Hof getrabt, er bäumte sich hoch auf und zerrte den Großvater mit empor. Das Feuer spiegelte sich in seinen großen Augen, die grellrot zu funkeln begannen. Das mächtige Tier stieß ein röchelndes Wiehern aus und

begann mit den Vorderhufen auszuschlagen; der Großvater ließ die Zügel los, sprang zur Seite und schrie: „Mutter, halt' ihn fest!"

Die Großmutter warf sich unter die Füße des sich bäumenden Pferdes und stand mit ausgestreckten Armen vor ihm. Das Tier wieherte kläglich und rückte näher zu ihr hin, immer von der Seite ängstlich nach dem Feuer blickend.

„Hab' doch keine Angst!" sagte die Großmutter beschwichtigend im Baßton, klopfte den Hals des Wallachs und ergriff den Zügel. „Ich werde Dich doch in einer so schrecklichen Stunde nicht verlassen, mein Mäuschen!"

Das „Mäuschen", das dreimal so groß war wie sie selbst, ging folgsam hinter ihr her nach dem Tore, schnaubte von Zeit zu Zeit und sah in ihr gerötetes Gesicht.

Die Kinderfrau Jewgenija führte die fest eingehüllten, dumpf wimmernden Kinder aus dem Hause heraus und schrie dem Großvater zu:

„Wassilij Wassilitsch, Alexej ist nicht da!"

„Geh' nur, geh'!" versetzte der Großvater und winkte ihr mit der Hand, während ich mich unter der Haustreppe versteckte, damit die Kinderfrau mich nicht wegführte.

Das Dach der Werkstatt war bereits eingestürzt, die brennenden Sparren ragten zum Himmel empor. Aus dem Innern des Gebäudes stiegen unter Zischen und Knistern grüne, blaue und rote Wirbel, feurige Garben flogen auf den Hof, zwischen die Menschen, die sich vor dem ungeheuren Scheiterhaufen angesammelt hatten und voll Eifer Schnee in ihn hineinschaufelten. Da drinnen aber, wo der Herd des Feuers war, kochten wie wütend die Kessel, Dampf und Rauch stieg in dichter Wolke auf, seltsame Gerüche erfüllten den Hof und reizten die Augen zu Tränen.

Ich kroch unter der Treppe hervor und lief der Großmutter quer über den Weg.

„Mach', daß Du hier fortkommst!" schrie sie. „Sie werden Dich tottreten — geh' fort!"

Ein Reiter mit einem Messinghelm kam in den Hof galoppiert. Sein Fuchs war ganz von Schaum bedeckt, und er selbst hob die Hand mit der Reitpeitsche hoch empor und schrie in drohendem Tone:

„Platz gemacht, Ihr da!"

Munter klingelten die Feuerwehrschlittenglöckchen, alles war fast feiertäglich schön. Die Großmutter schob mich die Haustreppe hinauf: „So geh' doch endlich! Wie oft soll ich Dir's noch sagen?"

Nun mußte ich ihr doch wohl gehorchen. Ich ging in die Küche und spähte, das Gesicht gegen die Fensterscheibe pressend, hinaus, konnte jedoch das Feuer hinter dem dunkeln Menschenhaufen nicht mehr sehen — nur die Messinghelme sah ich zwischen den schwarzen Mützen funkeln.

Das Feuer wurde schnell gelöscht und ausgetreten. Die Polizei trieb die Leute auseinander, und in die Küche kam die Großmutter herein.

„Wer ist da? Du—u? Du schläfst wohl vor lauter Angst nicht? Hab' keine Angst, alles ist vorüber."

Sie setzte sich neben mich und wiegte sich schweigend hin und her. Ich freute mich, daß die stille, dunkle Nacht zurückgekehrt war, doch tat es mir leid, daß das Feuer schon vorüber war.

Der Großvater kam herein, blieb an der Schwelle stehen und fragte: „Du, Mutter?"

„Was?"

„Hast Du Dich verbrannt?"

„Es ist nicht schlimm."

Er brannte ein Schwefelholz an, dessen blaues Flämmchen sein mit Ruß beschmutztes Iltisgesicht beleuchtete, suchte das Licht auf dem Tische, zündete es an und setzte sich ein wenig zögernd neben die Großmutter.

„Wasch' Dich doch!" sagte sie, obgleich auch sie ganz schwarz war von Ruß und nach dem beißenden Rauche roch.

„Der Herrgott ist doch recht gnädig gegen Dich," sagte der Großvater mit einem Seufzer. „Großen Verstand gab er Dir!"

Er fuhr ihr streichelnd über die Schulter und fügte dann spöttisch hinzu:

„Nur für kurze Zeit freilich, für ein Stündchen — aber das ist doch schon etwas!"

Die Großmutter lächelte und wollte ihm antworten, er fuhr jedoch stirnrunzelnd fort:

„Den Grigorij müssen wir ablohnen — jedenfalls hat er da wieder nicht aufgepaßt. 's ist zu Ende mit seiner Kraft! Draußen auf der Treppe sitzt Jakow wieder und weint, der Narr . . . Geh', sprich ihm Trost zu, Mutter!"

Sie erhob sich und ging, die Hand vor ihr Gesicht haltend und auf ihre Finger hauchend, hinaus.

„Na, hast Du das Feuer gesehen?" fragte der Großvater leise, ohne mich eines Blickes zu würdigen. „Gleich von Anfang an? Und hast Du auch die Großmutter gesehen, wie? Das ist 'ne Frau, die Alte! Und was hat sie alles durchgemacht . . . die Schläge! Ja, ja! Ach, J—ihr!"

In sich zusammensinkend, schwieg er lange. Dann stand er auf, putzte den verkohlten Docht des Talglichts mit den Fingern und fragte mich wieder:

„Hast Du Angst gehabt?"

„Nein."

„'s war auch kein Grund dazu."

Mit einer heftigen Bewegung zog er das Hemd von den Schultern, ging nach der Ecke, in der das Waschbecken stand, und sagte dort, im Finstern, mit dem Fuße aufstampfend: „Abbrennen ist eine Dummheit! Wer abbrennt, der müßte öffentlich auf dem Marktplatz die Knute bekommen, weil er ein Dummkopf ist — oder ein Spitzbube! So müßte man es halten, dann würde es keine Brände mehr geben. Nun geh', leg' Dich hin. Was sitzt Du hier noch?"

Ich ging, doch kam ich in dieser Nacht nicht mehr zum Schlafen: Kaum hatte ich mich ins Bett gelegt, als mich ein unmenschlicher Schrei wieder heraustrieb. Ich stürzte nach der Küche zurück — dort stand, gerade in der Mitte, der Großvater mit einem Licht in der Hand; das Licht zitterte, er scharrte mit dem Fuße auf der Diele und krächzte, ohne sich vom Platze zu rühren: „Mutter! Jakow! was ist das?"

Ich kletterte rasch auf den Ofen und verkroch mich in der äußersten Ecke, während im Hause wieder,

ganz so wie während des Brandes, ein tolles Hinundherlaufen begann. Gegen Decke und Wände hallte ein langgezogener, immer lauter werdender schwerer Klageton. Wie sinnlos rannten der Großvater und Onkel Jakow hin und her, und die Großmutter schrie und jagte sie irgendwohin hinaus Grigorij schleppte schwere Holzkloben herbei, die er in den Ofen packte, goß alle Töpfe voll Wasser, spazierte in der Küche auf und ab und wackelte dabei mit dem Kopfe wie ein Astrachaner Kamel.

„So zünd' doch das Holz im Ofen an!" kommandierte die Großmutter.

Er suchte auf dem Ofen nach Kienspan, bekam dabei meinen Fuß zu fassen und rief unruhig: „Wer ist denn da? Puh, hab' ich 'nen Schreck bekommen! Ueberall bist Du, wo man Dich nicht braucht!"

„Was ist geschehen?" fragte ich.

„Tante Natalija bekommt ein Kindchen," sagte er gleichgültig und sprang auf den Fußboden herunter.

Ich erinnerte mich, daß meine Mutter bei der Geburt meines Bruders nicht so geschrien hatte.

Grigorij rückte die Töpfe ins Feuer und kroch dann zu mir auf den Ofen herauf. Hier zog er eine Tonpfeife aus der Tasche und zeigte sie mir.

„Ich fange jetzt an zu rauchen," sagte er, „wegen meiner Augen. Die Großmutter rät mir zwar zu schnupfen, ich meine aber, daß Rauchen besser ist."

Er saß auf dem Ofenrand, ließ die Beine hinabbaumeln und blickte nach dem trüb leuchtenden Talglicht hinunter. Sein Ohr und seine Backe waren von Ruß geschwärzt, und das Hemd war an der Seite zerrissen, so daß ich die wie Reifen gebogenen Rippen sehen konnte. Das eine Glas seiner Brille war zerschlagen, fast die Hälfte des Glases war aus der Einfassung herausgefallen, und durch die Lücke blickte das rote, feuchte, wunde Auge. Während er den Blättertabak in seine Pfeife stopfte, horchte er auf das Stöhnen der Kreißenden und murmelte zusammenhanglos, wie ein Betrunkener, vor sich hin:

„Die Großmutter hat sich doch verbrannt . . . wie will sie sie denn jetzt entbinden? Da, wie sie stöhnt, die Arme. Ganz vergessen hatte man sie über dem Brande . . . vor Schreck war sie in Krämpfe verfallen und lag so, seit das Feuer ausgebrochen war. Ja, leicht ist es nicht, einen Menschen zur Welt zu bringen! Man achtet die Weiber viel zu wenig. Merk' Dir das, Du: man soll die Weiber achten, die Mütter, heißt das."

Ich schlief ein und erwachte wieder von dem Hinundherlaufen, dem Zuschlagen der Türen und dem Lärm, den der heimgekehrte Onkel Michail verursachte. In die Ohren klangen mir die seltsamen Worte: „Die Tür zum Allerheiligsten muß geöffnet werden." „Gebt ihr Oel aus der heiligen Lampe, mit Rum und Kienruß: ein halbes Glas Oel, ein halbes Glas Rum und einen Eßlöffel voll Kienruß."

Onkel Michail war nach Hause gekommen.

„Laßt mich sie doch mal sehen!" bat er aufdringlich.

Er saß auf dem Fußboden, die Beine breit auseinandergespreizt, spuckte vor sich aus und schlug mit den flachen Händen auf den Fußboden. Auf dem Ofen wurde es unerträglich heiß, und ich kletterte hinunter; als ich an Onkel Michail vorüberging, faßte er mich am Fuße und zerrte daran so heftig, daß ich hinfiel und mit dem Nacken auf den Boden aufschlug.

„Dummkopf!" rief ich ihm zu.

Er sprang auf, packte mich von neuem, schwang mich herum und brüllte:

„Den Schädel schlag ich Dir ein . . . am Ofen!"

In der guten Stube kam ich wieder zur Besinnung — in der Ecke unter den Heiligenbildern,

auf dem Schoße des Großvaters; er blickte zur Decke auf, schaukelte mich hin und her und sagte leise:

„Niemand von uns soll sich für gerechtfertigt halten . . . niemand."

Ueber seinem Kopfe strahlte die heilige Lampe, auf dem Tische, mitten im Zimmer, brannte eine Kerze, und zum Fenster herein schaute bereits der trübe Wintermorgen.

Der Großvater neigte sich zu mir und fragte:

„Wo tut es Dir weh?"

Es tat mir überall weh; mein Kopf war ganz feucht, und die Glieder waren mir so schwer, doch hatte ich keine Lust, davon zu sprechen. Alles ringsum kam mir so sonderbar vor, fast auf allen Stühlen des Zimmers saßen fremde Menschen: der Priester in einem lila Gewand, dann ein grauhaariger Alter in Militäruniform mit einer Brille und noch verschiedene andere. Sie saßen alle unbeweglich, wie aus Holz geschnitzt, voll Erwartung. An den Türpfosten gelehnt, stand Onkel Jakow da, lang ausgestreckt, die Hände auf dem Rücken.

„Da, führ' ihn fort, er soll schlafen," sagte der Großvater zu ihm.

Der Onkel winkte mir mit dem Finger und ging auf den Fußspitzen nach der Tür von Großmutters

Zimmer; als ich ins Bett geklettert war, flüsterte er: „Tante Natalija ist gestorben."

Ich verwunderte mich nicht weiter darüber — sie hatte sich schon lange nicht mehr sehen lassen, war nicht mehr in die Küche, nicht mehr zu Tisch gekommen.

„Wo ist die Großmutter?" fragte ich.

„Dort," versetzte der Onkel, nach den andern Zimmern zeigend, und ging, wie er gekommen war, auf den nackten Fußspitzen hinaus.

Ich lag im Bett und sah mich im Zimmer um. Zum Fenster herein starrten, dicht an die Scheiben gepreßt, graue, haarige, blinde Gesichter; in der Ecke, über dem Kasten, hing das Kleid der Großmutter. Ich wußte wohl, daß es nur das Kleid war, jetzt aber schien es mir, als ob sich dort irgendein lebendes Wesen verberge und auf mich laure. Ich steckte den Kopf unter die Bettdecke und blickte mit einem Auge nach der Tür; am liebsten wäre ich aus dem Bett gesprungen und hinausgelaufen. Es war heiß, und ein schwerer, starker Geruch benahm mir den Atem: er erinnerte mich an den sterbenden Wanjka und das Blut, das damals über den Boden geflossen war. In meinem Kopfe, oder im Herzen drin, schien etwas wie eine Geschwulst zu wachsen;

alles, was ich in diesem Hause gesehen hatte, zog durch meine Seele, schwer wie ein Wintertransport auf der Straße, alles zermalmend, vernichtend.

Die Tür wurde ganz langsam geöffnet, und ins Zimmer schlüpfte die Großmutter. Sie drückte die Tür mit der Schulter an, lehnte sich mit dem Rücken dagegen, streckte die Hände nach dem blauen Flämmchen der ewigen Lampe aus und sprach leise, mit kindlich klagender Stimme:

„Meine Händchen, — sie tun so weh, meine Händchen!“

5.

Ein neuer, drückender Alp hatte sich auf das Haus gelegt. Eines Abends nach dem Tee, als ich mit dem Großvater über dem Psalter saß und die Großmutter eben das Geschirr abzuwaschen begann, stürzte Onkel Jakow ins Zimmer — zerzaust, wie immer, und ganz einem abgenutzten Besen ähnlich. Ohne zu grüßen, warf er seine Mütze irgendwohin in die Ecke und begann, mit den Armen fuchtelnd und sich schüttelnd, hastig drauflos zu reden:

„Väterchen, Mischka ist wieder aus Rand und Band! Er hat bei mir zu Mittag gegessen, hat sich betrunken und die tollsten Dinge getrieben: das Geschirr hat er zerschlagen, hat ein Wollkleid, das zum Färben geschickt war, in lauter Fetzen gerissen, hat die Fenster eingeworfen und mich und Grigorij schwer beschimpft. Und jetzt kommt er hierher und droht: ‚Den Bart reiß' ich meinem Alten aus,' schreit er, ‚totschlagen werd' ich ihn!' Seien Sie auf der Hut!"

Die Hände auf den Tisch stützend, erhob sich der Großvater langsam. Sein Gesicht legte sich in

Runzeln, spitzte sich nach der Nase hin zu und wurde schmal und scharf, daß es einem Beil glich.

„Hörst Du, Mutter?“ kreischte er auf. „Wie gefällt Dir das, hm? Den eigenen Vater will er totschlagen — ein schöner Sohn! Ja, ja, es ist Zeit, es ist Zeit mit dem Alten, meine lieben Kinderchen.“

Er durchmaß, die Schultern reckend, das Zimmer, schritt nach der Tür zu, legte den schweren Haken rasch in die Krampe und sagte zu Jakow:

„Ihr wollt also immer noch Warwaras Mitgift schlucken? Da — so viel bekommt Ihr!“ Er hielt ihm höhnisch die zur Feige geschlossene Faust unter die Nase.

„Was hab' ich denn mit der Sache zu tun?“ versetzte Onkel Jakow gekränkt.

„Du? Oh, Dich kenne ich!“

Die Großmutter schwieg und räumte hastig die Tassen ins Spind ein.

„Ich bin doch gekommen, um Sie zu verteidigen!“

„Ei, sieh doch!“ rief der Großvater spöttisch. „Das ist zu wunderschön! Ich danke Dir, mein Sohn! Gib doch diesem Fuchs irgendwas in die Hand, Mutter — einen Feuerhaken wenigstens, oder ein Plätteisen! Und wenn dann Dein Bruder kommt, Jakow Wassilitsch — schlägst Du mich damit vor den Schädel!“

Der Onkel schob die Hände in die Taschen und ging brummend in die Ecke.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen . . .“

„Dir glauben?“ schrie der Großvater und stampfte mit dem Fuße auf. „Nein! Jedem Tier will ich glauben, dem Hunde, dem Igel, aber Dir niemals! Ich weiß wohl, Du hast ihn betrunken gemacht, hast ihm alles eingeredet! Nun, jetzt kannst Du zuschlagen, Du hast die Auswahl: ihn oder mich.“

Die Großmutter flüsterte mir leise zu:

„Geh auf den Boden, schau' durchs Guckfenster, und wenn Onkel Michailo sich auf der Straße zeigt, dann komm rasch herunter und sag's! Geh flink!“

Ein wenig von Furcht erfüllt vor dem drohenden Angriff des gewalttätigen Onkels, aber doch auch stolz auf den Auftrag, stand ich nun am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Sie war in ihrer ganzen Breite mit einer dicken Staubschicht bedeckt, aus der die Pflastersteine herausragten. Nach links zog sie sich ganz weit hin, durchschnitt die Schlucht und mündete auf den Gefängnisplatz, wo auf dem lehmigen Grunde fest und breit ein graues Gebäude mit vier Ecktürmen, das alte Gefängnis, sich erhebt; etwas Tiefernstes, Düstres ruht über dem alten Bau. Zur Rechten, drei Häuser weit ab

von uns, dehnt sich der Heumarkt aus, der von der gelben Kaserne der Strafkompagnie und dem bleigrauen Wachtturm der Feuerwehr abgeschlossen wird. Rund um den Auslug des Wachtturms bewegt sich der Feuerwächter wie ein Hund an der Kette. Der ganze große Platz ist von Klüften durchschnitten; in einer schimmert tief auf dem Grunde eine grünliche Pfütze, und weiter rechts liegt der moderige Djukowsche Teich, in den nach der Erzählung der Großmutter Onkel Mischka und Onkel Jaschka einstmals meinen Vater geworfen hatten. Dem Guckfenster fast gegenüber liegt ein Seitengäßchen, an dem sich bunte kleine Häuschen aneinanderreihen. Am Ende des Gäßchens liegt die breite, niedrige Kirche „zu den drei heiligen Bischöfen". Schaut man geradeaus, so erblickt man die Dächer der Häuser, die in dem Meer der Gärten wie kielaufwärts gekehrte Boote aussehen.

Von den Stürmen der langen Winter und den endlosen herbstlichen Regengüssen arg mitgenommen, sind die verwitterten und verblichenen Häuser unserer Straße jetzt dick mit Staub eingepudert. Sie drängen sich zusammen wie die Bettler an der Kirchentür; in ihren Fenstern liegt etwas mißtrauisch Glotzendes, als ob sie, gleich mir, nach

jemandem erwartend ausschauten. Nur wenige Menschen sieht man auf der Straße, sie bewegen sich ohne Hast, wie nachdenkliche Schwaben auf dem warmen Ofenherd. Eine stickige Wärme steigt zu mir empor, vermischt mit dem fettigen Duft von Zwiebel- und Mohrrübenkuchen, der mir zuwider ist und mir jedesmal die Laune verdirbt.

Langeweile überkommt mich — eine fast unerträgliche Langeweile von ganz besonderer Art. Es ist, als ob flüssiges Blei mir die Brust erfülle und die Rippen auseinandertreibe, und es wird mir so eng in der kleinen Bodenkammer mit dem sargdeckelartigen Dache.

Dort kommt er endlich, den ich erwarte: Onkel Michail; hinter einem grauen Hause hervor guckt er aus der Seitengasse herüber. Er trägt ein rotbraunes Jackett, gewürfelte Beinkleider und bis an die Knie reichende Schaftstiefel. Die Mütze sitzt ihm schief auf den abstehenden Ohren; die eine Hand steckt in der Hosentasche, mit der andern hält er seinen Kinnbart fest. Sein Gesicht kann ich nicht sehen, nach seiner Stellung jedoch scheint es, als ob er mit einem Satz über die Straße hinwegspringen und das Haus des Großvaters mit den schwarzen Tatzen packen wollte. Ich müßte nun eigentlich hinunterlaufen und seine Ankunft melden, doch kann

ich mich so rasch von dem Fenster nicht losreißen und sehe noch, wie der Onkel vorsichtig, als ob er seine ohnedies schon staubigen Stiefel noch mehr zu bestäuben fürchtete, die Straße überschreitet, und höre, wie er die Schenkentür unten öffnet, wie die Türangeln kreischen und die Glasscheiben klirren.

Ich eile hinunter und klopfe an die Tür zum Zimmer des Großvaters.

„Wer ist da?" fragt er grob, ohne zu öffnen. „Du? Nun? Er ist in die Schenke gegangen, nicht? Gut, geh wieder hinauf!"

„Ich fürchte mich dort oben."

„Ach was, Unsinn!"

Ich stehe wieder am Bodenfenster und blicke auf die Straße hinunter. Es wird dunkel. Der Staub auf der Straße scheint angeschwollen, er kommt mir tiefer und schwärzer vor. Gelber Lichtschein erscheint in den Fenstern der Häuser, im Hause gegenüber erschallt Musik, zahlreiche Saiten ertlingen schwermütig-melodisch. In der Schenke wird gleichfalls Musik gemacht. Sooft die Tür sich öffnet, tönt eine müde, gebrochene Stimme über die Straße hin: ich weiß, daß es die Stimme des alten, bärtigen, halbblinden Bettlers Nikituschka ist. Wird die Tür geschlossen, so ist auch sein Lied wie mit dem Beil abgehackt.

Die Großmutter beneidet diesen Bettler — sobald sie seine Lieder hört, sagt sie seufzend:

„Wie glücklich ist er doch, daß er so viel Verse kennt! Welche Gnade!"

Zuweilen läßt sie ihn auf den Hof kommen; auf seinen Stock gestützt, sitzt er auf der Treppe und singt und sagt, die Großmutter aber sitzt neben ihm, hört zu und fragt ihn aus: „Sag' doch mal — ist denn die Mutter Gottes auch in Rjäsan gewesen?"

Und der Bettler antwortet voll Ueberzeugung, in seinem tiefen Baß: „Sie ist überall gewesen, in allen Gouvernements."

Unsichtbar strömt von der Straße her eine schläfrige Müdigkeit auf mich ein und legt sich mir bedrückend auf Herz und Augen. Wie schön wäre es doch, wenn jetzt die Großmutter käme! Oder wenigstens der Großvater! Was für ein Mann mag wohl mein Vater gewesen sein? Warum konnten ihn der Großvater und die beiden Onkel nicht leiden, und warum spricht die Großmutter, wie auch Grigorij und die Kinderfrau Jewgenija, von ihm so gut? Und wo mag meine Mutter weilen? Immer häufiger denke ich an meine Mutter, sie steht für mich im Mittelpunkt aller Märchen und Geschichten, die die Großmutter mir erzählt. Die Tatsache, daß sie

nicht in ihrer Familie leben will, erhebt sie in meinen Phantasien und Träumen immer höher; ich bilde mir ein, daß sie in einer Herberge an der Landstraße haust, mitten unter Räubern, die die reichen Reisenden plündern und den Raub mit den Armen teilen. Vielleicht lebt sie aber auch im Walde, in einer Höhle, natürlich gleichfalls mit edlen Räubern zusammen, und führt ihnen dort die Wirtschaft und bewacht das von ihnen geraubte Gold. Es kann aber auch sein, daß sie auf der Erde umherzieht und deren Schätze zählt, wie die Räuberfürstin Engalytschewa dereinst mit der Mutter Gottes zusammen umherzog, und daß die Mutter Gottes meiner Mutter ins Gewissen redet, wie sie jener Fürstin ins Gewissen geredet hat:

„Und erraffteſt Du, Giererfüllte, ſelbſt
Alles Gold und Silber dieſer Erdenwelt,
Könnteſt Du Deine Nacktheit, o Verruchte,
Nimmer doch mit all dem Gut bedecken."

Und meine Mutter antwortet ihr darauf mit den Worten der Räuberfürstin:

„Ach, vergib mir, Gottgebärerin,
Heilige, verzeih' dem ſündigen Weib —
Nicht um meinetwillen hab' geplündert ich,
Sondern um des einzigen Sohnes willen."

Und die Mutter Gottes, die an Herzensgüte der Großmutter nicht nachsteht, verzeiht ihr denn auch und sagt:

„Ach, Mariechen, Du Tatarenkind,
Schrecken Du der ganzen Christenheit,
Geh' denn weiter Deinen schlimmen Weg —
Bringt er Tränen Dir, bist selbst Du schuld!
Nur verschone mir das Russenvolk,
Zieh' durch Wald und Steppe kühn und halt'
An Mordwinen und Kalmücken Dich!"

Im Banne dieser Sagen lebe ich wie in einem Traume dahin, aus dem mich ein Lärmen, Raunen und Brüllen unten im Hausflur und auf dem Hofe erweckt. Ich stecke den Kopf durch das Fensterchen und sehe, wie der Großvater, Onkel Jakow und der Hausknecht des Schankwirts, der spaßige Tscheremisse Meljan, den Onkel Michail durch das Pförtchen auf die Straße hinauswerfen. Er widersetzt sich, und sie schlagen ihn auf die Arme, den Rücken, den Hals, stoßen ihn mit den Füßen, und endlich fliegt er kopfüber in den Staub der Gasse. Die Pforte wird zugeschlagen und verriegelt; über das Tor fliegt seine zerknitterte Mütze, und alles ist still.

Onkel Michail bleibt eine Weile lang hingestreckt liegen und erhebt sich dann. Seine Kleider hängen in Fetzen herunter. Er nimmt einen Stein von der

Straße auf und wirft ihn gegen das Tor — ein dumpfer Ton erschallt, wie wenn man gegen den Boden eines Fasses schlägt. Aus der Schenke treten dunkle Gestalten, sie brüllen, krächzen, fuchteln mit den Händen; in den Fenstern der Häuser erscheinen menschliche Köpfe — die Straße wird lebendig, lacht und schreit. Alles das ist gleichfalls wie ein Märchen, unterhaltsam zwar, doch zugleich abschreckend, peinlich.

Und plötzlich ist alles wie weggewischt, alle schweigen, verschwinden.

Auf dem Kasten neben der Türschwelle sitzt die Großmutter, ganz gebeugt, unbeweglich, ohne Atem; ich stehe vor ihr und streichle ihr die warmen, weichen, feuchten Wangen, sie aber scheint nichts zu fühlen und murmelt traurig vor sich hin: „O Herr, hast Du denn nicht Einsicht genug, um meinen Kindern den Kopf zurechtzusetzen? O Herr, so erbarme Dich doch!"

Der Großvater hat, soweit ich mich erinnere, auf der Feldstraße nicht länger als ein Jahr gewohnt, von einem Frühling bis zum nächsten, doch diese Zeit genügte, um das Haus in einen wenig schmeichelhaften Ruf zu bringen. Fast an jedem Sonntag sammelten sich an unserem Tore die Kinder und trugen jubelnd die Botschaft in die Straße:

„Bei Kaschirins prügeln sie sich wieder!"

In der Regel erschien Onkel Michailo am Abend und hielt das Haus die ganze Nacht hindurch belagert, daß seine Bewohner in ständigem Schrecken lebten. Zuweilen brachte er zwei oder drei Kumpane mit, verlotterte Burschen aus der Vorstadt, die von der Schlucht aus in den Garten einbrachen und dort in trunkenem Mute unter den Himbeer- und Johannisbeersträuchern die tollste Verwüstung anrichteten. Einmal fiel ihrer Zerstörungssucht sogar das Badehäuschen zum Opfer. Sie zerbrachen darin alles, was nur irgend zu zerbrechen war, die Schwitzbank, die Sitzgelegenheiten, die Wasserbehälter, demolierten den Ofen, rissen ein paar Bohlen heraus und zertrümmerten die Tür und den Fensterrahmen.

Finster und stumm stand der Großvater am Fenster und hörte zu, wie die wüsten Gesellen sein Hab und Gut zerstörten. Die Großmutter lief irgendwo draußen im Hofe herum, man sah sie nicht und hörte nur ihre flehende Stimme:

„Mischa, was machst Du denn, Mischa!"

Als Antwort erschollen aus dem Garten unflätig-idiotische Schimpfreden „echt russischer" Art, deren Sinn dem Begriffsvermögen wie dem Gefühl der vertierten Burschen, die sie ausstießen, gleich verschlossen war.

Angst befiel mich, wenn ich während solcher Szenen allein, ohne die Großmutter, im Zimmer war. Da ich ihr nicht nachlaufen konnte, flüchtete ich mich in das Zimmer des Großvaters, der mich jedoch mit einem barschen „Marsch, hinaus!" empfing. Ich lief auf den Boden und spähte durch das Guckfenster in das Dunkel des Gartens und des Hofes. Voll Bangen folgt mein Auge der Großmutter — ich fürchte, daß man sie totschlagen könnte, ich schreie und rufe, sie aber hört nicht auf mich. Dagegen hört der betrunkene Onkel Michail meine Stimme, und als Antwort erfolgen widerliche Beschimpfungen meiner Mutter.

An einem dieser Abende lag der Großvater krank in seinem Bett, warf den mit einem Handtuch umwundenen Kopf auf dem Kissen hin und her und keifte und jammerte:

„Und darum haben wir nun gelebt, gesündigt und gespart! Wenn ich die Schande nicht fürchtete, wär' ich längst zur Polizei gegangen. Aber man schämt sich doch: was müssen es für Eltern sein, die ihre Kinder von der Polizei verfolgen lassen! Was bleibt einem schließlich übrig, als die Dinge geschehen zu lassen?"

Er ließ plötzlich die Beine aus dem Bett hängen und ging schwankend nach dem Fenster. Die Groß-

mutter faßte ihn unter die Arme und fragte: „Wohin denn, wohin?“

„Mach' Licht!“ rief er und zog mühsam und laut hörbar die Luft ein.

Und als dann die Großmutter die Kerze angezündet hatte, nahm er den Leuchter in die Hände, wie der Soldat das Gewehr, und schrie laut, in höhnischem Tone, zum Fenster hinaus: „He, Mischka, Du nächtlicher Dieb, Du räudiger, toller Hund!“

Im selben Augenblick ging das Glas des oberen Fensterflügels in Stücke, und auf den Tisch, gerade neben die Großmutter, fiel ein halber Ziegelstein.

„Vorbeigegangen!“ rief der Großvater in heulendem Tone, daß man nicht wußte, ob er weinte oder lachte.

Die Großmutter nahm ihn auf die Arme, wie sie es mit mir zu tun pflegte, trug ihn ins Bett und suchte voll Angst ihn zu beschwichtigen:

„Was fällt Dir ein, um Gottes willen? Wenn er Dir was antut, ist ihm Sibirien sicher! In der Wut ist er zu allem fähig!“

Der Großvater zappelte mit den Beinen, und ein trockenes, heiseres Schluchzen kam aus seiner Kehle:

„Mag er mich totschlagen!“

Draußen gab's ein Stampfen und Brüllen, ein

Stoßen und Kratzen an der Wand. Ich nahm den Ziegelstein vom Tische und lief damit zum Fenster. Die Großmutter packte mich rasch am Schopfe, warf mich in die Ecke und rief:

„Ach, Du verdammte Borste!"

Ein andermal suchte Onkel Michail, mit einem dicken Knittel bewaffnet, vom Hofe aus durch den Flur des Hauses vorzudringen — er stand auf den Stufen der Hintertreppe und schlug donnernd gegen die Tür. Hinter dieser aber stand der Großvater, gleichfalls mit einem Knüttel in der Hand, dann zwei Mieter, die jeder eine Art Keule schwangen, und die Frau des Schankwirts, eine große, starke Person, mit einem Mangelholz. Hinter ihnen lief die Großmutter hin und her und bat flehentlich:

„So laßt mich doch zu ihm! Laßt mich doch nur ein Wörtchen mit ihm reden!"

Der Großvater stand da, das Bein vorstellend, wie der Mann mit dem Jagdspieß auf dem bekannten Gemälde „Die Bärenjagd". Als die Großmutter an ihn herankam, stieß er schweigend mit dem Ellbogen und dem Beine nach ihr. Auf das Schrecklichste gefaßt, standen die vier Verteidiger da; über ihnen brannte an der Wand die Laterne, deren Licht unheimlich zitternd auf ihre Köpfe fiel. Ich sah mir

das Ganze von der Bodentreppe aus an und hätte die Großmutter am liebsten nach oben geführt.

Der Onkel war eifrig dabei, die Tür einzuschlagen, und er mühte sich nicht erfolglos, denn schon schwankte sie ganz bedenklich. Die obere Angel konnte jeden Augenblick nachgeben, und die untere war bereits losgeschlagen. Mit kreischender Stimme feuerte er seine Mitkämpfer an:

„Immer schlagt feste drauf los; auf Arme und Beine, nur nicht auf den Schädel."

Neben der Tür befand sich ein kleines Fensterchen, durch das man gerade den Kopf hindurchstecken konnte. Die Glasscheibe darin hatte der Onkel schon zerschmettert, an den Rändern saßen noch die scharfen Scherben; es sah aus wie ein ausgeschlagenes Auge.

Die Großmutter stürzte zu dem Fensterchen hin, steckte die Hand hindurch, winkte und rief laut:

„Mischa, um Christi willen, sie werden Dich zum Krüppel machen. Lauf' fort!"

„Ach, Du bist's, Alte!" stieß Onkel Michail heulend hervor.

Er schlug sie mit aller Wucht über die Hand — man sah den Knüttel an dem Fensterchen niedersausen, und gleich darauf taumelte die Großmutter zurück und fiel auf den Rücken.

„Mischa, lauf fort!“ konnte sie noch im Fallen rufen.

Die Tür brach zusammen, und in die Oeffnung sprang Onkel Michail, ward jedoch sogleich, wie ein Klumpen Schmutz, den man mit dem Spaten fortschleudert, die Treppe hinunterbefördert.

Die Frau des Schankwirts brachte die Großmutter in das Zimmer des Großvaters, wo dieser selbst gleich darauf erschien,

„Ist der Arm gebrochen?“ fragte er finster.

„Es scheint so,“ sagte die Großmutter, ohne die Augen zu öffnen. „Und was ist mit ihm geschehen?“

„Beruhige Dich nur!“ sagte der Großvater streng. „Ich bin kein wildes Tier. Wir haben ihn gefesselt, in der Scheune liegt er. Ich hab' ihn mit Wasser besprengt. Ein böser Bursche! Wem mag er nur nachgeraten sein?“

Die Großmutter seufzte tief auf.

„Ich hab' nach der Alten geschickt, die die Knochen einrenkt — getröste Dich so lange!“ fuhr der Großvater fort und setzte sich zu ihr aufs Bett. „Die Burschen bringen Dich und mich vor der Zeit ins Grab!“

„Ueberlaß ihnen alles!“

„Und Warwara?“

Sie sprachen lange Zeit miteinander — die

Großmutter schmerzlich, leise, und er voll Aerger und Grimm.

Dann kam eine bucklige, kleine Alte mit einem ungeheuren, bis an die Ohren reichenden Munde; ihr Unterkiefer wackelte hin und her, und in das offenstehende Fischmaul blickte neugierig über die Oberlippe hinweg die spitze Nase. Ihre Augen sah man nicht; sie bewegte kaum die Füße, scharrte mit ihrer Krücke auf dem Fußboden herum und klapperte mit einem Bündel, das sie in der Hand trug, und das offenbar ihr Handwerkszeug enthielt. Ich hielt sie für den Tod, der gekommen sei, um die Großmutter zu holen. Ich stürzte auf sie los und schrie, so laut ich konnte:

„Marsch, hinaus mit Dir!"

Der Großvater nahm mich, ohne ein Wort zu sagen, beim Wickel und beförderte mich ziemlich unsanft nach dem Boden.

6.

Im Frühjahr machten die beiden Onkel sich selbständig. Jakow blieb in der Stadt, und Michail errichtete eine neue Färberei jenseits des Flusses, in der Vorstadt. Der Großvater kaufte für sich ein großes Zinshaus in der Feldstraße, mit einer Schenke in dem massiven Erdgeschoß, einem behaglichen kleinen Giebelstübchen und einem Garten, der sich nach einer Schlucht hinabsenkte. Unten im Garten stand dichtes Weidengebüsch mit langen, kahlen Ruten.

„Ei, was für prächtige Gerten!“ sagte der Großvater mit einem lustigen Blinzeln, als er bei der Besichtigung des Grundstücks mit mir auf dem weichen, frisch aufgetauten Gartenwege daherging. „Nun geht es bald ans Lesen, da werden wir sie brauchen können!“

Das neue Haus war vermietet, nur im Oberstock hatte der Großvater ein Zimmer für sich behalten, das zugleich als Gastzimmer diente, während die Großmutter mit mir das Dachstübchen bewohnte. Das Fenster dieses ging auf die Straße hinaus, und wenn ich mich über das Fensterbrett lehnte, konnte ich sehen, wie des Abends oder an Festtagen die

Betrunkenen aus der Schenke traten, brüllend die Straße entlang schwankten und dann hinfielen. Zuweilen wurden sie wie Säcke zur Tür hinausgeworfen. Sie suchten dann wieder einzudringen, es gab ein Gepolter und Gejohle, der Türblock rollte und kreischte, und eine Prügelei begann, der von oben zuzuschauen ganz unterhaltsam war. Der Großvater fuhr schon am frühen Morgen nach den Werkstätten der Söhne, um ihnen bei der Einrichtung behilflich zu sein, und kehrte erst am Abend müde, gedrückt und verärgert heim.

Die Großmutter wusch oder nähte, arbeitete im Blumen- oder Gemüsegarten, drehte sich den ganzen Tag wie ein von einer unsichtbaren Peitsche angetriebener riesiger Kreisel, schnupfte und nieste und sagte dabei, während sie sich die Schweißperlen vom Gesicht trocknete: „Zum Wohlsein aller ehrlichen Leute, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Nun, Aljoscha, mein Taubenseelchen, jetzt führen wir doch ein schönes, ruhiges Leben! Preis und Dank Dir, o Himmelskönigin, das alles sich so glücklich gewandt hat!"

Mir aber erschien unser Leben gar nicht so sehr ruhig. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend liefen die Frauen der Mieter immerfort im Haus und Hof herum; dazu kamen auch noch verschiedene

Nachbarinnen. Alle rannten durcheinander, alle hatten es eilig und kamen doch zu spät, alle hatten ihre besonderen Anliegen, stöhnten Oh und Ach und riefen nach der Großmutter: „Akulina Iwanowna!“

Und für alle hatte Akulina Iwanowna dasselbe freundliche Lächeln und dieselbe sanfte Rücksicht, und nachdem sie mit dem Daumen ihr Prischen in die Nase befördert und Nase und Daumen sorgfältig mit dem gewürfelten roten Taschentuche gesäubert hatte, rückte sie mit ihren Ratschlägen heraus:

„Gegen Läuse, meine Liebe, ist nichts besser, als recht oft ein Bad zu nehmen und sich mit Pfeffermünzdampf zu bähen; sitzen sie unter der Haut, dann nimmt man einen Eßlöffel voll reines Gänseschmalz, einen Teelöffel voll Sublimat, dazu drei schwere Tropfen Quecksilber — alles das verreibt man siebenmal mittels einer Tonscherbe, und die Salbe ist fertig. Nimmt man einen hölzernen oder beinernen Löffel zum Verreiben, dann geht das Quecksilber verloren, und Silber oder Kupfer darf überhaupt nicht daran kommen, das ist geradezu schädlich!“

Zuweilen machte sie ein bedenkliches Gesicht und sagte: „Da möchte ich Ihnen doch keinen Rat geben, Mütterchen, gehen Sie lieber nach dem Höhlenkloster, zu dem frommen Einsiedler Assaf.“

Sie leistete Hebammendienste, schlichtete auch Familienstreitigkeiten, kurierte die Kinder, ließ die Frauen im Hause den „Traum der Mutter Gottes“ auswendig lernen, dessen Hersagen Glück bringen sollte, und gab allerhand hauswirtschaftliche Winke:

„Die Gurke zeigt es schon selbst an, wann es Zeit ist, sie einzusalzen — sobald sie aufhört, nach Erde und sonstigen fremden Gerüchen zu duften, muß sie abgenommen werden. Der Kwas muß herb behandelt werden, damit er scharf wird und in die Nase steigt; er liebt das Süße nicht, darum tut man nur wenig Zucker hinein, höchstens ein Drittel Lot auf einen Eimer. Früchte kann man auf verschiedene Art einmachen: es gibt einen donauländischen, einen spanischen und einen kaukasischen Geschmack.“

Den ganzen Tag war ich im Garten und Hof um sie herum, ging mit ihr zu den Nachbarinnen, bei denen sie stundenlang Tee trank und unermüdlich alle möglichen Geschichten erzählte; ich war wie an sie gewachsen und habe aus diesem Abschnitt meines Lebens kein anderes Bild so lebendig in der Erinnerung wie das dieser rührigen, unbegrenzt gutherzigen Alten.

Zuweilen tauchte für kurze Zeit meine Mutter im Hause auf — stolz und streng gleich der Winter-

sonne blickte sie auf alles mit ihren kalten grauen Augen und verschwand rasch wieder, ohne eine tiefere Spur ihres Erscheinens in der Erinnerung zu hinterlassen.

Einmal fragte ich die Großmutter:

„Bist Du eine Zauberin?"

„Was für Einfälle Du hast, Junge!" sagte sie lächelnd und fügte nachdenklich hinzu: „Nein, nein — das Zaubern ist eine schwere Wissenschaft! Ich kann ja nicht einmal lesen! Der Großvater — der ist wohl bewandert in den Büchern, mir aber hat es die Mutter Gottes versagt!"

Und sie lüftete vor mir noch einen Zipfel des Schleiers, der über ihrem Leben lag:

„Auch ich bin wie Du als Waise aufgewachsen, meine Mutter war eine arme Leibeigene und dazu verstümmelt. Wie sie noch ein junges Mädchen war, hatte ihr Herr ihr einmal einen großen Schreck eingejagt, sie war aus Angst in der Nacht aus dem Fenster gesprungen und hatte sich dabei die rechte Schulter so schwer verletzt, daß ihr rechter Arm gelähmt blieb. Nun war sie eine sehr geschickte Spitzenklöpplerin gewesen, jetzt aber konnte sie ihre Herrschaft nicht mehr brauchen, und so bekam sie den Freibrief: Geh, wohin Du willst, und lebe, wie Du

willst! Was sollte sie aber anfangen, da sie doch den rechten Arm nicht gebrauchen konnte? So blieb ihr denn nichts weiter übrig als betteln zu gehen. Die Menschen waren damals reicher als heute und auch besser. Die Zimmerleute von Balachna zum Beispiel und auch die Spitzenklöpplerinnen, was waren das für prächtige Leute! Im Herbst und im Winter gingen wir, die Mutter und ich, in der Stadt betteln, sobald aber der Erzengel Gabriel mit seinem Schwerte den Winter verjagt und der Frühling von der Erde Besitz ergriffen hatte, zogen wir durchs Land, wohin die Augen uns führten. In Murom waren wir und in Jurjew und an der oberen Wolga und an der stillen Oka. Im Frühling und im Sommer ist's schön, so auf der Erde umherzuziehen. Die Erde ist dann so freundlich, das Gras so hübsch samtweich; die allerseligste Jungfrau hat die Felder mit Blumen überstreut, alles ist eitel Freude, und das Herz frohlockt. Wenn dann Mütterchen die blauen Augen schloß und ein Lied anstimmte, wurde es ringsum still, und alle hörten ihr zu. Nicht stark war ihre Stimme, aber wohlklingend, und alle lauschten ihr gern. Schön war es, so von milden christlichen Gaben zu leben! Wie ich aber neun Jahre alt geworden war, da schien's meinem Mütterchen

doch nicht recht, daß ich so in der Welt herumziehen sollte, sie hielt es für beschämend, und so setzte sie sich in Balachna fest. Von Haus zu Haus ging sie hier und bat um Almosen, am Sonntag aber bettelte sie an den Kirchentüren. Ich saß inzwischen zu Hause und lernte Spitzenklöppeln und gab mir alle Mühe, um meinem Mütterchen so bald wie möglich helfen zu können. Da gab's gar manchesmal Tränen, wenn mir etwas nicht gleich gelang. Schließlich aber, wie so zwei Jahre herum waren, verstand ich meine Sache und wurde gar berühmt in der Stadt. Sowie jemand eine feinere Arbeit brauchte, kam er zu uns: ‚Nun, Akulina, setz' mal Deine Klöppel in Bewegung!' Ich war ganz glücklich darüber, ein wahrer Feiertag war mir's. Natürlich war nicht ich die Meisterin, sondern Mütterchen, die zwar mit ihrem einen Arm nicht arbeiten konnte, aber mir doch alles ganz genau zeigte. Einer, der's so richtig zu zeigen versteht, ist oft mehr wert als zehn, die es ausführen. Ich war nicht wenig eingebildet und sagte zu meiner Mutter: ‚Nun brauchst Du nicht mehr zu betteln, Mütterchen — nun will ich Dich ganz allein ernähren!' Und sie sagte darauf: ‚Schon gut, meine Tochter — aber merk' Dir's nur, daß das, was Du verdienst, einmal

Deine Mitgift sein wird!' Bald fand sich nun auch der Großvater ein — er war damals ein stattlicher Bursche, erst zweiundzwanzig Jahre alt, und schon Aufseher bei den Barkenknechten! Seine Mutter hatte ein Auge auf mich geworfen, sie sah, daß ich eine fleißige Arbeiterin war, und weil ich armer Leute Kind war, so dachte sie, ich würde ihrem Sohne eine gehorsame Frau sein. Sie hatte eine Kuchenbäckerei und war sehr böse — doch man soll den Menschen ihre Bosheit nicht nachtragen, Gott selber sieht es ja, daß sie böse sind; lieben tut sie freilich nicht der liebe Gott, sondern der Teufel."

Und sie stößt ein so herzliches Lachen aus, und ihre Nase zittert dabei so spaßig, und die klugen, sinnigen Augen, die mich liebkosend anschauen, sagen mir noch viel, viel mehr als alle ihre Worte.

Ein stiller Abend schwebt mir vor; wir tranken mit der Großmutter zusammen Tee im Zimmer des Großvaters; er war krank, saß ohne Hemd auf dem Bett, hatte ein langes Handtuch um die Schultern, mit dem er alle paar Minuten sich den reichlich hervortretenden Schweiß abwischte, und atmete rasch und röchelnd. Seine grünen Augen waren trüb, das Gesicht war geschwollen und rot, namentlich die

kleinen, spitzen Ohren waren stark gerötet. Die Hand, die nach dem Glase Tee griff, zitterte heftig, und er war so sanft und gefügig, gar nicht rauh wie sonst.

„Warum gibst Du mir denn keinen Zucker?" fragte er launisch, wie ein verwöhntes Kind, die Großmutter.

„Trink' den Tee mit Honig, das ist für Dich gesünder," antwortete sie freundlich, doch bestimmt.

Aechzend und krächzend schluckte er rasch den heißen Tee herab und sagte:

„Gib nur recht acht, daß ich nicht sterbe!"

„Hab' keine Angst, ich werde die Augen schon offen halten."

„Ja, tu das nur. Wenn ich jetzt sterben sollte, ist's, als ob ich gar nie gelebt hätte — alles würde zugrunde gehen."

„Sprich nicht so viel, lieg still!"

Ein Weilchen lag er ruhig, mit geschlossenen Augen da, kraute sich den dünnen Bart, schmatzte mit den dunkeln Lippen, fuhr dann plötzlich, als wenn ihn etwas gestochen hätte, auf und begann wie im Selbstgespräch: „Jaschka und Mischka müssen so bald wie möglich wieder verheiratet werden. Vielleicht werden sie wieder vernünftig bei den neuen Frauen und neuen Kindern. Was meinst Du?"

Und er zählte die Mädchen in der Stadt auf, die als Schwiegertöchter in Betracht kommen könnten. Die Großmutter schwieg und trank ein Glas Tee nach dem andern. Ich saß am Fenster und sah zu, wie das Abendrot sich am Himmel ausbreitete und die Fenster der gegenüberliegenden Häuser davon erglühten — ich hatte irgend etwas begangen, und der Großvater hatte mir verboten, in den Hof oder Garten zu gehen.

Im Garten schwirrten summende Käfer um die Birken, ein Böttcher hämmerte laut auf dem Nachbarhofe, irgendwo in der Nähe drehte ein Scherenschleifer seinen Stein; hinterm Garten, in der Schlucht, lärmten die Kinder und spielten in dem dichten Gebüsch Verstecken. Es lockte und zog mich mit aller Macht hinaus, und abendliche Sehnsucht senkte sich in mein Herz.

Plötzlich zog der Großvater irgendwo ein nagelneues Buch hervor, schlug mit der flachen Hand darauf und sagte munter zu mir:

„Na, Du gehängtes Bürschchen, nun komm einmal her! Setz' Dich dahin, Du Kalmückengesicht! Siehst Du die Figur da? Die heißt ‚a'. Sag' mal: a, b, c! Was ist das da?"

„Das da? Ein b!"

„Richtig. Und das?“

„Ein c.“

„Falsch! Ein a ist es. Nun weiter: d, e, f. Was ist das?“

„Ein d.“

„Richtig. Und das?“

„Ein f.“

„Auch richtig. Und das?“

„Ein a.“

Die Großmutter, die sich einen Augenblick entfernt hatte, trat ins Zimmer.

„So lieg' doch ruhig, Vater, streng' Dich nicht an!“

„Schweig'! Das paßt mir gerade jetzt in den Kram, es kommen mir sonst allerhand Gedanken. Weiter, Alexej!“

Er legte seinen heißen, feuchten Arm um meinen Hals und wies über meine Schulter hinweg mit dem Finger nach den Buchstaben in der Fibel, die er mir mit der andern Hand unter die Nase hielt. Ein heißer Dunst von Essig, Schweiß und gebratener Zwiebel ging von ihm aus und benahm mir fast den Atem. Er schrie mir mit seiner heiseren Stimme die Buchstaben förmlich ins Ohr: „Gib acht — g, h, i!“

Und so jagte er mich durch das ganze kirchenslawische Abc, fragte mich vorwärts und rückwärts

und außer der Reihe und steckte mich förmlich mit seinem fieberhaften Eifer an, daß auch ich in Schweiß geriet und aus vollem Halse schrie. Das machte ihm Spaß, und er mußte lachen, was ihn wieder zum Husten reizte.

„Nun hör' doch, Mutter, wie er brüllt!" sagte er, sich an die Brust fassend. „Was schreist Du denn so, Du Astrachaner Fleckfieber?"

„S i e schreien doch!" versetzte ich keck.

Es machte mir Vergnügen, auf ihn und die Großmutter zu schauen, die, das Gesicht auf die Hände stützend, am Tische saß und leise lachend sagte: „So regt Euch doch nicht auf, ihr beiden!"

Der Großvater aber erklärte mir in aller Freundschaft: „Ich schreie, weil ich krank bin, aber Du hast keinen Grund dazu, mein Junge! Uebrigens," sagte er, den feuchten Kopf schüttelnd, zur Großmutter, „die verstorbene Natalija irrte sich, als sie meinte, er habe ein schlechtes Gedächtnis — er hat, Gott sei Dank, ein Gedächtnis wie ein Pferd! Na, mach' mal weiter, Stulpnase!"

Schließlich schob er mich im Scherz vom Bett herunter. „Genug für heute. Behalt' das Buch! Wenn Du mir morgen das ganze Abc ohne Fehler vorlesen kannst, schenk' ich Dir einen Fünfer."

Als ich die Hand nach dem Buche ausstreckte, zog er mich nochmals an sich heran und sagte traurig:

„Deine Mutter hat Dich verlassen, armer Junge."

„Was redest Du da für Dinge, Vater?" versetzte die Großmutter erschrocken.

„Ich hätt's auch nicht gesagt — aber es ist mir gar zu schmerzlich, daß das Mädel sich so verirrt hat."

Er schob mich heftig von sich fort.

„Geh', lauf' ein bißchen herum — aber nur im Hof und im Garten, geh' nicht auf die Straße!"

Es zog mich auch gar nicht nach der Straße hinaus, sondern eben nach dem Garten: sobald ich dort auf der kleinen Anhöhe erschien, begannen die Kinder aus der Schlucht nach mir mit Steinen zu werfen, und es machte mir Vergnügen, ihnen auf gleiche Weise zu dienen.

„Der Struwelkopf ist da!" schrien sie, als sie mich erblickten, und bewaffneten sich rasch. „Los auf ihn!"

Ich wußte nicht, was ein „Struwelkopf" war, und fühlte mich durch diesen Spitznamen nicht beleidigt. Doch war es mir angenehm, mich allein gegen so viele zu verteidigen und zu sehen, wie der gut gezielte Stein den Feind in die Flucht trieb. Im übrigen wurden diese Kämpfe ohne Haß geführt und fanden fast immer einen friedlichen Abschluß.

Das Lernen fiel mir leicht. Der Großvater schenkte mir immer mehr Aufmerksamkeit und schlug mich immer seltener, obschon ich nach meiner Meinung viel häufiger Prügel verdient hätte. Je größer und kräftiger ich nämlich wurde, desto häufiger verstieß ich gegen die Grundsätze und Gebote des Großvaters, und statt mich dafür zu prügeln, begnügte er sich damit, mich zu schelten und höchstens einmal nach mir auszuholen.

Ich war der Meinung, daß die Prügel, die er mir früher verabfolgt hatte, unverdient waren, und sagte ihm das einmal ins Gesicht.

Mit einem leichten Stoß gegen das Kinn hob er meinen Kopf in die Höhe und sagte blinzelnd:

„Wa—a—as?"

Und mit leisem Kichern fügte er hinzu:

„Ach, Du Ketzer! Wie kannst Du es wagen, darüber mitzureden, wieviel Prügel Du verdient hast? Wer kann das wissen außer mir? Mach', daß Du fortkommst!"

Doch faßte er mich zugleich an der Schulter, sah mir forschend in die Augen und fragte: „Sag' mal — ist das Pfiffigkeit von Dir oder Treuherzigkeit?"

„Ich weiß nicht."

„Du weißt nicht? Nun, dann laß Dir gesagt

sein: Es ist besser, pfiffig zu sein, denn Treuherzigkeit ist nichts anderes als Dummheit, verstanden? Das Schaf ist treuherzig. Merk' Dir das! So — nun geh' spazieren!"

Bald konnte ich im Psalter buchstabieren. Für gewöhnlich befaßten wir uns damit des Abends nach dem Tee, jedesmal mußte ich da durch einen ganzen Psalm hindurchstolpern. Das war nicht gerade unterhaltend für mich, von einem Begreifen des Gelesenen war keine Rede, und so suchte ich auf jegliche Weise von dem Psalter loszukommen und den Großvater auf etwas anderes zu bringen.

„Großväterchen!" begann ich, wenn er einmal, meine Leseübungen überhörend und seinen Gedanken nachhängend, mit düstrer Miene vor sich hinschaute.

„Was gibt's?"

„Erzählen Sie doch irgendwas!"

„Ei, Du Faulpelz, Du sollst doch lesen!" brummte er und rieb sich, als ob er vom Schlafe erwachte, die Augen. „Geschichten hast Du gern, aber den Psalter — Gott behüte!"

Ich hatte ihn jedoch im Verdacht, daß auch er Geschichten lieber hätte als den Psalter, obschon er ihn fast auswendig konnte — er las nämlich, um ein

Gelübbde zu erfüllen, jeden Abend vor dem Schlafengehen mit lauter Stimme, wie die Vorbeter in den Kirchen, einen der zwanzig Abschnitte des Buches.

Ich bat so eindringlich, daß er schließlich weich wurde und meinem Drängen nachgab.

„Nun, meinetwegen. Der Psalter bleibt schließlich für immer bei Dir, und mich wird Gott bald vor sein ewiges Gericht fordern."

Er lehnte sich in dem alten, mit Wollstickereien verzierten Sessel zurück und begann, den Kopf in den Nacken werfend und zur Decke emporblickend, leise und nachdenklich von der alten Zeit, als noch sein Vater lebte, zu erzählen — wie einmal Räuber nach Balachna gekommen wären, um den Kaufmann Sajew auszuplündern, und wie sein Vater den Glockenturm bestiegen und Sturm geläutet habe, worauf die Räuber ihn erwischt, mit Säbeln zerhackt und vom Turme hinuntergeworfen hätten.

„Ich war damals noch ein kleines Kind", erzählte er, „und habe nichts davon gesehen, weiß mich auch an nichts mehr zu erinnern. Mein Gedächtnis geht gerade noch bis auf das Jahr zwölf zurück, als die Franzosen ins Land kamen. Ich war dazumal genau zwölf Jahre alt. Man brachte damals nach unserem Balachna an die dreißig Stück Gefangene,

lauter kleines, mageres Volk, in Lumpen gekleidet, schlimmer als Bettler, zitternd vor Kälte und mit erfrorenen Gliedern, daß sie nicht stehen konnten. Die Bauern wollten sie vollends totschlagen, aber die Begleitmannschaften ließen es nicht zu und jagten die Bauern nach ihren Höfen. Später aber gewöhnten sie sich an die Franzosen, die ein anstelliges und geschicktes Volk sind, und dabei lustig und liederfroh. Aus Nishnij kamen Herrschaften mit dem Dreigespann angefahren — die einen beschimpften die Franzosen, drohten ihnen mit der Faust und schlugen sie sogar, die andern aber unterhielten sich mit ihnen freundlich in der fremden Sprache, schenkten ihnen Geld und warme Sachen. Ein ganz alter Herr aber bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte: ‚O Gott' sagte er, ‚wie hat doch dieser Bösewicht Bonaparte die armen Franzosen zugerichtet!'" Das war nun ein Russe, siehst Du, und ein Herr sogar — und hatte Mitleid mit dem fremden Volke!"

Ein Weilchen schwieg er dann, schloß die Augen, glättete sein Haar mit den Händen und fuhr, vorsichtig die Erinnerung wachrufend, fort:

„Es ist Winter, der Schneesturm fegt durch die Straße, der Frost knackt im Gebälk, und sie, die

Franzosen, kommen vor unser Fenster gelaufen, klopfen an die Scheiben, springen und schreien und verlangen heiße Kuchen — meine Mutter buk Kuchen, verstehst Du, und verkaufte sie. In die Stube ließ sie die Mutter nicht hinein, sondern schob ihnen die glühend heißen Kuchen durchs Fenster. Sie aber griffen gierig danach und steckten sie unter die Kleider, gerade aufs Herz, um sich zu erwärmen — so schrecklich litten sie von der Kälte! Sie kamen nämlich aus einem warmen Lande, waren an die Kälte nicht gewöhnt, und viele gingen daran zugrunde. Bei uns wurden zwei in der Badestube untergebracht, hinten im Garten — ein Offizier war's mit seinem Burschen Miron. Der Offizier war ein langer, hagerer Mensch, nichts als Haut und Knochen; er ging in einer Saloppe, die ihm bis an die Knie reichte. Er war sehr umgänglich und trank gern ein Gläschen; meine Mutter braute heimlich Bier, und er kaufte sich öfters welches, trank sich voll und sang dann lustige Lieder. Er lernte ein paar Worte Russisch und plapperte sie her: ‚Euer Land nicht weiß', sagte er, ‚Euer Land schwarz und böse!' Und er hatte recht, denn weiter oben ist unser Land nicht sehr freundlich, erst weiter unten an der Wolga wird es wärmer, und hinterm Kaspischen Meere

soll's überhaupt keinen Schnee geben. Möglich ist's schon: auch im Evangelium und in der Apostelgeschichte und im Psalter ist von Schnee und vom Winter keine Rede, und die Orte, an denen Jesus gelebt hat, liegen nach jener Richtung. Und weil ich gerade davon rede: sobald wir mit dem Psalter fertig sind, fangen wir an, die Evangelien zu lesen."

Er schweigt wieder, als sei er eingeschlummert; er denkt über etwas nach, blickt seitwärts durchs Fenster und erscheint mir so klein, gleichsam zugespitzt.

„Erzählen Sie, Großväterchen," mahne ich leise, und er fährt aus seinem Sinnen auf.

„Ja, also die Franzosen," beginnt er wieder. „Auch sie sind Menschen, nicht schlimmer als wir arme Sünder. Manchmal riefen sie der Mutter zu: ‚Madame, Madame', was wohl so viel heißen sollte wie ‚meine Dame'. Die Dame aber trug gerade einen fünf Pud schweren Sack Mehl vom Boden. Kräfte hatte sie — gar nicht wie ein Weib, bis zu meinem zwanzigsten Jahre schüttelte sie mich bei den Haaren, und zwar ganz gehörig, mit zwanzig aber war ich selbst ein ganz kräftiger Junge geworden. Was den Offizierburschen Miron betrifft, so liebte der die Pferde ganz besonders, ging von einem Hofe zum andern und bat durch Zeichen, man möcht'

ihm doch erlauben, die Pferde zu striegeln. Anfangs hatten die Leute Angst, er könnte den Pferden etwas antun, da er doch ein Feind war; dann aber baten sie ihn schon von selbst: ‚Heda, Miron, komm doch mal zu uns!‘ Er lächelte, nickte mit dem Kopfe und ging hin. Rothaarig war er, mit einer langen Nase und dicken Lippen. Mit den Pferden ging er vortrefflich um, auch aufs Kurieren verstand er sich. Er ließ sich später hier in Nishnij als Roßarzt nieder, ist aber verrückt geworden und von der Feuerwache totgeschlagen worden. Der Offizier wurde, wie's aufs Frühjahr ging, immer elender und ist am St. Nikolaustage still gestorben: ganz in Gedanken saß er im Badehaus am Fenster, steckte den Kopf heraus und starb. Mir tat er leid, ich weinte sogar heimlich um ihn. Er hatte etwas so Sanftes — oft nahm er mich beim Kopfe und redete in seiner Sprache freundlich zu mir, und wenn ich ihn auch nicht recht verstand, so tat es mir doch wohl ihm zuzuhören. Menschliche Liebe kauft man nun mal nicht auf dem Markte! Er hatte auch angefangen, mir seine Sprache beizubringen, aber die Mutter wollt's nicht leiden und führte mich sogar zum Popen, und der befahl, mich gehörig durchzuprügeln, und beschwerte sich sogar über den

Offizier. Ja, man lebte damals unter strenger Zucht, mein Junge! Du hast das nicht mehr kennen gelernt, andere haben die Hiebe für Dich bekommen — merk' Dir das! Was ich alles durchgemacht habe!"

Es war dunkel geworden. In dem Dämmerschein schien mir der Großvater ganz seltsam zu wachsen, und seine Augen leuchteten wie die Augen einer Katze. Ueber alles sonst sprach er leise, vorsichtig, nachdenklich, von sich selbst dagegen redete er lebhaft, schnell und prahlerisch. Mir gefiel das nicht, am meisten aber mißfielen mir seine Zwischenbemerkungen: „Merk' Dir das! Nimm Dir ein Beispiel daran!" Vieles von dem, was er erzählte, wollte ich mir gar nicht merken, es setzte sich jedoch auch ohnedies in meinem Gedächtnis fest wie ein Splitter, der mir Schmerz verursachte. Niemals erzählte er Märchen, sondern immer nur Dinge, die wirklich geschehen waren. Ich hatte auch bemerkt, daß er es nicht gern hatte, wenn man ihm Fragen stellte. Gerade darum fragte ich ihn jetzt: „Und wer ist besser — die Franzosen oder die Russen?"

„Ja, — wie soll man das wissen? Ich hab's doch nicht gesehen, wie die Franzosen bei sich zu Hause leben," knurrte er ärgerlich und fügte hinzu: „In seiner Höhle ist auch der Iltis gut."

„Und die Russen — sind die gut?"

„Wie man's nimmt. Als sie noch unter den Herren standen, waren sie besser; ein Volk, wie aus Eisen geschmiedet! Seit sie alle in Freiheit leben, ist nicht viel los mit ihnen — nicht Brot noch Salz. Nicht, als ob die Herren besonders gnädig gegen sie gewesen wären, aber vernünftig ging's doch zu. War solch ein Herr von der rechten Art, dann hatte man seine Freude an ihm; freilich gab's auch unter den Herren so manchen schlimmen Narren. Viel Schale ist an uns Russen — blickt man sie, so denkt man: 's ist ein Mensch, sieht man aber näher zu, so ist's nichts als Schale, kein Kern ist drin, alles aufgegessen. Belehren müßte man uns, unsern Verstand schleifen — 's ist aber auch kein rechter Schleifstein da."

„Sind sie stark — die Russen?"

„Wohl gibt's manchen Starken darunter, aber nicht auf die Stärke kommt's an, sondern auf die Geschicklichkeit. So viel Stärke Du auch besitzen magst — das Pferd wird immer stärker sein als Du."

„Und warum haben die Franzosen gegen uns Krieg geführt?"

„Nun, das Kriegführen — das ist schon Sache der Zaren, da steht unser Verstand still."

Auf meine Frage, wer Bonaparte gewesen sei,

gab der Großvater mir eine Antwort, die mir fest im Gedächtnis geblieben ist:

„Er war ein kühner Mensch, der die ganze Welt erobern wollte; und alle sollten dann auf gleiche Weise leben, keine Herren, keine Beamten sollte es geben, überhaupt keine verschiedenen Stände! Nur die Namen der Menschen sollten verschieden sein, die Rechte aber sollten für alle gleich sein und ebenso der Glaube. Das war natürlich eine Dummheit; nur die Krebse kann man nicht unterscheiden, die Fische aber sind unter sich sehr verschieden: Wels und Stör sind keine Freunde, Sterlet und Hering keine Kameraden. Auch wir hatten schon solche Bonapartes — Stepan Timofejewitsch Rasin und Jemeljan Iwanow Pugatschew; von diesen beiden werde ich Dir später erzählen."

Zuweilen sah er mich lange und schweigend an, wobei seine Augen sich rundeten, als ob er mich zum erstenmal erblickte. Es war mir nicht angenehm, wenn er mich so forschend ansah. Von meinem Vater oder meiner Mutter sprach der Großvater niemals.

Nicht selten kam die Großmutter zu diesen Unterhaltungen hinzu. Sie setzte sich still in einen Winkel, saß dort lange schweigend und unsichtbar

und fragte dann plötzlich mit ihrer weich umfangenden Stimme:

„Und weißt Du noch, Vater, wie schön es war, als wir damals beide die Wallfahrt nach Murom machten? In welchem Jahre war das doch?"

Der Großvater dachte eine Weile nach und antwortete dann umständlich:

„Genau kann ich's nicht sagen, es war aber vor der Cholera, in dem Jahre, als man die Leute von Olonez in den Wäldern verfolgte."

„Richtig! Wir hatten noch solche Angst vor ihnen."

„Ganz recht."

Ich fragte, was das für „Leute von Olonez" gewesen seien, und weshalb sie sich in die Wälder geflüchtet hätten.

„Die Leute von Olonez", versetzte der Großvater, „waren einfach Bauern, die von den Kronsgütern, von den Fabriken, von der Arbeit weggelaufen waren."

„Und wie hat man sie verfolgt?"

„Nun, wie beim Kinderspiel: die einen laufen weg, und die andern rennen ihnen nach und suchen sie. Wer gefangen wird, bekommt die Peitsche oder die Knute; auch die Nasenlöcher wurden ihnen aufgeschlitzt, und auf die Stirn wurde ihnen ein Mal

aufgebrannt, damit man es gleich erkennt, daß sie bestraft sind."

„Warum machte man das?"

„Warum? Sie waren eben in Untersuchung. Das sind so Dinge, die nicht ganz klar sind. Wer da im Unrecht ist, ob derjenige, der fortläuft, oder der andere, der ihn verfolgt, können wir nicht unterscheiden."

„Und weißt Du noch, Vater," beginnt die Großmutter wieder, „wie wir damals nach dem großen Brande . . ."

Der Großvater liebte in allen Dingen Genauigkeit und fragte daher streng:

„Nach welchem großen Brande?"

Wenn sie sich so in die Vergangenheit vertieften, vergaßen sie mich ganz und gar. Ihre Stimmen und Reden klangen in gleichförmigem Rhythmus, fast als ob sie ein Lied sängen — ein düsteres, unfrohes Lied von Krankheiten, Feuersbrünsten, Morden, von plötzlichen Todesfällen und pfiffigen Gaunerstreichen, von blödsinnigen Bettlern und schlimmen großen Herren.

„Was hat man nicht alles erlebt und durchgemacht!" brummte der Großvater leise.

„Ist's uns vielleicht schlecht gegangen?" sagte die Großmutter. „Weißt Du noch, was für ein

schönes Frühjahr wir damals hatten, als Warja zur Welt kam?"

„Das war im Jahre 48, als der Feldzug in Ungarn war. Gevatter Tichon mußte damals gleich am Tage nach der Taufe mit ins Feld."

„Und ist dort umgekommen!" sagte die Großmutter seufzend.

„Und ist dort umgekommen, ja! Seit jenem Jahre ist der Segen Gottes über uns niedergeströmt, wie der Regen aufs Floß. Ach, die Warwara . . ."

„Laß schon gut sein, Vater."

Er nahm eine finstere, zornige Miene an.

„Was soll ich gut sein lassen? Sie sind mißraten, unsere Kinder, von welcher Seite ich's auch ansehe. Wohin ist unsere Kraft, unser Saft geschwunden? In einen Korb aus Birkenrinde glaubten wir beide zu sammeln, und dabei war's ein schlechtes Sieb, das uns der Herr in die Hand gegeben hatte."

Er schrie es förmlich hinaus, lief im Zimmer umher, als ob er sich verbrüht hätte, schimpfte über die Kinder und drohte der Großmutter mit seiner mageren kleinen Faust.

„Du hast ihnen immer durch die Finger gesehen und sie verwöhnt, Du Hexe!"

In schmerzlicher Erregung, fast den Tränen nahe, flüchtete er sich in die Ecke, in der die Heiligenbilder hingen, und schlug sich weit ausholend gegen die magere Brust, daß es förmlich dröhnte.

„O Gott, bin ich denn ein größerer Sünder als die andern? Wofür strafst Du mich denn so—o?"

Er zitterte am ganzen Körper, und aus den tränenfeuchten Augen blitzten Kränkung und Zorn.

Die Großmutter saß im Dunkeln, bekreuzte sich schweigend, ging dann vorsichtig an ihn heran und redete ihm gut zu:

„Nun, nun — so laß Dich doch nicht so gehen! Der liebe Gott weiß schon, was er tut. Haben vielleicht andere mehr Glück mit ihren Kindern? Ueberall ist's dasselbe, Vater — Zank und Streit und Prügelei. Alle Väter und Mütter müssen nun mal ihre Sünden mit Tränen abwaschen, nicht nur Du allein."

Zuweilen beschwichtigten ihn ihre Worte, und er legte sich schweigend und müde ins Bett, während die Großmutter leise mit mir nach ihrer Bodenkammer ging. Einmal jedoch, als sie auch wieder mit freundlicher Rede an ihn herantrat, wandte er sich jählings um und schlug sie hart mit der Faust ins Gesicht. Die Großmutter fuhr zurück und wäre fast hingestürzt. Dann fuhr sie mit der Hand nach den

Lippen, und als sie sich wieder gesammelt hatte, sagte sie leise, in aller Ruhe:

„Ach, Du Dummkopf."

Und sie spie ihm das Blut vor die Füße aus, er aber heulte zweimal wild auf und schrie, beide Hände gegen sie erhebend:

„Geh' fort, sonst schlag' ich Dich tot!"

„Dummkopf!" wiederholte die Großmutter im Fortgehen von der Tür aus. Der Großvater stürzte ihr nach, sie überschritt jedoch, ohne sich weiter zu beeilen, die Schwelle und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

„Alte Bettel!" zischte der Großvater, ganz rot vor Wut, hielt sich am Türpfosten fest und kratzte daran herum.

Ich saß, nicht lebend und nicht tot, auf der Ofenbank und traute meinen Augen nicht: zum erstenmal hatte er die Großmutter in meiner Gegenwart geschlagen, und das machte einen überaus tiefen und widerwärtigen Eindruck auf mich und zeigte mir ihn von einer neuen Seite, mit der ich mich auf keine Weise versöhnen konnte. Da stand er nun an den Pfeiler festgekrallt, struppig und grau, wie mit Asche bestreut. Und plötzlich ging er nach der Mitte des Zimmers und kniete nieder, fiel jedoch nach vorn über, daß er den Boden mit den Händen

berührte. Doch richtete er sich sogleich wieder auf, schlug sich mit den Händen gegen die Brust und rief:

„O Gott, o Gott!“

Ich fuhr von den warmen Kacheln der Ofenbank wie auf glattem Eis herunter und stürzte zur Tür hinaus. Oben ging die Großmutter im Zimmer umher und spülte sich den Mund aus.

„Tut es Dir weh?“ fragte ich.

Sie ging in die Ecke, spuckte das Wasser in den Spülichteimer und antwortete ruhig:

„Es ist nicht weiter schlimm, die Zähne sind ganz geblieben; nur die Lippen hat er mir blutig geschlagen.“

„Warum hat er's getan?“

Sie blickte durchs Fenster auf die Straße hinaus und sagte:

„Er ärgert sich. Es fällt ihm schwer aufs Herz, daß ihm auf die alten Tage alles mißlingt. Leg' Dich nur in Gottes Namen hin und denk' nicht weiter darüber nach!“

Ich stellte noch irgendeine Frage, sie schrie jedoch ungewohnt streng auf mich los:

„Hinlegen sollst Du Dich — hörst Du nicht? Ungehorsamer Junge!“

Sie setzte sich ans Fenster, sog an ihrer Lippe

und spuckte öfters in ihr Taschentuch. Ich betrachtete sie, während ich mich auszog: In dem blauen Fensterquadrat blinkten über ihrem schwarzen Kopfe die Sterne. Auf der Straße war es still, im Zimmer dunkel.

„Schlaf' ruhig, ich geh' zu ihm nach unten. Bedauere mich nicht zu sehr, mein Taubenseelchen! Auch ich habe mein Teil Schuld. Jetzt schlaf'!"

Sie küßte mich und ging. Unendlich tiefe Traurigkeit befiel mich, ich sprang aus dem breiten, weichen, warmen Bett heraus und lief ans Fenster. Starr, in unerträglichem Gram, stand ich da und blickte auf die leere Straße.

7.

Ich hatte schon sehr früh begriffen, daß der Großvater einen anderen Gott hatte als die Großmutter. Der Unterschied lag auch gar zu offen auf der Hand.

Wenn die Großmutter frühmorgens erwachte, kämmte sie zuerst, auf dem Bett sitzend, lange und sorgfältig ihr prächtiges Haar, drehte dabei den Kopf hin und her, riß, die Zähne fest aufeinander beißend, ganze Strähnen der langen, schwarzen Seidenfäden heraus und schalt im Flüsterton, um mich nicht zu wecken: „Na, was ist denn das? Da soll doch gleich der Weichselzopf in Euch fahren!“

Hatte sie das Haar einigermaßen glatt gekämmt, dann begann sie es rasch in dicke Zöpfe zu flechten, wusch sich eilig unter lebhaftem Prusten und kniete, noch die Schlafrunzeln und den Aerger im Gesichte, vor den Heiligenbildern nieder. Nun begann die geistige Morgenwaschung, die ihr ihre ganze Frische wiedergab.

Den gekrümmten Rücken emporrichtend und den Kopf zurückwerfend, blickt sie mit andächtig zärtlichem Ausdruck auf das runde Gesicht der heiligen

Mutter Gottes von Kasan, bekreuzt sich inbrünstig und flüstert laut und voll Hingabe:

„O gebenedeite Gottgebärerin, laß mich, Mütterchen, an diesem heutigen Tage in Deiner Gnade wandeln!"

Den Rücken langsam beugend, verneigt sie sich dann und flüstert von neuem, immer inbrünstiger, immer andächtiger: „Du Quell der Freude, Du Krone der Keuschheit, Du blühender Apfelbaum!"

Fast jeden Morgen fand sie neue Worte zum Preise und Ruhme der Mutter Gottes, und das ließ mich stets aufmerksam auf ihre Gebete lauschen.

„Du mein reines, himmlisches Herzchen! Mein Schutz und mein Schirm, meine goldene Sonne, Gottesmutter Du — behüte mich vor der Verlockung des Bösen, gib, daß ich niemanden kränke, und daß auch mich niemand unnütz kränken möge!"

Ein Lächeln in den dunkeln Augen, gleichsam verjüngt, begann sie wiederum unter langsamer Bewegung der schweren Hand sich zu bekreuzen.

„O Jesus Christus, Sohn Gottes, sei mir armer Sünderin gnädig, um Deiner Mutter willen!"

Stets war ihr Gebet ein Lobgesang auf Maria, eine herzliche, schlichte Hymne zu Ehren der himmlischen Jungfrau.

Das Morgengebet dauerte nicht lange. Der Samowar mußte bereitgestellt werden, denn der Großvater hielt keine Bedienung mehr, und wenn der Tee nicht zu der von ihm festgesetzten Zeit auf dem Tische stand, schalt er ganz gehörig.

Manchmal wachte er eher auf als die Großmutter, dann kam er auch wohl zu uns auf den Boden und hörte zu, wie sie flüsternd betete. Geringschätzig verzog er die dünnen, dunklen Lippen, und beim Tee knurrte er: „Wie oft habe ich's Deinem dicken Schädel eingetrichtert, wie man beten soll, und Du bleibst doch immer wieder bei Deinem Gemurmel, Du Ketzerin! Wie kann das der Herrgott nur dulden?"

„Er versteht's schon!" antwortete die Großmutter ihm zuversichtlich. „Was man ihm auch sagt — er findet sich schon zurecht!"

„Verdammte Tschuwaschin! Ach, I—ihr!"

Ihr Gott war den ganzen Tag bei ihr, sie sprach sogar mit den Tieren von ihm. Es war mir klar, daß alles, Menschen, Hunde, Bienen, Vögel und Kräuter, diesem Gott leicht und gern gehorchen mußte. Er stand allem Lebenden auf Erden gleich nahe, war gegen alles und alle gleich gut.

Eines Tages brachte der verwöhnte rauchgraue Kater der Schankwirtin, ein durchtriebener, lecker-

mäuliger Schleicher, der Liebling aller Hausbewohner, einen Star aus dem Garten angeschleppt. Die Großmutter nahm ihm den geängstigten Vogel fort und hielt dem goldäugigen Räuber eine Strafpredigt: „Du Bösewicht, hast Du denn gar keine Gottesfurcht im Leibe?“

Die Schankwirtin und der Hausknecht lachten über ihre Worte, die Großmutter aber schrie sie beide höchst aufgebracht an: „Ihr denkt wohl, die Tiere kennen den lieben Gott nicht? Ich sag' Euch, jedes Geschöpf kennt ihn, ebenso gut wie Ihr, Ihr Herzlosen!“

Wenn sie den fett und trübsinnig gewordenen Scharap vor den Wagen spannte, plauderte sie mit ihm: „Was bist Du so traurig, Knecht Gottes — wie? Wir sind beide alt geworden, nicht wahr?“

Das Pferd bewegte wie zustimmend den Kopf und seufzte.

Dennoch führte sie den Namen Gottes nicht so oft im Munde wie der Großvater. Der Gott der Großmutter war mir verständlich, und ich fürchtete mich nicht vor ihm; ich empfand es als beschämend, vor ihm zu lügen, und habe die Großmutter auch niemals belogen. Es war einfach unmöglich, diesem guten Gott etwas zu verbergen, und ich empfand auch gar nicht den Wunsch, es zu tun.

Eines Tages hatte die Schankwirtin gelegentlich eines Streites mit dem Großvater auch die ganz unbeteiligte Großmutter schwer beleidigt und sogar eine Rübe nach ihr geworfen.

„Das ist doch recht albern, meine Liebe," sagte die Großmutter in aller Gemütsruhe zu ihr. Ich aber war aufs höchste empört über die Frau und beschloß, die Großmutter an ihr zu rächen.

Lange dachte ich darüber nach, was ich dieser rothaarigen, dicken Frau mit dem Doppelkinn, deren Augen ganz zwischen den Fettwülsten ihres Gesichts verschwanden, wohl Böses antun könnte.

Ich hatte über die nachbarlichen Fehden der Hausbewohner meine Beobachtungen angestellt und wußte, auf welche Weise sie ihr Mütchen aneinander kühlten. Sie ließen es die Katzen der feindlichen Partei entgelten, denen sie die Schwänze abhackten, oder die Hunde, die sie vergifteten; sie schlachteten sich gegenseitig die Hühner ab, schlichen sich in die feindlichen Keller ein, um Petroleum in die Sauerkraut- und Gurkenfässer zu gießen oder den Kwas aus der Tonne rinnen zu lassen. Das alles war jedoch nicht nach meinem Geschmack, ich wollte noch viel Schrecklicheres ersinnen.

Und endlich fand ich Gelegenheit, mein Rachewerk zu vollbringen. Ich gab acht, wann die Schank-

wirtin in den Keller hinabstieg, und kaum war sie hinunter, als ich auch schon die Falltür über ihrem Kopfe zuschlug und verschloß und oben darauf einen Rachetanz aufführte. Den Kellerschlüssel warf ich aufs Dach und lief spornstreichs nach der Küche, wo die Großmutter am Waschtrog stand. Meine Triumphstimmung fiel ihr auf, und ich mußte erzählen. Als sie den Sachverhalt erfahren hatte, walkte sie mich ganz gehörig durch, führte mich auf den Hof und gebot mir, den Schlüssel auf dem Dache zu suchen. Höchst erstaunt über ihr Verhalten, holte ich schweigend den Schlüssel herunter und lief darauf in die entlegenste Ecke des Hofes, von wo aus ich beobachten konnte, wie sie die gefangene Schankwirtin befreite, und wie sie dann beide gemütlich lachend über den Hof gingen.

„Wart', Dir will ich's besorgen!" drohte mir die Schankwirtin mit ihrer runden fetten Faust, ihre lächelnde Miene verriet mir jedoch, daß sie mir nicht böse war.

Die Großmutter aber nahm mich beim Kragen und brachte mich nach der Küche.

„Warum hast Du das getan?" fragte sie.

„Weil sie Dich mit der Rübe geworfen hat."

„Meinetwegen also hast Du es getan? So! Wart',

Du Taugenichts, ich zieh' Dir die Ohren lang, Daß Dir Sehen und Hören vergeht! Seht mir doch den Rächer an! Wenn ich's dem Großvater erzähle, gib's bitter was heraus! Marsch auf den Boden, ans Buch!

Den ganzen Tag sprach sie kein Wort mit mir; erst am Abend, bevor sie zum Gebet hinkniete, setzte sie sich auf mein Bett und sagte:

„Merk' Dir das eine, Aljoscha, mein Taubenseelchen: Misch' Dich nie in die Angelegenheiten der Erwachsenen! Die Erwachsenen sind verdorbene Menschen, die Gott schon in Versuchung geführt hat, Dich aber hat er noch verschont, drum lebe nach Deinem kindlichen Verstande! Warte, bis Gott Dein Herz berührt, bis er Dir Deine Aufgabe im Leben zeigt und Dich auf Deinen Weg führt! Hast Du verstanden? Und ob ein andrer ein Unrecht begangen hat — das geht Dich nichts an. Des Herrn Sache ist's, zu richten und zu strafen, ihm kommt es zu und nicht uns!"

Sie schwieg, nahm eine Prise und fügte dann, das rechte Auge zusammenkneifend, hinzu: „Und wer weiß, vielleicht kann's der Herr manchmal selbst nicht entscheiden, wem eine Schuld anzurechnen ist!"

„Ist denn Gott nicht allwissend?" fragte ich verwundert, und sie antwortete leise, in betrübtem Tone:

„Wenn er allwissend wäre, dann würden die Menschen sehr vieles nicht tun. Er blickt wohl so vom Himmel auf uns alle herunter und gibt auf uns acht, manchmal aber bricht er in Tränen aus und schluchzt laut auf: Ach, Ihr Menschenkinder, meine lieben Menschenkinder, wie tut Ihr mir so leid!"

Und sie brach selbst in Tränen aus, und ohne ihre Wangen zu trocknen, ging sie in die Ecke, um zu beten.

Fortan stand ihr Gott mir noch näher, war mir noch verständlicher als bisher.

Auch der Großvater belehrte mich über das Wesen Gottes, den er mir als allgegenwärtig und allwissend darstellte; nach seiner Erklärung sah Gott alles und war den Menschen ein gütiger Helfer in allen Dingen, doch betete er zu ihm nicht so wie die Großmutter.

Bevor er des Morgens in die Ecke mit den Heiligenbildern trat, wusch er sich erst lange, kleidete sich sorgfältig an und kämmte sein rotes Haar und sein Bärtchen glatt. Dann beguckte er sich sorgfältig im Spiegel, zupfte sein Hemd zurecht, band sich das schwarze Halstuch unter die Weste und ging vorsichtig, gleichsam schleichend, nach den Bildern hin. Er stellte sich jedesmal auf denselben Knorren in

der Diele, der ganz wie ein Pferdeauge aussah, und stand, den Kopf gesenkt, die Arme am Körper entlang gestreckt, eine ganze Weile schweigend da. Dünn und gerade wie ein Nagel, sprach er dann voll Andacht:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Ich hatte das Gefühl, als trete nach diesen Worten im Zimmer eine ganz besondere Stille ein — selbst die Fliegen schienen leiser zu summen.

Den Kopf in die Höhe gerichtet, steht er da: Die Augenbrauen ziehen sich empor und sträuben sich, der goldigrote Bart steht fast horizontal ab; bestimmt und fest, als wenn er eine Lektion hersagte, spricht er seine Gebete; seine Stimme klingt deutlich, fast herausfordernd.

„Und siehe, der Richter wird kommen, und eines jeglichen Tun wird offenbar werden."

Ohne Hast schlägt er sich mit der Faust vor die Brust und bittet nachdrücklich:

„Gesündigt habe ich vor Dir, o Herr — wende Dein Antlitz von meinen Missetaten!"

Nun sagt er das Glaubensbekenntnis her und skandiert dabei förmlich die Worte. Sein rechtes Bein zuckt, als gebe es unhörbar den Takt des Gebets an. Er zieht und reckt sich nach den Heiligen-

bildern hin, er wächst, wird gleichsam dünner, hagerer und erscheint dabei so sauber und anspruchsvoll:

„Du treffliche Aerztin, heile die eingewurzelten Leidenschaften meiner Seele! Die Seufzer meines Herzens bringe ich Dir unaufhörlich dar, erbarme Dich, o Gebieterin!“

Und mit Tränen in den grünen Augen fleht er laut: „Rechne mir meinen Glauben an statt meiner Taten, o Herr, laß mich meine bösen Werke nicht entgelten!“

Nun bekreuzt er sich häufig, krampfhaft, nickt, wie zum Stoß ausholend, mit dem Kopfe, und seine Stimme bekommt etwas Kreischendes, Schluchzendes. Ich sah später in den Synagogen auf ähnliche Art beten.

Der Samowar steht schon längst siedend auf dem Tische, durchs Zimmer zieht der Duft von heißem Käsekuchen, ich verspüre Hunger. Die Großmutter lehnt mürrisch am Türrahmen und seufzt, die Augen zu Boden geschlagen. Durchs Fenster blickt vom Garten her die heitere Sonne, an den Bäumen schimmern Tauperlen, die Morgenluft duftet würzig nach Dill, Johannisbeeren und reifenden Aepfeln. Der Großvater aber betet und betet noch immer, wiegt sich hin und her und winselt:

„Lösche die Flamme meiner Leidenschaften, denn siehe, ich bin ein Elender und Besessener!"

Ich kann alle Morgen- und Abendgebete auswendig und gebe aufmerksam acht, ob der Großvater nicht einen Fehler machen oder wenigstens ein Wort auslassen wird. Nur höchst selten geschah das, und ich hatte dann jedesmal ein Gefühl der Schadenfreude.

War der Großvater endlich mit seinen Gebeten fertig, dann entbot er mir und der Großmutter den Morgengruß.

„Du hast heute ein Wort ausgelassen," sagte ich zu ihm.

„Wirklich?" versetzte er ungläubig und unruhig zugleich.

„Ja, wirklich. Es muß heißen: ‚Rechne mir meinen Glauben an statt meiner Taten', und Du hast ‚meinen Glauben' weggelassen."

„Nun sieh doch mal an!" rief er verlegen und blinzelte schuldbewußt. Ich weiß, daß er mir die vorlaute Bemerkung gelegentlich heimzahlen wird, für den Augenblick jedoch genieße ich meinen Triumph und weide mich an seiner Verlegenheit.

Eines Tages sagte die Großmutter im Scherz:

„Es muß doch den lieben Gott langweilen, Vater, Dein Gebet anzuhören — immer sagst Du dasselbe!"

„Wa—as?“ klang es drohend aus seinem Munde. „Was schwatzest Du da?“

„Ich meine, Du schenkst dem lieben Gott nie ein Wörtchen aus Deinem eignen Herzen. Hab's wenigstens noch nie von Dir gehört.“

Ganz feuerrot und an allen Gliedern zitternd, sprang er vom Stuhl auf, ergriff eine Untertasse, warf sie der Großmutter an den Kopf und kreischte wie eine Säge, die auf einen Knorren gestoßen ist:

„Hinaus mit Dir, alte Hexe!“

Wenn er mir von der unüberwindlichen Allmacht Gottes erzählte, betonte er vor allem ihre Strenge. Für ihre Sünden wurden die Menschen von der Sintflut heimgesucht, für ihre Sünden wurden sie verbrannt und ihre Städte zerstört, mit Hungersnot und Seuchen suchte der Herrgott sie heim, und immer wieder war er das strafende Schwert für die Erde, die Zuchtrute für die Sünder.

„Wer vermessentlich Gottes Gebote übertritt, wird von Qual und Verderben heimgesucht werden!“ suchte er mir, mit den Knöcheln der dünnen Finger auf den Tisch klopfend, einzuprägen.

Es wurde mir schwer, an Gottes grausame Härte zu glauben. Ich vermutete vielmehr, daß der Großvater sich das alles absichtlich ausdachte, nicht, damit

ich Gott liebe, sondern damit ich ihn fürchte. Und ich fragte ihn ganz offen:

„Das sagst Du wohl, damit ich Dir gehorche?"

Er antwortete mir darauf ebenso offen: „Nun, gewiß! Versuch's einmal, mir nicht zu gehorchen!"

„Aber die Großmutter spricht vom lieben Gott doch anders!"

„Glaub' ihr nicht, der alten Gans!" wies er mich streng an. „Sie ist dumm von Geburt an, kann nicht lesen, hat keine Grütze im Kopfe. Ich werde ihr verbieten, mit Dir von diesen erhabenen Dingen zu reden. Antworte mir: Welches Amt haben die Erzengel an Gottes Thron?"

Ich gab die Antwort so, wie er sie mir beigebracht hatte, und fragte meinerseits:

„Was sind denn Beamte?"

„Daß Dich das Mäuschen beiße!" sagte er lächelnd und absichtlich zur Seite blickend. Und dann erklärte er, sich auf die Lippen beißend:

„Beamte haben mit Gott nichts zu tun, die halten sich an die Menschen. Ein Beamter ist ein Mann, der die Gesetze auffrißt."

„Gesetze? Was ist das?"

„Was Gesetze sind? Nun, das sind so — Bräuche," versetzte der Alte, munter werdend, und seine klugen,

stechenden Augen blitzten nur so. „Da leben nun so die Menschen und kommen überein: So ist's am besten, das wollen wir zum Brauch, zur Regel, zum Gesetz erheben. Ganz so, wie wenn sich Kinder beim Spiel zusammentun und unter sich abmachen, wie sie spielen wollen, in welcher Ordnung und Reihenfolge. Diese Abmachung ist eben ein Gesetz."

„Und die Beamten?"

„Die Beamten? Das sind Raufbolde, die kommen und das Gesetz übertreten."

„Warum tun sie das?"

„Nun, das geht schon über Deinen Verstand!" sagte er, wiederum streng die Stirn runzelnd, und fuhr in belehrendem Tone fort: „Alle Angelegenheiten der Menschen regiert Gott der Herr. Die Menschen wollen das eine, er aber will etwas anderes. Alles Menschliche ist schwach und hinfällig, sobald der Herr es nur anbläst, wird's zu Staub und Asche!"

Ich hatte so meinen Grund, mich für die Beamten zu interessieren, und setzte meine Forschungen fort:

„Aber Onkel Jakow singt doch immer:

‚Und die Engelein, die sind Gottes Mächte,
Die Beamten aber sind Satans Knechte!'"

Der Großvater schob mit der flachen Hand seinen

Kinnbart hoch, nahm ihn in den Mund und schloß die Augen. Seine Backen zuckten — ich begriff, daß er innerlich lachte.

„Man sollte Euch Bein an Bein zusammenbinden und ins Wasser werfen," sagte er, „Dich samt dem Jaschka. Er soll solche Lieder nicht singen, und Du sollst sie nicht anhören! Das sind Scherzlieder, die die altgläubigen Ketzer sich ausgedacht haben."

Und indem er seine Augen irgendwohin über mich hinweg richtete, fügte er leise und gedehnt hinzu: „Ach, J—ihr."

Aber wenn er Gott auch hoch und drohend über alle Menschen erhob, so zog er ihn doch auch, gleich der Großmutter, in alle seine Angelegenheiten hinein, und nicht bloß ihn, sondern auch die ungezählten Scharen seiner Heiligen. Die Großmutter schien überhaupt keine Heiligen zu kennen, außer Nikolaus, Jurij, Frol und Lawr, die nach ihrer Auffassung gleichfalls sehr gut waren und den Menschen nahestanden. Sie durchwanderten die Dörfer und Städte, mischten sich in die Angelegenheiten der Menschen ein und hatten überhaupt alle menschlichen Eigenschaften. Die Heiligen des Großvaters hingegen waren fast lauter Märtyrer. Sie zertrümmerten Götzenbilder, stritten sich mit den römischen Kaisern

herum und wurden dafür gefoltert, verbrannt und auf sonstige Weise zu Tode gebracht.

Zuweilen begann der Großvater sich in Phantasien zu ergehen: „Wenn Gott mir dazu verhelfen wollte, daß ich das Haus hier mit — sagen wir mal: fünfhundert Rubel Nutzen verkaufe, würde ich eine Messe zu Ehren des heiligen Nikolaus lesen lassen."

„Nun soll der heilige Nikolaus dem alten Dummkopf gar noch Häuser verkaufen," sagte die Großmutter spöttisch zu mir, „als ob Väterchen Nikolaus nichts Besseres zu tun hätte!"

Lange Zeit habe ich den Kirchenkalender des Großvaters mit verschiedenen Notizen von seiner Hand verwahrt. Neben den Namen „Joachim und Anna" fanden sich da beispielsweise, in steifer Schrift mit rötlichgrauer Tinte geschrieben, die Worte: „Diese beiden Heiligen haben mich aus schwerer Not gerettet."

Ich weiß, was für eine „schwere Not" das war. In seiner Sorge um das Wohlergehen seiner mißratenen Kinder hatte der Großvater sich auf Wuchergeschäfte verlegt und lieh heimlich Geld gegen Pfänder aus. Irgend jemand brachte ihn zur Anzeige, und eines Nachts erschien die Polizei, um eine Haussuchung vorzunehmen. Es gab viel Angst und

Unruhe, schließlich lief jedoch alles gut ab; der Großvater betete bis zum Sonnenaufgang, und am Morgen, vor dem Tee, schrieb er dann in meiner Gegenwart jene Worte in den Kalender.

Vor dem Abendbrot pflegte er mit mir im Psalter, im Kirchengebetbuch oder in dem schwer verständlichen Buche des Jefrem Sirin zu lesen; nach dem Abendbrot trat er wieder zum Gebet hin, und durch die Abendstille hallten lange seine gramvollen, reumütigen Worte:

„Was soll ich Dir darbringen, oder was Dir opfern, Du unsterblicher, überreicher Herrscher? Bewahre mich, o Herr, vor jeglichem schlimmen Gedanken! Schütze mich, o Herr, vor gewissen Menschen! Gib mir Tränen der Reue und einen leichten Tod!"

Der Großvater führte mich regelmäßig in die Kirche; am Sonnabend ging ich mit ihm zur Abendandacht und am Sonntag ins Hochamt. Ich machte die Beobachtung, daß auch die Kirchenandacht sich auf zweierlei Weise vollzog: Alles, was Pope und Küster sprachen, galt dem Gott des Großvaters, die Hymnen der Sänger aber waren für den Gott der Großmutter bestimmt.

Ich kann jene kindliche Unterscheidung, die ich zwischen den beiden Göttern machte, hier natürlich

nur ganz oberflächlich kennzeichnen, doch erinnere ich mich deutlich, daß sie in meiner Seele einen schmerzlichen Zwiespalt hervorrief. Der Gott des Großvaters weckte in mir nur Furcht und Abneigung: er liebte niemanden, beobachtete alles mit strengem Auge, suchte und sah im Menschen vor allem das Unvollkommene, Böse, Sündhafte. Es war klar, daß er dem Menschen nicht traute, daß er stets Reue und Buße von ihm erwartete und ihn zu strafen liebte

In jenen Tagen waren die Gedanken und Gefühle, die sich auf Gott bezogen, meine hauptsächlichste Seelenspeise und das Schönste und Beste, was ich überhaupt im Leben hatte. Alle sonstigen Eindrücke verletzten mich nur durch ihre Grausamkeit und Häßlichkeit und erregten in mir Haß und Widerwillen. Gott war das Beste, das Schönste und Lichtvollste von allem, was mich umgab — dieser Gott der Großmutter, der ein so liebevoller Freund alles Lebendigen war. Und ganz folgerichtig mußte mich auch die Frage beunruhigen, wie kann nur der Großvater diesen guten Gott nicht sehen?

Man ließ mich nicht auf die Straße hinaus, weil sie mich gar zu sehr aufregte. Ich wurde gleichsam berauscht von ihren Eindrücken, und es kam fast

jedesmal zu Lärmszenen und Prügeleien, die auf meine Rechnung gesetzt wurden. Freunde besaß ich nicht, die Nachbarkinder verhielten sich mir gegenüber feindselig; es gefiel mir nicht, daß sie mich Kaschirin nannten, als sie das jedoch merkten, schrien sie erst recht:

„Seht doch, da kommt der Enkel Kaschirins . . . des alten Geizhalses!"

„Los auf ihn! Haut ihn!"

Und sogleich war die Rauferei im Gange.

Ich war über meine Jahre hinaus kräftig und im Kampfe geschickt; das gaben selbst meine Feinde zu, die mich stets scharenweise überfielen. Aber schließlich trug doch die Straße den Sieg über mich davon, und ich kam gewöhnlich in zerrissenen Kleidern, beschmutzt und bestaubt, mit blutender Nase, aufgeschlagenen Lippen und Beulen im Gesicht nach Hause.

Die Großmutter kam mir ganz erschrocken und wehleidig entgegen: „Na, Du kleiner Raufbold, hast Du Dich wieder geprügelt? Was soll denn das, hä?! Wart', wenn ich Dich erst vornehme, gibt's links und rechts was heraus."

Sie wusch mir das Gesicht, kühlte die geschwollenen Stellen mit aufgelegten Kupfermünzen oder mit Bleiwasser und redete mir gut zu:

„Warum mußt Du Dich denn immer herumprügeln? Zu Hause bist Du so friedlich, und auf der Straße bist Du nicht wiederzuerkennen! Schämst Du Dich nicht? Ich sag's dem Großvater, daß er Dich nicht herauslassen soll."

Der Großvater sah wohl die Beulen in meinem Gesicht, schalt jedoch niemals, sondern brummte nur:

„Na, wieder mit Medaillen? Daß Du mir nicht auf die Straße gehst, Du tapferer Makkabäer — verstanden?"

Wenn's auf der Straße still war, übte sie auf mich keine Anziehungskraft weiter aus — sobald jedoch fröhlicher Kinderlärm in ihr ertönte, lief ich trotz aller Verbote des Großvaters vom Hofe fort. Aus Beulen und Schrammen machte ich mir nichts, dagegen empörten mich die Roheiten aufs höchste, die beim Spiel auf der Straße zutage traten. Es war mir in der Seele zuwider, wenn die Kinder sich damit vergnügten, Hunde oder Hähne aneinanderzuhetzen, Katzen zu quälen, die Ziegen der Juden herumzujagen, betrunkene Bettler zu verspotten oder mit dem schwachsinnigen Igoscha ihren Schabernack zu treiben.

Igoscha war ein hochgewachsener, hagerer Mann, der so aussah, als ob er eben aus dem Rauchfang

käme. Er trug einen schweren Schafpelz, hatte struppiges Haar und ein knochiges, wie mit Rost bedecktes Gesicht. Er ging gebeugt und seltsam hin und her wackelnd und sah, wenn er auf der Straße daherkam, stets schweigend vor sich hin auf die Erde. Sein eisernes Gesicht mit den kleinen schwermütigen Augen flößte mir eine Art ängstlicher Ehrerbietung ein — ich war der Meinung, daß dieser Mensch mit ernsten Dingen beschäftigt sei, daß er irgend etwas suche und man ihn dabei nicht behindern dürfe.

Die Kinder liefen hinter ihm her und warfen mit Steinen nach seinem gebeugten Rücken. Eine ganze Weile schien er sie nicht zu bemerken und den Schmerz, den sie ihm verursachten, nicht zu spüren. Dann aber blieb er stehen, warf den Kopf mit der zottigen Mütze zurück, schob diese mit einer krampfhaften Handbewegung zurecht und sah sich um, als ob er eben erst erwacht wäre.

„Igoscha, Tod in der Tasche — Igoscha, wohin gehst Du? Sieh doch, der Tod ist in der Tasche!" riefen die Kinder.

Er faßte mit der Hand nach der Tasche, nahm dann, sich rasch vorneigend, einen Stein, ein Stück Holz oder einen trockenen Kotballen von der Erde auf, holte ungeschickt mit dem langen Arm aus

und murmelte ein Schimpfwort vor sich hin. Er gebrauchte nur immer drei gemeine Schimpfwörter — in dieser Hinsicht waren die Kinder ihm weit überlegen. Zuweilen lief er hinkend hinter ihnen her, der lange Pelz behinderte ihn aber am Laufen, und er sank in die Knie und stützte sich mit den schwarzen Händen, die wie dürre Aeste aussahen, auf die Erde. Die Kinder bewarfen ihn nun von hinten und von den Seiten mit Steinen, und die keckſten liefen ganz dicht an ihn heran, streuten ihm eine Handvoll Staub auf den Kopf und rannten schnell davon.

Ein zweiter, vielleicht noch qualvollerer Eindruck der Straße war für mich der bettelnde Werkführer Grigorij Iwanowitsch — er war ganz erblindet und ging von Haus zu Haus. Hochgewachsen, stattlich und stumm schritt er daher, am Arme geführt von einer kleinen, alten Frau, die vor den Fenstern stehen blieb und, irgendwohin zur Seite schielend, in langgezogenem, winselndem Tone bettelte: „Gebt um Christi willen, einem Blinden, Armen!“

Grigorij Iwanowitsch aber schwieg. Seine schwarze Brille blickte geradeaus auf die Hauswand, auf das Fenster, auf die Gesichter der Passanten; die durch und durch rot gefärbte Hand strich über den breiten, vollen Bart, die Lippen blieben fest

geschlossen. Ich sah ihn recht oft, doch nie kam ein Laut aus diesem verschlossenen Munde, und das Schweigen dieses Greises hatte für mich etwas qualvoll Bedrückendes. Ich brachte es nicht fertig, an ihn heranzugehen, sondern lief, sobald ich ihn erblickte, nach Hause und sagte zur Großmutter:

„Grigorij bettelt auf der Straße!"

„Wirklich?" rief sie beunruhigt und voll Mitleid. „Da, nimm schnell und lauf' hin — und gib ihm das!"

Ich weigerte mich grob und unwillig, ihm ein Almosen hinzutragen. Da ging sie selber vors Tor und sprach, auf dem Bürgersteig stehend, lange mit ihm. Er lächelte und schüttelte seinen Bart, sprach jedoch selbst nur sehr wenig.

Zuweilen rief ihn die Großmutter in die Küche, bewirtete ihn mit Tee und gab ihm zu essen. Einmal fragte er auch nach mir, wo ich denn wäre. Die Großmutter rief mich, ich lief jedoch fort und versteckte mich hinter den Holzhaufen. Es war mir unmöglich, an ihn heranzugehen — ich schämte mich aufs tiefste und wußte, daß auch die Großmutter sich schämte. Einmal nur sprach ich mit ihr von Grigorij: sie hatte ihn zum Hoftor hinausbegleitet und ging dann still weinend, mit gesenktem Kopfe, über den Hof. Ich trat zu ihr hin und faßte ihre Hand.

„Warum läufst Du denn vor ihm weg?“ fragte sie leise. „Er hat Dich doch so gern, er ist ein guter Mensch.“

„Warum ernährt ihn der Großvater nicht?“ fragte ich.

„Der Großvater?“

Sie blieb stehen, drückte mich an sich und sagte fast flüsternd, in prophetischem Ton:

„Denk' an mein Wort: Der Herr wird uns noch schwer strafen um dieses Menschen willen! Er wird uns strafen, ja.“

Sie hat sich nicht getäuscht. Zehn Jahre später, als sie bereits für immer zur Ruhe eingegangen war, ging der Großvater selbst als irrsinniger Bettler durch die Straßen der Stadt und flehte mit kläglicher Stimme unter den Fenstern:

„Meine guten Köche, gebt mir doch ein Stückchen Pastete, bitte, bitte! Ach, I—ihr!“

Es war alles, was von seiner Vergangenheit geblieben war, dieses bittere, langgezogene, an die Seele greifende: „Ach, I—ihr!“

Außer Igoscha und Grigorij Iwanowitsch war da noch die liederliche Woronicha, deren abstoßender Anblick mich von der Straße forttrieb. Sie zeigte sich zumeist an den Feiertagen — auffallend groß,

zerzauft und betrunken, kam sie in ihrer ganz besonderen Gangart daher, als ob sie die Beine gar nicht bewegte und die Erde nicht berührte, sondern wie eine Wolke dahinschwebte, und sang mit lauter Stimme zotige Lieder. Alle, die ihr begegneten, wichen ihr aus, versteckten sich in den Torwegen, hinter den Hausecken, in den Läden: sie fegte gleichsam die Straße leer. Ihr Gesicht war fast blau, aufgetrieben wie eine Blase, und die großen, grauen, spöttisch glotzenden Augen traten in abschreckender Weise hervor. Zuweilen weinte und heulte sie auch:

„Meine lieben Kinderchen, wo seid Ihr?"

Ich fragte die Großmutter, was das zu bedeuten habe.

„Das brauchst Du nicht zu wissen," antwortete sie mürrisch, erzählte mir aber dennoch kurz die Geschichte dieser Frau. Sie war die Gattin eines gewissen Woronow gewesen, eines Beamten, der sie an seinen Vorgesetzten verschachert hatte, um einen höheren Posten zu erhalten. Der andere war mit ihr abgereist, und sie war zwei Jahre lang von Hause fort. Als sie zurückkehrte, waren ihre beiden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, tot, und der Mann saß im Gefängnis, weil er amtliche Gelder verspielt hatte. Vor lauter Verzweiflung hatte sie

sich dem Trunke und der Ausschweifung ergeben, an jedem Sonntag abend mußte die Polizei sie festnehmen.

Nein, zu Hause war's doch noch besser als auf der Straße. Ganz besonders angenehm waren die Stunden nach dem Mittagessen, wenn der Großvater sich nach Onkel Jakows Werkstatt begab und die Großmutter, am Fenster sitzend, mir Märchen und Geschichten erzählte und von meinem Vater sprach.

Dem Star, den sie dem Kater der Schankwirtin abgejagt, hatte sie den gebrochenen Flügel beschnitten, und an Stelle des abgebissenen Beins hatte sie ihm geschickt ein Stelzbeinchen angebunden. Als der Vogel auskuriert war, begann sie ihn zu unterrichten. Eine ganze Stunde konnte sie vor dem Käfig des gelehrigen schwarzen Schülers stehen und ihm mit ihrer tiefen Stimme vorsagen:

„Nun, so bitt' doch: ‚Mätzchen will Brei haben!'"

Der Vogel guckt sie mit seinem lebhaften, runden Humoristenauge an, klopft mit dem Stelzbein gegen den dünnen Boden des Käfigs, streckt den Hals vor und pfeift wie ein Pirol, ahmt den Holzhäher und den Kuckuck nach, versucht wie ein Kater zu miauen und wie ein Hund zu bellen, mit der menschlichen Stimme jedoch will's ihm nicht gelingen.

„So treib' doch keine Narrenspossen!" sagt die Großmutter ernsthaft zu ihm. „Sag': ‚Mätzchen will Brei haben!'"

Das gefiederte schwarze Aeffchen erhebt ein ohrbetäubendes Geschrei, das mit den Worten der Großmutter ganz entfernte Aehnlichkeit hat, und die Alte lacht vor Freude übers ganze Gesicht, gibt dem Vogel Hirsebrei vom Finger zu essen und sagt:

„Ich kenne Dich, Du Schelm: Du verstellst Dich nur! In Wirklichkeit kannst Du ja alles sprechen!"

Es gelang ihr in der Tat, dem Star einige Sätzchen beizubringen: nach einiger Zeit bat er nicht nur um Brei, sondern rief auch, wenn er die Großmutter sah:

„Guten Tag, Großmutter!"

Er hing zuerst im Zimmer des Großvaters, bald jedoch verbannte ihn dieser zu uns auf den Boden. Der Star hatte sich nämlich herausgenommen, ihn zu necken: Wenn er seine Gebete hersagte, steckte der Vogel seinen wachsgelben Schnabel zwischen den Stäbchen des Käfigs hindurch und pfiff seine eigene Weise:

„Tju, tju, tjuirr, tuirr, tiirr, tju—u—u!"

Der Großvater fühlte sich durch dieses Verhalten des Stars beleidigt; eines Tages hielt er mitten in

seiner Andacht inne, stampfte mit dem Fuße auf und schrie ganz wütend:

„Nimm ihn fort, den Satan, sonst schlag' ich ihn tot!"

Es gab viel Interessantes und Unterhaltendes in dem Hause, zuweilen überkam mich jedoch eine tiefe Traurigkeit, es war mir, als ob etwas Beklemmendes, Schweres mein Inneres erfüllte, als ob ich in einer tiefen, dunklen Grube säße, Hören, Sehen und Fühlen verlernt hätte und schon halb tot wäre.

8.

Der Großvater verkaufte sein Haus wider Erwarten schnell an den Schankwirt und erstand ein anderes Haus in der Seilerstraße, die damals noch ungepflastert und mit Graswuchs bedeckt war. Still und sauber war's in dieser aufs freie Feld ausmündenden Straße, in der sich kleine, bunte Häuschen aneinanderreihten.

Das neue Haus war schmucker und wohnlicher als das alte. Seine Fassade hatte einen warmen, ruhigen, dunkel-karmesinroten Anstrich, von dem sich die blauen Läden der drei Fenster und die Vergitterung des Giebelfensters hell schimmernd abhoben. Das Dach war auf der linken Seite von dicht belaubten Rüstern und Linden anmutig beschattet. Auf dem Hofe und im Garten gab es zahlreiche lauschige Winkel, die wie zum Versteckenspielen geschaffen waren. Ganz besonders gefiel mir der zwar kleine, aber dafür dichte und prächtig verwilderte Garten. In der einen Ecke stand ein Badehäuschen, so klein, als ob's aus einer Spielzeugschachtel stammte. In der andern befand sich eine

große, ziemlich tiefe Grube; sie war ganz von Steppengras überwuchert, aus dem noch die dicken, verkohlten Balken des niedergebrannten früheren Badehauses hervorragten. Zur Linken wurde der Garten von den Pferdeställen des Obersten Owsjannikow, zur Rechten von den Gebäuden der Betlengschen Besitzung begrenzt; im Hintergrunde stieß er an das Grundstück der Molkereibesitzerin Petrowna, einer dicken, rotbäckigen, lärmenden Frau, die mit einer Kirchenglocke große Aehnlichkeit hatte. Ihr in die Erde gesunkenes, dunkles, baufälliges Häuschen mit dem grünen Moosdach schaute mit seinen beiden Fenstern gutmütig auf das zerklüftete, in der Ferne von blauschimmerndem Waldwuchs begrenzte Feld hinaus. Soldaten liefen hier den ganzen Tag hin und her, und die schrägen Strahlen der Herbstsonne brachen sich in ihren weiß blitzenden Bajonetten.

Das Haus war übervoll bewohnt von Menschen. In der vorderen Hälfte wohnte ein Offizier, der Abstammung nach ein Tatar, mit seiner kleinen, rundlichen Frau. Vom Morgen bis zum Abend hörte man sie plappern und lachen, und zur Abwechslung klimperte sie auf einer reich verzierten Gitarre und sang dazu allerhand neckische Lieder, wie das folgende:

„Will die eine Dich nicht lieben,
Halt' Du an die andre Dich!
Weißt Du richtig nur zu suchen —
Findst Du eine sicherlich,
Die vielleicht mit süßem Lohn
Schmachtend Dich erwartet schon!"

Der kugelrunde Tatar saß am Fenster, blies seine blauen Backen auf, ließ die munteren, rötlich-braunen Augen rollen, rauchte ununterbrochen seine Pfeife, hustete und ließ ein sonderbares Lachen hören, das sich fast wie Hundegebell anhörte.

In einem Anbau über dem Keller und den Pferdeställen hausten zwei Lastwagenkutscher, der kleine, graue Onkel Peter und sein taubstummer Neffe Stepa, ein junger Mensch mit glattem, flachem, an ein kupfernes Tablett erinnerndem Gesicht. Außerdem war da noch der mürrische, hoch aufgeschossene Tatar Walej, der Bursche des Offiziers, untergebracht. Alle diese Menschen waren mir in ihrer Art neu und boten mir viel Stoff zur Beobachtung.

Ganz besonders aber interessierte mich unser Kostgänger „Schöne Sache". Er nahm in der hinteren Hälfte des Hauses ein neben der Küche liegendes Zimmer ein, von dessen beiden Fenstern eins auf den Garten und eins auf den Hof hinaus ging. Es war dies ein magerer, gebückt gehender

Mensch mit bleichem, fast weißem Gesicht, schwarzem, am Kinn geteiltem, kurzem Vollbart und gutmütigen, durch eine Brille lugenden Augen. Er war schweigsam, machte nicht viel Wesens von sich und rief jedesmal, wenn er zum Mittagessen oder zum Tee gerufen wurde: „Ach, 'ne schöne Sache!" Daher hatte er auch seinen Spitznamen, den ihm die Großmutter gegeben hatte, und mit dem sie ihn auch anzureden pflegte.

„Du, Ljonjka, geh' doch, ruf ‚Schöne Sache' zum Tee!" „Sagen Sie mal, ‚Schöne Sache' — Sie essen ja so wenig?"

Sein ganzes Zimmer war mit allen möglichen Kisten und Kästen und mit dicken Büchern angefüllt — sie waren in gewöhnlicher Druckschrift hergestellt, so daß ich, da ich nur die kirchenslawische Schrift kannte, sie nicht lesen konnte. Ueberall standen Flaschen mit Flüssigkeiten von verschiedenster Farbe, lagen Stückchen Kupfer und Eisen und Bleistangen umher. Vom Morgen bis zum Abend ging er in einer rötlichgrauen Lederjacke und grau gewürfelten Beinkleidern einher, ganz mit Farben befleckt, unangenehm riechend, zerzaust und linkisch, brachte Blei zum Schmelzen, lötete irgendwelche Metallstückchen zusammen, wog irgendetwas auf einer ganz

kleinen Wage, brummte vor sich hin, verbrannte sich die Finger und blies ängstlich auf sie, trat stolpernd an gewisse Pläne an der Wand heran, putzte seine Brille und beroch die Pläne, indem er sie mit seiner dünnen, geraden, auffallend weißen Nase fast berührte. Zuweilen blieb er plötzlich mitten im Zimmer oder am Fenster stehen und stand eine ganze Weile da, die Augen geschlossen, das Gesicht zur Decke gerichtet, wie erstarrt und sprachlos.

Ich kroch auf das Schuppendach und beobachtete ihn über den Hof hinweg durch das offene Fenster. Ich sah die blaue Flamme der Spirituslampe auf dem Tische und seine dunkle Gestalt, wie er dasaß und irgend etwas in ein verschlissenes Heft schrieb, wobei seine Brille in kaltem, bläulichem Glanze schimmerte, wie kleine Eisstückchen. Stundenlang hielt mich das Tun und Treiben dieses Hexenmeisters auf dem Dache fest und steigerte meine Neugier förmlich zur Qual.

Zuweilen stand er am Fenster wie in einem Rahmen, die Hände auf dem Rücken und die Augen gerade aufs Dach gerichtet; er schien mich jedoch nicht zu sehen, was mich tief kränkte. Plötzlich sprang er dann zum Tische zurück, neigte sich ganz vor und begann darauf herumzuwühlen.

Ich hätte mich vor ihm vielleicht gefürchtet, wenn er besser angezogen gewesen wäre, aber ich sah es ihm an, daß er arm war: Ein schmutziger, zerdrückter Hemdkragen war unter dem Kragen seiner Lederjacke sichtbar, seine Beinkleider waren voll Flecke und Flicken, an den bloßen Füßen steckten ein Paar ausgetretene Pantoffel. Arme Leute braucht man nicht zu fürchten, sie sind nicht gefährlich — diese Schlußfolgerung mußte ich notwendig ziehen, wenn ich sah, wie die Großmutter ihnen voll Mitleid, der Großvater aber mit tiefster Verachtung begegnete.

Niemand im Hause mochte „Schöne Sache" recht leiden, alle sprachen von ihm nur mit spöttischem Lächeln. Die muntere Offiziersfrau nannte ihn nur „die Kreidenase", für Onkel Peter, den Kutscher, war er der Apotheker und Hexenmeister, und für den Großvater der Schwarzkünstler, der Freimaurer.

„Was treibt er dort eigentlich?" fragte ich die Großmutter.

„Das geht Dich nichts an," versetzte sie streng. „Kümmre Dich nicht um ihn, verstehst Du?"

Eines Tages jedoch faßte ich mir ein Herz, ging an sein Fenster heran und fragte, meine Erregung nur mühsam beherrschend:

„Was treibst Du da?"

Er fuhr zusammen, sah mich eine ganze Weile über seine Brille hinweg an, hielt mir seine mit Brandwunden und Narben bedeckte Hand hin und sagte: „Kriech' herein!"

Der Umstand, daß er mich nicht durch die Tür, sondern durchs Fenster in sein Zimmer treten ließ, ließ ihn in meinen Augen ganz bedeutend steigen. Er setzte sich auf eine Kiste, hieß mich ganz nahe herantreten, schob mich wieder fort, ließ mich von neuem herantreten und fragte endlich leise:

„Wer bist Du?"

Die Frage kam mir sonderbar vor, da ich doch viermal täglich bei den Mahlzeiten mit ihm an demselben Tische saß.

„Ich bin der Enkel hier vom Wirt," antwortete ich.

„Ach ja, ganz recht," sagte er, seinen Zeigefinger betrachtend, und schwieg.

Ich hielt es nun für notwendig, ihm eine Erklärung zu geben: „Ich heiße aber nicht Kaschirin, sondern Pjeschkow."

„Pjeschkow, so so," wiederholte er ungläubig. „'ne schöne Sache!"

Er schob mich zur Seite, stand auf und sagte, an den Tisch herantretend:

„Nun, setz' Dich hin und bleib' ruhig!"

Ich saß eine ganze Weile da und beobachtete, wie er mit einer Feile an einem Stück Kupfer herumraspelte, das in einen Schraubstock eingespannt war — die goldblinkenden Feilspänchen fielen auf ein unter den Schraubstock gelegtes Stück Pappe. Er schüttete sie in die Hand und dann in eine dickwandige Schale, tat aus einem Büchschen ein weißes, salzartiges Pulver hinzu und goß aus einer dunkeln Flasche irgendeine Flüssigkeit darüber. In der Schale begann es zu zischen, Dampfwolken stiegen auf, und ein ätzender Geruch kitzelte mir die Nase. Ich hustete und schüttelte den Kopf, er aber, der Hexenmeister, fragte prahlend:

„Das riecht häßlich, wie?"

„Ja."

„Ja, siehst Du, mein Sohn . . ., das ist 'ne schöne Sache!"

Was gibt's da groß zu prahlen! dachte ich und fügte laut, in strengem Tone, hinzu: „Wenn's häßlich ist, kann's doch nicht schön sein!"

„Meinst Du?" sagte er blinzelnd. „Na, immer riecht's ja auch nicht . . . Sag' mal — spielst Du gern Würfel?"

„Sie meinen Knöchel?"

„Ganz recht, Knöchel. Spielst Du gern damit?"

„Ja."

„Gut, ich will Dir einen Bleiwürfel machen. Soll ich?"

„Ja."

„Dann besorg' einen Knöchel von einem Kalb!"

Die rauchende Schale in der Hand haltend und mit einem Auge in sie hineinschauend, trat er an mich heran und sagte:

„Ich mache Dir einen, und Du wirst dafür nicht mehr zu mir kommen. Einverstanden?"

Dieser Vorschlag beleidigte mich aufs tiefste.

„Ich werde auch so nie wieder herkommen!" sagte ich und verließ das Zimmer.

Bitter gekränkt ging ich in den Garten. Hier war der Großvater gerade damit beschäftigt, die Wurzeln der Aepfelbäume mit Dünger zu belegen; es war Herbst, der Laubfall hatte schon lange begonnen.

„Da — mach' Dich mal an die Himbeersträucher!" sagte der Großvater und reichte mir die Gartenschere.

„Was macht eigentlich ‚Schöne Sache'?" fragte ich ihn, bevor ich an die Arbeit ging.

„Seine Stube verschmutzt er," antwortete er ärgerlich. „In den Fußboden hat er lauter Löcher

gebrannt, und die Tapeten hat er ganz verschmiert und zerrissen. Ich werde ihm sagen, er soll seiner Wege gehen."

„Das geschieht ihm recht," sagte ich beipflichtend und begann die trocknen Reiser der Himbeersträucher zu beschneiden.

Ich hatte jedoch „Schöne Sache", wie ich mich bald überzeugen sollte, gar zu eilig verurteilt.

An regnerischen Abenden pflegte die Großmutter, sobald der Großvater das Haus verlassen hatte, wieder in der Küche ihre Teeversammlungen abzuhalten, zu denen sie alle Mieter einlud. Da kamen die Kutscher, der Tatar Walej, öfters erschien auch die dicke Petrowna, ja sogar die muntere Dame aus der Vorderwohnung sprach zuweilen vor, und jedesmal saß auch „Schöne Sache" schweigsam, ohne sich zu rühren, in seiner Ofenecke. Der taubstumme Stepa spielte mit dem Tataren Karten, Walej schlug damit den Stummen über die breite Nase, daß es nur so klatschte, und sagte dabei:

„Da, friß sie, Satan!"

Onkel Peter brachte ein mächtiges Stück Weißbrot und einen großen Topf mit Himbeermus, strich davon eine dicke Lage auf die Schnitten, die er von dem Brot abschnitt, präsentierte den Anwesenden

die schmackhaften Schnitten auf der flachen Hand und sagte freundlich, mit einer tiefen Verbeugung:

„Tun Sie mir gefälligst die Gnade an, kosten Sie mal!“

Hatte man ihm die Schnitte abgenommen, dann beguckte er aufmerksam die dunkle Handfläche, und wenn er ein Tröpfchen Mus darauf entdeckte, leckte er es mit der Zunge ab.

Die Petrowna spendete eine Flasche Kirschenaufguß, die muntere Dame brachte Nüsse und Konfekt. Und nun begann ein lustiges Schmausen, wie es die Großmutter so gern hatte.

Bald nach dem Bestechungsversuche, den „Schöne Sache“ in der Absicht, mich von seiner Stube fernzuhalten, gemacht hatte, veranstaltete die Großmutter einen solchen Unterhaltungsabend. Draußen ging ein hartnäckiger herbstlicher Dauerregen nieder, der Wind heulte, die Bäume rauschten und kratzten mit den Aesten am Gemäuer. In der Küche war es warm und gemütlich, alle saßen dicht beieinander, alle waren so artig still, und die Großmutter sprudelte nur so ihre Geschichten hervor, von denen eine immer schöner war als die andere.

Sie saß auf dem Ofenrande, die Beine auf den Vorsprung gestützt, und neigte sich zu den Gästen

vor, die, nur von einer kleinen Blechlampe beleuchtet, am Tische saßen. Wenn sie so recht im Zuge war, pflegte sie jedesmal auf den Ofen zu klettern. „Ich muß von oben her sprechen," sagte sie, „dann geht's besser!"

Ich saß zu ihren Füßen, auf dem breiten Ofenvorsprung, fast über dem Kopfe von „Schöne Sache". Die Großmutter erzählte die rührende Geschichte von Iwan, dem Kriegsmann, und dem Einsiedler Miron -- gleichmäßig weihevoll flossen ihre Worte dahin:

„Wohl aus der Scheide zog Iwan sein scharfes Schwert,
Wischt' mit dem Rockschoß sorglich die Klinge blank und sprach:
‚So bete denn zum Herrn das allerletzte Mal
Für Dich, für mich, fürs ganze menschliche Geschlecht —
Dann aber schlag' ich Dir vom Rumpfe ab den Kopf.'
Ein junger Eichbaum stand vor Mirons Siedelei,
Darunter kniet' der Alte nieder alsogleich.
Es neigt des Baumes Gipfel sich vor dem frommen Greis,
Der ruhig lächelnd sich zum Kriegsmann Iwan kehrt:
‚Ei, Iwan, allzulange mußt Du warten wohl,
Soll beten ich fürs ganze menschliche Geschlecht!
Verlier' doch Deine Zeit nicht, Iwan, lieber Freund,
Schlag' lieber mir jetzt gleich den Kopf vom Rumpfe ab!'
Da runzelt der Kriegsmann zornig seine Stirn,
Beharrt' auf seinem Worte und sagte prahlerisch:
‚Was einmal ich gesprochen, nehm' nimmer ich zurück,
Drum bete nur — ich warte, und sei's auch hundert Jahr'!'

Da betet bis zum Abend nun der Eremit,
Und betet immer weiter bis zum Morgenrot,
Vom Morgenrot dann wieder bis zur Mitternacht,
Und Tag für Tag so weiter, vom Sommer bis zum Lenz.
Und Jahr auf Jahr verharret so Miron im Gebet,
Bis in die Wolken reichet der junge Eichbaum längst,
Aus all der Eicheln Saat erstand ein ganzer Wald,
Und seines Betens war kein Ende abzusehen.
Iwan, der Kriegsmann, aber steht wartend neben ihm,
In Staub zerfallen ist schon längst sein scharfes Schwert,
Zerfressen sind der Panzer, die Schienen längst vom Rost,
Morsch fielen ihm die Kleider von den Gliedern ab,
Im Sommer wie im Winter steht Iwan nackt und bloß,
Die Sonne brennt hernieder — und verbrennt ihn nicht,
Geschmeiß saugt voll Begier sein Blut — und saugt's nicht aus,
Wölfe noch Bären fallen je ihn an,
Stürme nicht noch Fröste tun ihm etwas an,
Nicht von seinem Platze kann er rühren sich,
Nicht die Hand bewegen, sprechen nicht ein Wort,
Denn als Strafe ward dies über ihn verhängt,
Weil er sich dem schlimmen Auftrag nicht entzog,
Hinter einem fremden Gewissen sich versteckt'!
Doch des frommen Greises brünstiges Gebet
Für uns arme Sünder klinget fort und fort
Bis zum heutigen Tage, strebt zum Herrn empor,
Wie der helle Strom zum Ozeane strebt!"

Schon beim Beginn der Erzählung der Großmutter hatte ich bemerkt, daß „Schöne Sache" sich

in einer eigentümlichen Unruhe befand. Er bewegte höchst seltsam, in krampfhafter Weise, die Arme, nahm die Brille ab, gab damit den Takt zu dem vorgetragenen Text an, setzte die Brille wieder auf, nickte mit dem Kopfe, faßte nach den Augen, rieb sich heftig mit den Fingern und wischte sich, als wenn er schwitzte, mit raschen Bewegungen der flachen Hand Stirn und Wangen ab. Sobald jemand von den Anwesenden sich bewegte, hustete oder mit den Füßen scharrte, setzte er eine strenge Miene auf und machte: „Pſſ-ſt!"

Und als dann die Großmutter schwieg und sich mit dem Jackenärmel das schweißbedeckte Gesicht abwischte, sprang er plötzlich voll Ungestüm auf, fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, drehte und wand sich wie närrisch und murmelte:

„Oh, das ist ja wundervoll, sagen Sie — das muß unbedingt aufgezeichnet werden! Das ist so echt, so unverfälscht russisch!"

Man sah nun ganz deutlich, daß er weinte — so reichlich quollen die Tränen, daß seine Augen förmlich darin schwammen; es war ein Anblick, seltsam zugleich und rührend. Er lief in der Küche umher und hüpfte dabei auf höchst komische, unbeholfene Art, suchte sich die Brille aufzusetzen und konnte sie

gar nicht hinter den Ohren befestigen. Onkel Peter lachte über ihn, die andern schwiegen verlegen, die Großmutter aber sagte:

„Gewiß, zeichnen Sie's nur auf, das ist doch keine Sünde! Ich weiß eine ganze Menge solcher Sachen."

„Nein, gerade das! Das ist so urrussisch!" schrie der Kostgänger förmlich erregt, und dann blieb er plötzlich mitten in der Küche stehen und begann laut zu sprechen, während seine Rechte die Luft durchschnitt und in der Linken die Brille zitterte. Er sprach lange, voll Leidenschaft, mit auffreischender Stimme; zuweilen stampfte er dabei auf und wiederholte öfters die Worte:

„Man kann nicht mit einem fremden Gewissen leben — nein, nein!"

Dann war's, als ob plötzlich seine Stimme gesprungen wäre — er schwieg, blickte alle an und entfernte sich still, mit schuldiger Miene und gesenktem Kopfe. Die Zurückbleibenden lächelten und sahen sich gegenseitig an, die Großmutter aber zog sich ganz in die hinterste Ecke oben auf dem Ofen zurück und seufzte dort tief auf.

Petrowna fuhr sich mit der flachen Hand über die dicken roten Lippen und fragte:

„Er ist wohl böse geworden, wie?"

„Bewahre," versetzte Onkel Peter. „Das hat er nur so hingesagt."

Die Großmutter stieg vom Ofen herunter und wärmte schweigend den Samowar nach, Onkel Peter aber fuhr nach einem Weilchen fort:

„Sind alle so, die Herren . . . Launisches Volk."

„Alte Junggesellen treiben immer solche Possen," murmelte Walej griesgrämlich.

Alle lachten, und Onkel Peter nahm wieder das Wort:

„Tränen hat er sogar vergossen! Ein Hecht muß ihn wohl gebissen haben, oder 'ne Plötze."

Es wurde langweilig in der Küche, und ich fühlte mich recht beklommen. „Schöne Sache" hatte mich in Erstaunen versetzt, und er tat mir herzlich leid: ich konnt's nicht vergessen, wie seine Augen so ganz in Tränen geschwommen hatten.

Er brachte die Nacht nicht zu Hause zu, und am nächsten Tage kam er erst nach dem Mittagessen wieder, still, übernächtigt, sichtlich verlegen.

„Ich habe gestern hier Lärm gemacht," sagte er zur Großmutter schuldbewußt, wie ein kleines Kind. „Sind Sie mir böse?"

„Weshalb?"

„Weil ich mich eingemischt und so viel geredet habe."

„Nicht doch, Sie haben niemanden beleidigt."

Ich hatte das Gefühl, daß die Großmutter sich vor ihm fürchtete, darum sah sie ihm wohl auch nicht ins Gesicht und sprach ungewöhnlich leise mit ihm.

Er ging ganz dicht an sie heran und sagte, schlicht und offen:

„Sehen Sie, ich bin so schrecklich allein, ich habe keinen Menschen! Da schweigt man nun, schweigt — und plötzlich schäumt die Seele über, und es bricht hervor. Dann bin ich imstande, zu einem Stein, einem Baume zu reden."

Die Großmutter rückte von ihm ab und sagte: „Sie müßten heiraten."

„Aeh!" rief er stirnrunzelnd aus und entfernte sich mit einer Handbewegung, die seine Hoffnungslosigkeit ausdrückte.

Die Großmutter sah ihm mißtrauisch nach, nahm eine Prise und sagte dann streng zu mir:

„Halt' Dich nur fern von ihm — Gott weiß, was für ein Mensch das ist!"

Mich aber zog es nun wieder zu ihm hin. Ich hatte gesehen, wie schmerzlich sich sein Gesicht verzog, als er der Großmutter erzählte, daß er „so schrecklich

allein" sei; es lag in diesen Worten etwas, das ich wohl begriff, das mir ans Herz ging, und ich ging zu ihm.

Ich blickte vom Hofe aus durchs Fenster in sein Zimmer — es war leer und gleich ganz einer Rumpelkammer, in die man in aller Eile, wirr durcheinander, alle möglichen Dinge geworfen hatte, die ebenso überflüssig und sonderbar waren wie ihr Besitzer. Ich ging in den Garten und erblickte ihn dort in der Grube: weit vorgebeugt, die Hände im Nacken und die Ellbogen auf die Knie gestützt, saß er höchst unbequem auf einem verkohlten Balkenende, das zwischen vertrocknetem Beifuß, Lattich und Brennesseln aus der Erde hervorragte. Die Art, wie er da so unbequem und einsam in dem Erdloche saß, steigerte noch meine Teilnahme für ihn.

Er sah mich eine ganze Weile nicht, seine Augen blickten an mir vorüber wie die blinden Augen eines Uhu. Dann fragte er mich plötzlich in ärgerlichem Tone:

„Sollst Du mich holen?"

„Nein."

„Warum kommst Du sonst her?"

„So . . ."

Er nahm die Brille ab, putzte sie mit einem schwarz und rot punktierten Tuch und sagte:

„Nun, kriech' herein!"

Als ich neben ihm auf dem Balken Platz genommen hatte, legte er seinen Arm um meine Schultern und drückte mich fest an sich:

„Bleib' so sitzen! Wir wollen dasitzen und schweigen — ist Dir's recht? Du bist wohl ein Trotzkopf?"

„Ja."

„'ne schöne Sache!"

Wir schwiegen lange. Es war ein stiller, milder Abend, einer jener schwermütigen Abende des Altweibersommers, an denen alles ringsum von Stunde zu Stunde bunter und blasser zugleich zu werden scheint, an denen die Erde, die im Sommer so mannigfache, würzige Düfte ausstrahlte, nur noch nach kühler Feuchtigkeit riecht, und die Luft so seltsam durchsichtig scheint, und die Dohlen, die hastig am rötlichen Himmel hinfliegen, unfrohe Gedanken in der Seele wecken. Alles ist stumm und still; jeder Laut, das Rauschen des Vogelflugs, das Rascheln des fallenden Laubes erscheint wie eine lärmende Störung, die einen erschreckt auffahren läßt — doch im nächsten Augenblick tritt wieder Stille ein, die das Erdenrund umfängt und die Brust erfüllt.

In solchen Minuten tauchen ganz besonders reine, leichte Gedanken in der Seele auf —

Gedanken, so fein und durchsichtig wie Spinngewebe, und nicht in Worte zu fassen. Sie tauchen empor und verschwinden rasch wie Sternschnuppen, erregen die Schwermut in der Seele, liebkosen sie, wecken sie auf aus ihrer Ruhe — und eben da gerät sie in Wallung und schmilzt, nimmt ihre Form fürs ganze Leben, ihre besondere Physiognomie an.

Ich schmiegte mich an den warmen Körper des Kostgängers und blickte mit ihm zusammen durch das schwarze Geäst der Apfelbäume nach dem roten Himmel, beobachtete den geschäftigen Flug der Hänflinge, sah zu, wie die Stieglitze die Blütenköpfe der trockenen Disteln zausten und den Samen herauspickten, wie vom Felde her zottige blaugraue, rotgeränderte Wolken heranzogen, unter denen die Krähen schwerfällig zu ihren Nestern auf dem Kirchhof flogen. Alles das war so schön, so ganz anders als sonst, so verständlich und traulich.

Zuweilen fragte der Mann an meiner Seite tief aufseufzend:

„Prächtig ist das, nicht? Ist Dir's nicht zu feucht oder zu kühl?"

Und als der Himmel sich verdunkelte und alles ringsum von der feuchten Dämmerung angeschwollen schien, sagte er:

„Nun, jetzt ist's genug. Wir wollen gehen!"

An der Gartenpforte blieb er stehen und sagte leise:

„Eine treffliche Frau, Deine Großmutter . . . o, was für ein Land!"

Er schloß die Augen und wiederholte leise, doch klar vernehmlich, mit einem Lächeln:

„‚Denn als Strafe ward dies über ihn verhängt,
Weil er sich dem schlimmen Auftrag nicht entzog,
Hinter einem fremden Gewissen sich versteckt'!'

Merk' Dir das nur, mein Junge!"

Und während er mich vorwärts schob, fragte er:

„Kannst Du schreiben?"

„Nein."

„Dann lerne es! Und wenn Du es gelernt hast, dann schreib' auf, was Deine Großmutter erzählt — es verlohnt sich!"

Wir wurden gute Freunde. Von diesem Tage an ging ich bei „Schöne Sache" nach Belieben aus und ein, saß in seinem Zimmer in einer mit Lumpen gefüllten Kiste und beobachtete ungehindert, wie er Blei schmolz, Kupfer zum Glühen brachte, eiserne Plättchen zur Rotglut erhitzte und mittels eines Hammers mit verziertem Griff auf einem niedlichen kleinen Amboß bearbeitete, wie er mit Raspeln und

Feilen, bis zu den allerfeinsten, mit Schmirgel und sonstigem Zubehör hantierte. Und alles wog er auf einer sehr feinen Messingwage ab. Dann goß er wieder verschiedene Flüssigkeiten in die dicken weißen Schalen, sah zu, wie der Dampf aufstieg, der im Zimmer einen ätzenden Geruch verbreitete, zog die Brauen zusammen, las in einem dicken Buche nach und brummte, an den roten Lippen kauend, oder sang leise, in langgezogenen Tönen, mit seiner heiseren Stimme:

„O, Rose von Saron . . ."

„Was machst Du denn da?" fragte ich ihn.

„Eine sehr kunstvolle Sache, mein Lieber."

„Was denn?"

„Ja, siehst Du — das kann ich so nicht ausdrücken, daß Du es verstehst."

„Der Großvater sagt, daß Du vielleicht falsches Geld machst . . ."

„So, sagt er das? Hm . . . Dann sagt er eben Unsinn! Geld ist eine sehr überflüssige Sache, mein Lieber."

„Und womit soll man das Brot bezahlen?"

„Das Brot . . . ja, das muß allerdings bezahlt werden."

„Siehst Du! Und auch das Fleisch."

„Ja, auch das Fleisch."

Er lacht ganz leise, überaus lieb und herzlich, kraut mir wie einem jungen Hunde hinterm Ohr und sagt:

„Mit Dir darf ich mich wirklich auf keinen Streit einlassen, Du widerlegst mich immer! Laß uns lieber schweigen!"

Zuweilen unterbrach er die Arbeit und setzte sich neben mich, und nun sahen wir lange zum Fenster hinaus, wie der Regen auf die Dächer und den mit Gras bewachsenen Hof niedertroff und die Apfelbäume immer kahler und kahler wurden. „Schöne Sache" kargte sehr mit Worten; was er jedoch sagte, hatte stets etwas Zwingendes, Ueberzeugendes. Wollte er meine Aufmerksamkeit auf etwas lenken, so begnügte er sich in der Regel damit, mich leicht anzustoßen und mir mit einem Augenblinzeln zu winken. Ich glaubte nichts Besonderes auf dem Hofe zu sehen, aber diese Winke und die kurzen Worte, die er ihnen folgen ließ, gaben den Dingen, die ich sah, eine ganz besondere Bedeutung, so daß sie sich mir fest und tief einprägten. Da lief zum Beispiel eine Katze über den Hof, blieb vor einer Pfütze stehen und betrachtete ihr Spiegelbild darin:

sie hob ihre weiche Pfote auf, als wollte sie die „andere“ schlagen, und „Schöne Sache“ bemerkte leise:

„Die Katzen sind stolze und mißtrauische Tiere.“

Oder der goldrote Hahn Mamaj flog auf den Gartenzaun, krallte sich oben fest, begann mit den Flügeln zu schlagen und wäre fast heruntergefallen — unwillig streckt er den Hals vor und brummt beleidigt, der Kostgänger aber meint:

„Ein vornehmer General, doch nicht sehr klug.“

Dort patscht der plumpe Walej schwerfällig wie ein altes Pferd durch den Schmutz. Die starken Backenknochen geben seinem Gesicht etwas Geschwollenes; er blickt, die Augen zusammenkneifend, zum Himmel empor, von wo ein herbstlich blasser Sonnenstrahl ihm gerade auf die Brust fällt, daß der Messingknopf an seiner Jacke hell erstrahlt. Der Tatar bleibt stehen, faßt mit den krummen Fingern nach dem Kopfe, und „Schöne Sache“ sagt:

„Wie er sich freut! Als wenn er eine Medaille bekommen hätte.“

Ich schloß mich bald sehr eng an ihn an, und er wurde mir in den Tagen des Kummers wie in den Stunden der Freude unentbehrlich. Er war selbst schweigsam, ließ mich aber über alles reden, was

mir nur irgend in den Kopf kam, während der Großvater mir immer gleich den Mund verbot:

„Schwatz' nicht, Plappermaul!"

Die Großmutter wiederum war so voll von ihren eigenen Gedanken, daß sie für Fremdes gar nicht mehr empfänglich war und kein Ohr dafür hatte. „Schöne Sache" dagegen hörte stets mit Aufmerksamkeit auf mein Geschwätz und sagte häufig lächelnd zu mir:

„Na, mein Lieber, das stimmt doch wohl nicht, das hast Du Dir ausgedacht."

Und jedesmal waren seine kurzen Bemerkungen am Platze und trafen den Nagel auf den Kopf. Er schien durch mich hindurchzuschauen und alles zu sehen, was in meinem Kopfe und in meinem Herzen vorging, und so manches überflüssige oder unrichtige Wort schnitt er mir, ehe ich es noch ausgesprochen hatte, mit zwei Worten ab:

„Schwindle nicht, mein Junge!"

Häufig suchte ich diese seine geheimnisvolle Prophetengabe auf die Probe zu stellen. Ich dachte mir irgend etwas aus und erzählte es, als ob's wirklich geschehen wäre, er schüttelte jedoch, nachdem er ein Weilchen zugehört hatte, ungläubig den Kopf.

„Nein, mein Junge, Du lügst!" sagte er.

„Woher weißt Du das?“ fragte ich.

„Ich sehe es Dir an, mein Lieber.“

Oft nahm die Großmutter mich mit, wenn sie auf dem Heumarkte Wasser holte, und einmal sahen wir, wie eine ganze Rotte von Städtern einen Bauern verprügelten — sie hatten ihn niedergeworfen und zerrten und rissen ihn hin und her, wie Hunde, die an einem ihresgleichen ihr Mütchen kühlen. Die Großmutter stellte rasch die Wassereimer hin und stürzte, das Tragholz schwingend, auf die Angreifer los, während sie mir zurief:

„Lauf' rasch fort, Ljoscha!“

Ich war jäh erschrocken. Statt jedoch fortzulaufen, ging ich hinter ihr her und begann nach den Städtern mit Steinen zu werfen, während sie tapfer mit der Wassertrage auf die Rotte einhieb und manchen Schlag gegen ihre Rücken und Schädel führte. Wir bekamen Zuzug, die Städter ergriffen die Flucht, und die Großmutter machte sich nun daran, dem Bauern das Gesicht zu waschen, das die Angreifer jämmerlich zugerichtet hatten. Noch jetzt sehe ich es mit Abscheu, wie er hustend und heulend mit dem schmutzigen Daumen die aufgerissene Nase andrückte, und wie das Blut unter seinem Finger hervor der Großmutter ins Gesicht und auf die Brust

spritzte, während sie selbst laut schrie und am ganzen Leibe zitterte.

Zu Hause angelangt, lief ich sogleich zu dem Kostgänger, um ihm das Abenteuer zu erzählen. Er ließ seine Arbeit liegen, stellte sich, die lange Feile wie einen Säbel emporhaltend, gerade vor mich hin, sah mich unter seiner Brille hervor streng und forschend an und fiel mir dann plötzlich mit auffallender Bestimmtheit ins Wort:

„Sehr gut, ganz genau so war es! Ganz famos!"

Ich war noch ganz erfüllt von dem Gesehenen und achtete gar nicht auf seine seltsamen Worte, sondern fuhr fort zu erzählen. Da legte er seinen Arm um meine Schultern, begann so mit mir im Zimmer auf und ab zu gehen und sagte wieder:

„Schon gut, brauchst nicht weiterzuerzählen! Du hast schon alles Nötige gesagt — verstanden?"

Ich schwieg beleidigt, nachdem ich jedoch ein Weilchen überlegt hatte, begriff ich zu meinem großen Erstaunen, dessen ich mich noch recht wohl erinnere, daß er meinen Redefluß zur rechten Zeit aufgehalten hatte: ich hatte in der Tat schon „alles" gesagt.

„Du mußt Dich bei solchen Vorfällen nicht zu lange aufhalten, mein Lieber," sagte er, „so etwas vergißt man besser!"

Zuweilen tat er unerwartet einen Ausspruch, den ich fürs ganze Leben behalten habe. Einmal erzählte ich ihm von meinem Erzfeinde Kljuschnikow, einem dickköpfigen, stämmigen Jungen aus der Neuen Straße, mit dem ich mich oftmals prügelte, ohne daß es bei unseren Kämpfen zu einer Entscheidung gekommen wäre. „Schöne Sache" hörte aufmerksam zu, wie ich ihm von der Stärke meines Gegners erzählte.

„Unsinn," sagte er, „eine solche Stärke ist keine Stärke! Die wahre Stärke liegt in der Schnelligkeit der Bewegung; je fixer einer ist, um so stärker ist er — verstanden?"

Am nächsten Sonntag versuchte ich's denn auch bei der Anwendung meiner Fäuste mit der Fixigkeit und besiegte Kljuschnikow spielend. Das erhöhte meinen Respekt vor den Bemerkungen des Kostgängers sehr beträchtlich.

„Man muß jede Sache zu nehmen wissen — verstanden? Zu nehmen wissen — das ist sehr schwer!"

Ich verstand den Sinn der Worte nicht, prägte mir jedoch unwillkürlich solche und ähnliche Ausdrücke ein — eben darum wohl, weil in ihrer Einfachheit etwas aufreizend Geheimnisvolles lag. Was für ein besonderes Wissen gehörte denn dazu, einen

Stein, ein Stück Brot, eine Tasse, einen Hammer zu „nehmen"!

Im Hause aber konnte man „Schöne Sache" immer weniger leiden, selbst die zutrauliche Katze der munteren Dame aus der Vorderwohnung wollte nichts von ihm wissen, während sie sonst zu allen Leuten auf den Schoß kroch. Ich schlug sie deshalb, zauste sie bei den Ohren und redete ihr fast unter Tränen zu, doch vor ihm keine Angst zu haben.

„Sie kommt nicht zu mir, weil meine Kleider nach Säure riechen," erklärte er mir. Ich wußte jedoch, daß alle andern, selbst die Großmutter, die Sache anders deuteten, und zwar in einem dem Kostgänger ungünstigen, für ihn beleidigenden Sinne.

„Was steckst Du ewig bei ihm drin?" fragte die Großmutter ärgerlich. „Er wird Dich noch böse Dinge lehren!"

Der Großvater aber prügelte mich jedesmal, wenn er dahinterkam, daß ich wieder einmal bei dem Kostgänger gewesen war. Ich sagte es diesem natürlich nicht, daß man mir den Umgang mit ihm verboten habe, erzählte ihm jedoch offen, wie man im Hause über ihn denke.

„Die Großmutter fürchtet sich vor Dir; sie sagt, Du seist ein Schwarzkünstler, und der Großvater

nennt Dich einen Feind Gottes, der den Menschen gefährlich sei."

Er zuckte mit dem Kopfe, als ob er Fliegen abwehrte; auf seinem kreideweißen Gesicht erschien ein rosiges Lächeln, das mir das Herz beklommen machte.

„Ich sehe schon, mein Junge, wohin das zielt," sagte er leise. „Das ist traurig, wie?"

„Ja!"

„Traurig ist's — ja, mein Junge."

Und endlich wurde ihm der Stuhl vor die Tür gesetzt. Ich kam eines Tages nach dem Morgentee zu ihm und sah, wie er, auf dem Fußboden sitzend, seine Sachen in eine Kiste packte, wozu er leise das Lied von der „Rose von Saron" sang.

„Nun, leb' wohl, mein Junge, ich zieh' aus."

„Warum?"

Er sah mich forschend an und sagte:

„Weißt Du es nicht? Das Zimmer wird für Deine Mutter gebraucht."

„Wer hat das gesagt?"

„Dein Großvater."

„Er hat gelogen!"

„Schöne Sache" zog mich an der Hand zu sich hin, und als ich neben ihm auf dem Fußboden saß, sagte er leise:

„Sei mir nicht böse, mein Junge: ich dachte, Du wüßtest es und hättest es mir verschwiegen. ‚Das ist nicht schön von ihm,' sagte ich mir."

Seine Worte stimmten mich traurig und ärgerten mich zugleich.

„Hör' einmal," fuhr er dann lächelnd, fast im Flüstertone, fort, „erinnerst Du Dich noch, daß ich Dir einmal sagte, Du solltest mich nicht besuchen?"

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Du warst damals beleidigt, nicht wahr?"

„Ja."

„Nun, ich wollte Dich nicht beleidigen. Ich wußte, daß Deine Angehörigen Dich schelten würden, wenn Du Dich mit mir befreundest, siehst Du! Und so war's auch, nicht? Begreifst Du nun, weshalb ich das damals sagte?"

Er sprach zu mir wie ein kleiner Junge, ein Gleichaltriger, und ich freute mich tiefinnerlich über seine Worte. Es war mir, als hätte ich schon längst, schon damals, als er jene Aeußerung tat, seine Absicht erraten, und ich antwortete ihm auch in diesem Sinne: „Das hab' ich längst begriffen!"

„Nun, siehst Du! Darum hab' ich das damals gesagt."

Ein unerträgliches Gefühl des Grams befiel mich.

„Warum können sie Dich alle hier nicht leiden?“ fragte ich.

Er schloß mich in seine Arme, drückte mich an sich und antwortete mit bedeutungsvollem Blinzeln:

„Ich bin für sie ein Fremder — verstanden? Darum ist's! Ich bin nicht so wie sie.“

Ich zupfte an seinem Rockärmel und wußte nicht, was ich sagen sollte.

„Sei mir nicht böse,“ wiederholte er noch einmal und flüsterte mir dann ins Ohr: „Auch weinen darfst Du nicht.“ Ihm selber aber quollen die Augen unter den trüben Brillengläsern nur so von Tränen über.

Dann saßen wir, wie immer, lange schweigend da und wechselten nur ab und zu ein kurzes Wort. Am Abend fuhr er davon, nachdem er sich von allen freundlich verabschiedet und mich umarmt hatte. Ich ging vor das Hoftor und sah, wie er in dem Bauernwagen, dessen Räder über die gefrorenen Kothaufen holperten, hin und her geschüttelt wurde. Gleich nach seiner Abfahrt machte sich die Großmutter daran, sein Zimmer zu reinigen, und ich ging absichtlich darin herum, immer von einer Ecke zur andern, und suchte sie zu behindern.

„Geh' endlich, Junge!“ schrie sie mich an, als sie eben beinahe über mich gestolpert wäre.

„Warum habt Ihr ihn fortgejagt?“

„Nun redest Du gar noch!“

„Dumm seid Ihr alle,“ sagte ich.

Sie schlug mit dem nassen Lappen nach mir und schrie: „Bist Du verrückt geworden, Bengel?“

„Dich mein' ich nicht — aber die andern sind alle dumm!“ verbesserte ich mich, doch beschwichtigte sie das keineswegs.

Beim Abendbrot sagte der Großvater:

„Nun sind wir ihn los, Gott sei Dank! Wenn ich ihn so manchmal ansah, ging mir's wie ein Stich durchs Herz: ‚er muß fort!‘“

Ich zerbrach aus Wut meinen Löffel und bekam dafür natürlich eine Tracht Prügel.

So endete meine Freundschaft mit dem ersten jener zahllosen mir bekannt gewordenen Menschen, die, ihrem eigenen Heimatlande fremd, doch zu seinen besten Söhnen gehören.

9.

Ich stelle mir mich selbst in meiner Kindheit als einen Bienenstock vor, in den verschiedene graue Durchschnittsmenschen, gleich den Bienen, den Honig ihres Wissens und ihrer Gedanken über das Leben hineintrugen, um nach bestem Können meine Seele zu bereichern. Oft war dieser Honig unrein und bitter, aber schließlich bleibt jedes Wissen doch eben — Honig.

Als „Schöne Sache" fortgezogen war, befreundete sich Onkel Peter mit mir näher. Er hatte einige Aehnlichkeit mit dem Großvater: er war ebenso mager, ebenso peinlich sauber, doch war er kleiner an Wuchs als der Großvater, und auch schmächtiger, wie er denn überhaupt einem halbwüchsigen Burschen glich, der im Scherz eine Greisenmaske angelegt hatte. Sein Gesicht sah aus wie ein aus dünnen Lederschnüren geflochtenes Sieb, und die pfiffigen kleinen Augen, deren Weißes stark ins Gelbe spielte, flitzten darin herum wie zwei Zeisige im Käfig. Das graue Haar war leicht gekräuselt, der kurze Bart ringelte sich; er rauchte eine kurze Pfeife, deren Rauch, grau wie sein Haar, gleichfalls in

Ringen aufstieg; auch seine Rede hatte etwas Gewundenes, Krauses, und war reich mit Reimen und Sprüchen durchsetzt. Seine Stimme hatte einen summenden, anscheinend freundlichen Klang, doch schien es mir immer, als ob er sich über alle Welt lustig mache.

„Im Anfang meiner Jahre", erzählte er, „befahl mir unsere gnädige Frau Gräfin Tatjana Alexejewna: ‚Werde ein Schmied!' — und nach einiger Zeit hieß es wieder: ‚Hilf dem Gärtner!' Na, mir konnt's ja recht sein — aber was der Bauer auch tut, immer ist's nicht gut! Da sagte sie denn das nächste Mal wieder: ‚Petruscha, geh lieber und fang' Fische!' Warum denn nicht? Wenn's sein muß, geh' ich auch Fische fangen. Kaum bin ich aber drin in dem Geschäft, heißt es wieder: Lebt wohl, meine lieben Fische — ich soll in die Stadt wandern, soll dort als Kutscher mein Brot verdienen und der gnädigen Frau Gräfin einen Zins dafür zahlen. Nun, auch dagegen hab' ich nichts — aber wann soll ich denn wieder tauschen? Doch zu einem neuen Tausche sind wir nicht mehr gekommen, denn nun kam die Bauernfreiheit, und so bin ich denn bei der Schindmähre geblieben, und die ist jetzt meine gnädige Frau Gräfin."

Seine „Schindmähre“ war ein recht alter, klappriger Gaul, der so aussah, als ob ein betrunkener Maler auf das ursprünglich weiße Fell alle möglichen bunten Farben aufgetragen, jedoch mitten in der Arbeit aufgehört hätte. Die Beine des Tieres waren ausgerenkt, das Fell wie aus Lappen zusammengeflickt, der knochige Kopf mit den trüben Augen kummervoll gesenkt. Onkel Peter betrug sich gegen seine Mähre höchst ehrerbietig, schlug sie nicht und nannte sie „Tanjka“.

„Warum hast Du denn dem Vieh einen christlichen Namen gegeben?“ fragte der Großvater ihn einmal.

„Wieso denn, verehrter Wassil Wassiljew? ‚Tanjka‘ ist gar kein christlicher Name.“

Onkel Peter konnte gleichfalls lesen, er wußte in der Heiligen Schrift sehr gut Bescheid und stritt sich immer mit dem Großvater herum, welcher von den Heiligen wohl der Heiligste sei. Ueber die großen Sünder, von denen die Schrift berichtet, brachen sie beide um die Wette den Stab, ganz besonders bekam Absalom sein Teil ab. Zuweilen gerieten sie sich über grammatische Fragen in die Haare. Onkel Peter konnte dann mit seinen Spöttereien den Großvater bis zur Wut reizen, daß seine grünen

Augen nur so funkelten und er, wenn ich zufällig zuhörte, voll Zorn auf mich losschrie:

„Mach', daß Du fortkommst, Alexej!"

Onkel Peter war ein großer Freund der Sauberkeit und Ordnung — wenn er über den Hof ging, stieß er mit der Stiefelspitze alle Späne, Scherben und Knochen beiseite und rief ihnen vorwurfsvoll nach:

„Bist 'n unnützes Ding . . liegst nur im Wege . . weg mit Dir!"

Er war sehr gesprächig und schien gutmütig und heiter von Natur, zuweilen jedoch waren seine Augen mit Blut unterlaufen und blickten trüb und starr wie die Augen eines Toten. Oder er saß auch wohl irgendwo im Winkel, im Dunkeln, mürrisch zusammengekauert und stumm wie sein Neffe. Fragte man ihn: „Was ist Dir, Onkel Peter?" so antwortete er dumpf und finster: „Geh' fort!"

In einem der Häuschen unserer Straße wohnte ein Herr mit einem Grützbeutel an der Stirn. Der hatte die höchst sonderbare Gewohnheit, des Sonntags von seinem Fenster aus die Hunde, Katzen, Hühner, Krähen und die Passanten, die ihm nicht gefielen, mit Schrot zu beschießen. Einmal hatte er auch „Schöne Sache" aufs Korn genommen — die Schrotkörner waren zwar durch seine Lederjacke nicht

hindurchgedrungen, doch fand er nachträglich einige davon in seiner Tasche. Ich erinnere mich noch, wie aufmerksam der Kostgänger die kleinen blauen Kügelchen durch seine Brille betrachtete. Der Großvater wollte ihn dazu bewegen, daß er die Sache der Polizei melde, doch er warf die Schrotkörner in die Ecke und meinte: „Es verlohnt sich nicht."

Ein andermal jagte der Schütze dem Großvater ein paar Schrotkörner ins Bein. Der nahm die Sache schief, klagte beim Friedensrichter, machte alle Getroffenen und alle Zeugen in der Straße mobil, und der gefährliche Nachbar verschwand plötzlich irgendwohin.

Sobald die Schüsse draußen auf der Straße knallten, setzte Onkel Peter, falls er zu Hause war, eiligst die verschossene Sonntagsmütze mit dem großen Schild auf den grauen Kopf und lief hastig vor das Tor. Dort steckte er die Hände unter den Rockschoß, daß dieser wie ein Hahnenschweif abstand, streckte den Bauch vor und stolzierte feierlich auf dem Bürgersteig an dem Schützen vorüber — immer auf und ab, auf und ab. Das ganze Haus stand bei uns am Tore, am Fenster erschien das blaue Gesicht des Offiziers und über ihm der blonde Kopf seiner Frau; auch vom Betlengschen Hofe kamen ein paar

Menschen heraus, nur vor dem grauen, toten Hause Owsjannikows zeigte sich niemand.

Manchmal spazierte Onkel Peter erfolglos hin und her — der Jäger war offenbar nicht geneigt, ihn als ein Wild anzusehen, das einen Schuß Pulver wert war. Dafür knallte die Doppelflinte bei seinem nächsten Spaziergang gleich zweimal: piff, paff! Ohne seinen Schritt zu beschleunigen, kommt Onkel Peter zu uns heran und berichtet:

„In den Rockschoß ist's gegangen!"

Ein andermal traf ihn die Vogeldunstladung in Schultern und Hals. Die Großmutter holte die Bleikörner mit einer Nadel unter der Haut hervor und schalt Onkel Peter:

„Was ermutigst Du den verrückten Kerl noch? Wenn er Dir nun das Auge ausschießt?"

„Der? Nie im Leben, Akulina Iwanna!" versetzte Peter geringschätzig. „Der schießt ja unterm Luder."

„Warum läufst Du ihm absichtlich in den Weg?"

„Weil's mir Spaß macht, den gnädigen Herrn ein bißchen zu ärgern."

Und er beguckte die herausgezogenen Schrotkörner, die er auf der flachen Hand hielt, und meinte:

„Gottsjämmerlich schießt er! Da lebte bei der gnädigen Frau Gräfin Tatjan Lexjewna einmal als

'ne Art Gemahl — sie wechselte die Männer, als wenn's Lakaien wären — lebte, sag' ich, ein gewisser Mamont Iljitsch, ein Offizier, d e r verstand sich aufs Schießen! Nie schoß er anders als mit Kugeln, Großmütterchen! Auf vierzig Schritt Entfernung mußte sich der dumme Ignaschka hinstellen, und an den Gurt band er ihm 'ne Flasche, die ihm zwischen den Beinen herunterhing. Mein Ignaschka spreizt die Beine auseinander und lacht in seiner Dummheit. Mamont Iljitsch zielt mit dem Pistol — piff! ist die Flasche entzwei. Einmal aber muß wohl 'ne Bremse oder sonstwas den Ignaschka gestochen haben, denn er rückte vom Platze, und die Kugel ging ihm ins Bein, gerade in die Kniescheibe. Man rief den Arzt, und der säbelte ihm gleich, eins zwei drei, das Bein ab. Das haben sie nun begraben."

„Und Ignaschka . . . der Dummkopf?"

„Der war ganz vergnügt. Ein Dummkopf braucht weder Beine noch Arme, den macht seine Dummheit schon satt. Einen Dummen liebt jedermann, der Dummheit tut keiner was zuleide. Man sagt auch: Ist 'nem Beamten Dummheit gegeben, läßt sich mit ihm ganz gemütlich leben."

Auf die Großmutter machten seine Geschichten weiter keinen Eindruck, sie konnte selbst Dutzende

davon zum besten geben, mich aber kam doch dabei ein leichter Schauer an, und ich fragte Onkel Peter:

„Kann solch ein Herr einen auch totschießen?"

„Warum nicht? Gewiß kann er das! Sogar untereinander schießen sie sich tot. Kam da zu Tatjan Lexjewna ein Ulan, der kriegte mit Mamont 'nen Zank — gleich nahmen sie die Pistolen zur Hand, gingen in den Park, und dort, neben dem Teiche, mitten auf dem Wege, schoß mein Ulan den Mamont, piff! gerade in die Leber. Der Mamont kam auf den Kirchhof, der Ulan nach dem Kaukasus — fertig war die Arbeit! So halten sie's untereinander, von Bauern und sonstigen Leuten gar nicht zu reden. Jetzt gelten ihnen die Bauern überhaupt nichts mehr — früher gingen sie doch noch sorgsamer mit ihnen um, da waren die Bauern ihr Eigentum."

„Na, auch damals machten sie nicht viel Umstände," meinte die Großmutter.

„Das soll wohl sein," stimmte Onkel Peter ihr bei. „Ihr Eigentum waren sie ja, aber 's war nicht hoch im Preise."

Mich behandelte er immer freundlich, sprach gemütlicher mit mir als mit den Erwachsenen und versteckte seine Augen nicht vor mir, doch mißfiel mir

gleichwohl irgendetwas an ihm. Wenn er seine Musschnitten austeilte, bestrich er die meinige ganz besonders dick, und aus der Stadt brachte er mir Malzzucker und Mohnkuchen mit. Sobald er sich mit mir unterhielt, sprach er immer ernst und leise:

„Na, junger Herr, was wollen wir mal werden? Soldat? Oder Beamter?"

„Soldat."

„Recht so. Jetzt haben es auch die Soldaten nicht mehr so schwer. Auch ein Pope hat es nicht schlecht, grölt sein Herr, erbarme Dich!' — fertig ist die Arbeit! Der Pope hat's sogar leichter als der Soldat, noch leichter aber hat's der Fischer — der braucht überhaupt nichts zu lernen, wenn er nur 'n bißchen Uebung hat."

Er beschrieb es sehr spaßig, wie die Fische um den Köder herumschwänzeln, und wie sie alle zappeln, die Barsche, die Weißfische und die Bleie, sobald sie an der Angel sitzen.

„Du wirst immer böse, wenn der Großvater Dich prügelt," tröstete er mich einmal. „Da gibt's aber nichts böse zu sein, junger Herr, denn man prügelt Dich bloß, um Dich zu belehren, solche Prügel tun den Kindern gut! Da verstand sich meine gnädige Frau Gräfin, Tatjan Lexjewna, ganz anders aufs

Prügeln! Sie hielt sich dazu einen besonderen Menschen, Christophor hieß er, der war ein solcher Meister in seinem Handwerk, daß die Nachbarn von den andern Gütern sich ihn von der gnädigen Frau Gräfin ausbaten: ‚Borgen Sie uns doch, liebe Tatjan Lexjewna, Ihren Christophor, damit er mal unser Hofgesinde ordentlich verwichst!‘ Na, und da schickte sie ihn denn hin!“

Er erzählte ganz behaglich und breit, wie seine Herrin im weißen Musselinkleid und himmelblauen Schleiertuch auf der mit kleinen Säulen verzierten Haustreppe saß und von ihrem roten Polstersessel aus zusah, wie Christophor die Weiber und Männer peitschte.

„Er stammte aus Rjäsan, junger Herr, dieser Christophor, und dabei sah er aus wie ein Zigeuner oder wie ein Kleinrusse, hatte 'nen Schnurrbart bis an die Ohren und war im Gesicht ganz blau, weil er sich nämlich rasierte. Ziemlich dumm schien er zu sein, kann aber auch sein, daß er sich verstellte, damit man ihn nicht unnütz ausfragte. In der Küche goß er sich manchmal 'ne Tasse voll Wasser, fing 'ne Fliege, 'ne Schwabe oder 'nen Käfer und versuchte sie in dem Wasser zu ersäufen — immer mit 'nem Stöckchen duckte er sie unter.“

Solche und ähnliche Geschichten, in denen es sich, bei aller sonstigen Verschiedenheit, stets um die Mißhandlung und Verhöhnung des Menschen handelte, hatte ich von den Großeltern bereits in großer Anzahl vernommen. Ich konnte ihnen kein Interesse mehr abgewinnen und bat daher den Kutscher, mir etwas anderes zu erzählen.

Seine Runzeln zogen sich zuerst nach dem Munde hin, rutschten dann alle zu den Augen hinauf, und er begann:

„Gut, also etwas anderes, Du Nimmersatt! Wir hatten mal einen Koch . . ."

„Wer hatte ihn?"

„Na, die Gräfin Tatjan Lexjewna."

„Warum nennst Du sie Tatjan? War sie denn ein Mann?"

Ein pfiffiges Lächeln spielte um seinen Mund.

„Natürlich war sie 'ne Frau, aber — 'nen kleinen Schnurrbart hat sie doch gehabt. Ganz schwarz — sie stammte nämlich von schwarzen Deutschen ab, das ist ein Volk, so ähnlich wie die Araber. Die hatte also einen Koch, von dem weiß ich eine sehr spaßige Geschichte."

Die „spaßige Geschichte" handelte davon, daß der Koch eine Fischpastete verdorben hatte, und daß man

ihn zwang, sie ganz aufzuessen, wovon er schwer erkrankte.

„Das ist doch nichts Spaßiges!“ fuhr ich den Erzähler unwillig an.

„Ja, was ist denn sonst spaßig? Sag' mal!“

„Ich weiß es nicht.“

„Dann schweig'!“

Und er begann wieder irgend etwas herzuleiern, das mir gar nicht kurzweilig erschien.

An den Feiertagen kamen zuweilen meine Vettern zu Besuch — der träge, griesgrämliche Sjascha Michailow und der adrette Alleswisser Sjascha Jakowow. Eines Tages machten wir alle drei eine Wanderung über die Dächer der Hofgebäude und erblickten auf dem Betlengschen Hofe einen barhäuptigen Herrn im grünen Pelzrock — er saß auf einem Holzhaufen dicht an der Wand und spielte mit ein paar jungen Hunden. Einer der beiden Vettern machte den Vorschlag, wir sollten ein Hündchen stehlen, und sogleich ward ein scharfsinnigen Plan ausgeheckt: Die Vettern sollten sich auf die Straße begeben und am Betlengschen Tore lauern, ich aber sollte den Grünen erschrecken, und wenn er dann in seiner Angst fortgelaufen wäre, sollten sie in den Hof eindringen und das Hündchen packen

„Wie soll ich ihn aber erschrecken?" fragte ich.

„Spuck' ihm auf den Kopf!" schlug einer der Vettern vor.

Der grüne Herr saß barhäuptig da, gerade unter uns — ich konnte bequem auf seinen kleinen gelben Kahlkopf spucken. Es schien mir auch nicht weiter schlimm, es zu tun — ich hatte erzählen hören und es auch selbst mit angesehen, daß man ihm noch weit schlimmere Streiche spielte. So führte ich denn den mir gewordenen Auftrag gewissenhaft aus.

Ein großer Spektakel entstand, und eine ganze Schar von Männern und Frauen drang unter der Führung eines schmucken jungen Offiziers in unsern Hof ein. Die beiden Vettern waren in der Zeit, da ich das Verbrechen beging, friedlich auf der Straße spazieren gegangen; sie schienen von meinem frechen Streiche nichts zu wissen. So war ich denn der einzige, der vom Großvater seine Prügel bekam, zu nicht geringer Genugtuung aller Einwohner des Betlengschen Hauses.

Als ich nach der Exekution in der Küche auf der Ofenpritsche lag, kroch Onkel Peter, feiertäglich angetan und sehr gut gelaunt, zu mir herauf.

„Das hast Du Dir fein ausgedacht, junger Herr!" flüsterte er. „Ganz recht ist ihm geschehen, dem alten

Ziegenbock — immer spuck' auf sie! Mit 'nem Stein sollte man ihm den Schädel einschlagen!"

Das runde, haarlose Kindergesicht des Grünen tauchte vor meinem Blick auf. Ich erinnerte mich, wie er gleich einem seiner Hündchen leise und kläglich aufgewinselt und sich mit den kleinen Händchen den kahlen, gelben Schädel abgewischt hatte, und ein Gefühl tiefer Scham und des Hasses gegen die Vettern, die mich angestiftet hatten, ergriff mich. Alles dies war jedoch plötzlich vergessen, als ich jetzt in das wie mit Leder überflochtene Gesicht des Kutschers sah: es zitterte darin etwas Grausames, Abstoßendes, wie im Gesicht des Großvaters, wenn er mich prügelte.

„Geh' fort!" schrie ich und stieß ihn mit Händen und Füßen.

Er kicherte, blinzelte und kroch von der Pritsche herunter.

Ich hatte seither keine Neigung mehr, mit ihm zu sprechen, und ging ihm aus dem Wege. Zugleich aber begann ich, wie in unbestimmter Erwartung irgendwelcher kommenden Dinge, ihn argwöhnisch zu beobachten.

Bald nach dem Vorfall mit dem grünen Herrn ereignete sich eine zweite „Geschichte".

Lange schon hatte ich ein reges Interesse für das stille Owssjannikowsche Haus — ich bildete mir ein, daß in diesem grauen Hause ein ganz besonderes, märchenhaft geheimnisvolles Leben herrschen müsse.

Im Betlengschen Hause ging es laut und lustig zu, es gab da viele hübsche Damen, denen Offiziere und Studenten ihre Aufwartung machten. Es wurde dort ewig gelacht und geschrien, gesungen und musiziert. Schon das Aeußere des Hauses hatte etwas Lustiges, die Fensterscheiben blinkten so hell, und das grüne Blattwerk dahinter hatte so etwas Frisches. Der Großvater liebte dieses Haus ganz und gar nicht.

„Gottlose Ketzer sind's," sagte er von seinen Bewohnern, und die Damen bezeichnete er mit einem häßlichen Wort, dessen Sinn mir Onkel Peter einmal zynisch lächelnd in ebenso häßlicher Weise deutete.

Dagegen flößte das strenge Aussehen des schweigsamen Owssjannikowschen Hauses dem Großvater Respekt ein. Dieses zwar nur einstöckige, doch dabei hohe Haus schob sich mit einem auf zwei Säulen ruhenden Vordach in einen mit Rasen bewachsenen, sauberen, leeren Hof vor, in dessen Mitte sich ein Brunnen befand. Das Haus schien gleichsam vor der Straße zurückzuweichen, sich vor ihr zu verstecken. Seine drei schmalen Bogenfenster lagen

hoch über dem Erdboden; die Fensterscheiben waren trübe und schillerten in den Farben des Regenbogens. Auf der anderen Seite des Tores stand ein Schuppen, der ganz dieselbe Fassade hatte wie das Haus und gleichfalls drei Fenster aufwies, nur daß diese blind waren: die Umrahmung war auf der grauen Wand befestigt, und die Fensterkreuze waren mit weißer Farbe angedeutet. Etwas Stilles, Stolzes, vielleicht auch Gekränktes lag in dem ganzen Anwesen mit seinen leerstehenden Stallungen und Schuppen. Zuweilen spazierte auf dem Hofe ein hochgewachsener Alter hinkend auf und ab; er war bis auf den weißen Schnurrbart, dessen Haare wie Nadeln abstanden, ganz glattrasiert. Ein zweiter Alter, mit einem Backenbart und einer krummen Nase, führte manchmal einen langköpfigen Grauschimmel mit schmaler Brust und schlanken Beinen aus dem Stalle. Sobald der Gaul auf den Hof kam, verneigte er sich nach allen Seiten demutvoll wie eine Nonne. Der Hinkende beklopfte ihn mit der flachen Hand, pfiff und seufzte laut, worauf das Tier wieder in den dunkeln Stall geführt wurde. Ich stellte mir vor, daß der Alte gern das Haus verlassen hätte, es jedoch nicht vermochte, weil ein böser Zauber auf ihm lag.

Fast täglich spielten auf dem Hofe vom Mittag bis zum Abend drei Knaben, grauäugig, mit runden Gesichtern, in gleichen grauen Joppenanzügen und gleichen Mützen; sie waren einander so ähnlich, daß ich sie nur nach der Größe unterscheiden konnte.

Ich beobachtete sie durch die Spalten im Zaun; sie bemerkten mich nicht, ich hatte jedoch den Wunsch, daß sie mich bemerken möchten. Es gefiel mir, wie einträchtig sie sich mit allerhand Spielen, die ich nicht kannte, die Zeit vertrieben, wie nett sie sich betrugen, und wie besorgt sie umeinander waren. Das zeigte sich namentlich in dem Verhalten der beiden älteren gegen den jüngsten Bruder, einen sehr drolligen kleinen Knirps. Wenn er hinfiel, lachten sie wohl, wie man über jeden Hinfallenden lacht, doch lag in ihrem Lachen keine Schadenfreude. Sie halfen ihm sogleich auf, und wenn er sich die Hände oder Knie beschmutzt hatte, säuberten sie ihn mit ihren Taschentüchern oder mit Lattichblättern, und der mittlere Bruder sagte gutmütig: „Nein, bist Du ein Tolpatsch!" Sie gebrauchten nie ein Schimpfwort gegeneinander, betrogen einander nicht beim Spiel und waren sehr gewandt und ausdauernd.

Eines Tages stieg ich auf einen Baum und pfiff nach ihnen — sie hielten aufhorchend im Spiel inne,

traten ohne Hast zusammen, blickten nach mir hin und schienen leise zu beraten. Ich dachte, sie würden mit Steinen nach mir werfen, stieg von meinem Baume, versah mich reichlich mit Wurfgeschossen und kletterte wieder hinauf. Sie spielten aber bereits wieder in einer Ecke des Hofes und kümmerten sich um mich nicht weiter. Das war sehr betrübend, doch wollte ich den Krieg nicht zuerst beginnen, und eben rief auch schon jemand ihnen durchs Fensterpförtchen zu:

„Kinder — marsch ins Zimmer!"

Gehorsam, doch ohne sich zu beeilen, gingen sie im Gänsemarsch hinein.

Oft saß ich oben auf dem Baume, über dem Zaune, und wartete, ob sie mich nicht zum Spiel hinunterrufen würden — doch sie riefen mich nicht. In Gedanken spielte ich bereits mit ihnen, und zwar manchmal mit einer Lebhaftigkeit, daß ich laut lachte und schrie. Dann sahen sie alle drei zu mir auf und sprachen leise untereinander, ich aber wurde verlegen und kletterte hinunter.

Einmal spielten sie Versteckes, und der Mittlere war an der Reihe, die andern zu suchen; er stand hinter der Schuppenecke und hielt sich recht und ehrlich mit den Händen die Augen zu, während die

beiden andern, um sich zu verstecken, fortliefen. Der Aelteste kroch behend unter einen breiten, mit Baumrinde ausgeschlagenen Schlitten unter dem Vordach des Schuppens, während der Jüngste anscheinend nicht recht wußte, wohin er sollte, und in seiner putzigen Verlegenheit immer wieder um den Brunnen herumlief.

„Eins . . . zwei!" rief der Aelteste.

Der Kleine sprang auf die Brunnenverkleidung, faßte das Seil und schwang seine Beinchen in den leeren Eimer, der, dumpf gegen die Brunnenwände anschlagend, in der Tiefe verschwand.

Starr vor Entsetzen sah ich's, wie der gut geölte Brunnenschwengel sich rasch und geräuschlos drehte. Doch ward mir sogleich klar, was auf dem Spiel stand, und so sprang ich in den Hof hinunter und rief:

„Er ist in den Brunnen gefallen!"

Der Mittlere kam mit mir zugleich an den Brunnen und suchte das sich abrollende Seil zu packen — doch er war zu schwach, um es aufzuhalten, es versengte ihm nur die Finger. Aber schon hatte ich zugefaßt, und auch der Aelteste war bereits da und legte mit Hand an, und so zogen wir, unter Aufbietung aller Kräfte, zu dreien den Eimer herauf.

„Nur recht leise, bitte!“ bat der Aelteste.

Wir hatten den Kleinen bald oben — er war ganz bleich vor Schrecken, von seiner Rechten tropfte das Blut, auch die eine Backe war zerschunden, und bis zum Gürtel hinauf war er ganz naß — aber er lächelte dabei, an allen Gliedern zitternd und die Augen weit aufreißend, und sagte, die Worte lang dehnend: „Nein, wie ich ge—sauft bin!“

„Du bist wohl nicht recht gescheit, Junge!“ sagte der Mittlere, umarmte ihn und wischte ihm mit dem Taschentuch das Blut vom Gesichte. Der Aelteste aber meinte besorgt:

„Gehen wir nur hinein, verheimlichen können wir's doch nicht.“

„Werdet Ihr Prügel bekommen?“ fragte ich.

Er nickte mit dem Kopfe und sagte dann, mir die Hand reichend:

„Du bist noch schnell genug dazugekommen!“

Ich freute mich über das mir erteilte Lob, doch kaum hatte ich seine Hand genommen, als er sich wieder zu seinen Brüdern wandte.

„Gehen wir, er erkältet sich sonst,“ sprach er zu dem Mittleren. „Wir wollen sagen, daß er hingefallen ist — vom Brunnen wollen wir lieber nichts sagen!“

„Nein, lieber nichts davon," stimmte der Jüngste ihm zitternd bei. „Wir sagen, ich bin in eine Pfütze gefallen, nicht wahr?"

Sie gingen dem Hause zu. Die ganze Szene hatte sich so rasch abgespielt, daß ich, als ich jetzt aufblickte, den Ast, von dem ich abgesprungen war, sich noch bewegen und das Laub von ihm niederfallen sah.

Eine Woche wohl blieben die Brüder unsichtbar, dann kamen sie wieder auf den Hof und waren lebhafter denn je. Als der Aelteste mich auf dem Baume ah, rief er mir freundlich zu:

„Komm doch zu uns herunter!"

Wir krochen in den alten Schlitten unter dem Schuppendach und plauderten, uns gegenseitig beobachtend, lange miteinander.

„Hat es Prügel gesetzt?" fragte ich.

„Ja, unser Teil haben wir weg," antwortete der Aelteste.

Es wollte mir nicht in den Kopf, daß auch diese Knaben, gleich mir, geschlagen wurden, und ich war empört darüber.

„Warum fängst Du Vögel?" fragte mich der Kleine.

„Weil sie so schön singen."

„Fang' sie doch lieber nicht, laß sie lieber frei herumfliegen!"

„Gut, wie Du willst."

„Aber erst mußt Du noch einen fangen und mir schenken," sagte der Aelteste.

„Was für einen willst Du haben?"

„Einen recht lustigen. Und gleich im Vogelbauer!"

„Einen Zeisig also!"

„Die Katze wird ihn aber fressen," meinte der Jüngste. „Und Papa wird's auch nicht erlauben."

„Ja," mußte der Aelteste ihm beistimmen: „Papa wird's nicht erlauben."

„Habt Ihr noch eine Mutter?" fragte ich.

„Nein," sagte der Aelteste, der Mittlere aber verbesserte ihn:

„Wir haben wohl eine — aber es ist nicht unsere richtige Mutter. Unsere richtige Mutter ist gestorben."

„Also eine Stiefmutter," sagte ich, und der Aelteste bestätigte kopfnickend meine Erklärung.

Alle drei wurden nachdenklich gestimmt, ein Schatten schien auf sie gefallen zu sein.

Aus den Erzählungen der Großmutter wußte ich, was eine Stiefmutter war, und die Traurigkeit der Brüder war mir wohl verständlich. Wie junge Hähnchen saßen sie da, ganz gleich aussehend, dicht

nebeneinander. Die Stiefmutter des Märchens, die eine Hexe war und durch Zauberei und Trug die Stelle der wirklichen Mutter eingenommen hatte, fiel mir ein, und ich tröstete meine neuen Bekannten:

„Wartet nur: Eure richtige Mutter wird schon wiederkommen!"

„Auch wenn sie tot ist? Das ist doch nicht möglich!" sagte der älteste der Knaben achselzuckend.

Nicht möglich? Du lieber Gott, wie oft sind nicht Tote, wenn sie gleich schon in Stücke zerhackt waren, wieder lebendig geworden, sobald man sie mit echtem Lebenswasser besprengte! Wie oft war's nicht der richtige Tod, den der liebe Gott schickt, sondern nur ein Zaubertod, wie ihn die Hexen und Hexenmeister verhängen!

Ich begann ihnen in lebhaftem Tone die Märchen der Großmutter zu erzählen. Der Aelteste lächelte anfangs und sagte leise: „Das kennen wir, das sind Märchen." Seine Brüder hörten schweigend, die Köpfe nach mir vorbeugend, zu; der Kleine blies dabei die Bäckchen auf und preßte die Lippen fest zusammen, während der mittlere den einen Arm mit dem Ellbogen aufs Knie stützte und den andern um den Hals des Brüderchens gelegt hatte.

Es war bereits spät, rötliche Wolken hingen schon über den Dächern, als neben uns der alte Herr mit dem Schnurrbart auftauchte, in einem langen, braunen Gewand, wie es die Popen tragen, und in einer zottigen Pelzmütze.

„Wer ist das?“ fragte er und zeigte nach mir mit dem Finger.

Der älteste Knabe stand auf und wies mit dem Kopfe nach dem Hause des Großvaters:

„Er wohnt da drüben.“

„Wer hat ihn hergerufen?“

Die drei Brüder krochen schweigend alle zugleich aus dem Schlitten und gingen nach Hause — auch diesmal erinnerten sie mich wieder an folgsame Gänse.

Der Alte faßte mich barsch an der Schulter und führte mich über den Hof nach dem Tore. Vor lauter Angst war ich dem Weinen nahe, er schritt jedoch trotz seiner Lahmheit so lang aus und ging so rasch, daß ich zum Weinen gar keine Zeit fand. Ehe ich's mich versah, war ich auf der Straße, während er, mit dem Finger drohend, im Torpförtchen stand und mir zurief: „Daß Du es nicht wagst, noch einmal zu mir zu kommen!“

„Ich komm' auch nicht zu Dir, alter Satan!“ rief ich ergrimmt.

Er streckte seinen langen Arm aus, packte mich wieder und führte mich auf dem Bürgersteig nach unserem Hause.

„Ist Dein Großvater zu Hause?" fragte er, und seine Worte klangen mir wie Hammerschläge, die er gegen meinen Schädel führte.

Zu meinem Unglück war der Großvater zu Hause — den Kopf in den Nacken werfend und den spitzen Kinnbart vorstreckend, stand er vor dem zornmütigen Alten, sah ihm in die trüben runden Augen und sprach hastig:

„Seine Mutter ist verreist, ich habe den ganzen Tag zu tun, kein Mensch ist da, der nach ihm sehen könnte. Sie müssen schon verzeihen, Herr Oberst!"

Der Oberst schrie, daß es im Hause widerhallte, machte dann steif wie eine hölzerne Säule kehrt und entfernte sich. Ich aber fand mich einige Zeit darauf im Hofe, in Onkel Peters Fuhrwerk wieder.

„Na, wieder mal angelaufen, junger Herr?" fragte mich Onkel Peter, der eben sein Pferd ausspannte. „Wofür hat's denn Prügel gesetzt?"

Als ich ihm erzählte, weshalb der Großvater mich geschlagen hatte, brauste er zornig auf.

„Warum hast Du Dich mit ihnen angefreundet? Diese jungen Herrchen sind 'ne Schlangenbrut, für

sie hast Du jetzt die Schläge bekommen. Zahl's ihnen nur ordentlich heim!"

Noch eine ganze Weile schalt und hetzte er so weiter. Erbittert durch die Schläge, die ich bekommen, hörte ich zuerst mit einem Gefühl der Genugtuung zu, als ich jedoch eine Weile in sein vor Aufregung zitterndes, widerwärtiges Gesicht geschaut hatte, überkam mich wieder der Argwohn gegen ihn. Ich sagte mir, daß auch die Knaben von drüben wohl ihre Prügel bekommen würden, und daß sie mir doch eigentlich nichts zuleide getan hatten.

„Sie sind aber gute Jungen," sagte ich, „warum soll ich sie schlagen? Du redest immer zum Bösen zu!"

Er sah mich ganz sonderbar an und schrie plötzlich: „Herunter vom Wagen!"

„Alter Narr!" rief ich ihm ins Gesicht und sprang auf die Erde.

Er lief mir über den Hof nach, ohne mich zu fangen, und schrie ganz außer sich:

„Ich — ein alter Narr? Ich rede zum Bösen zu? Wart', das will ich Dir eintränken!"

Auf der Küchentreppe erschien die Großmutter, und ich flüchtete mich zu ihr, während er über mich Klage führte:

„Was nimmt sich der Bengel gegen mich alten Mann heraus? Die schmutzigsten Schimpfreden gebraucht er gegen mich."

Und er nannte ein paar unflätige Worte, die ich gegen ihn gebraucht haben sollte. Ich war starr vor Erstaunen, daß man mir so ins Gesicht lügen konnte, und fand kein Wort der Verteidigung. Der Großvater hätte dem Verleumder wahrscheinlich Glauben geschenkt, die Großmutter jedoch versetzte in bestimmt abweisendem Tone:

„Nun, Peter, das ist doch ganz gewiß erlogen — solche Worte nimmt der Junge nicht in den Mund!"

Von diesem Tage an herrschte zwischen mir und Peter ein erbitterter stiller Krieg: er stieß nach mir oder schlug mich mit dem Zügel, wobei er sich so anstellte, als ob's versehentlich geschähe; er ließ meine Vögel aus dem Bauer fliegen, hetzte die Katze auf sie, verklatschte mich bei jeder Gelegenheit beim Großvater und log stets etwas zu meiner Schuld hinzu. Ich hatte dabei immer das Gefühl, es in ihm mit einem Gleichaltrigen zu tun zu haben, der sich nur zum Scherz als Greis vermummt hatte, und ich vergalt ihm mit allerhand bösen Streichen. Ich flocht ihm heimlich die Bastschuhe auf und zerfaserte die Schnüre daran, daß sie rissen, wenn er die

Schuhe anziehen wollte, oder ich schüttete ihm Pfeffer in die Mütze, daß er eine ganze Stunde lang niesen mußte. An den Sonn- und Feiertagen, die er zu Hause verbrachte, spionierte er mit besonderem Eifer hinter mir herum, und mehr als einmal ertappte er mich auf verbotenen Wegen: ich hielt nämlich immer noch meine Beziehungen zu den jungen Herren im Nachbarhause aufrecht, und Peter ermangelte nicht, mich deshalb, sooft er mich mit ihnen zusammen sah, beim Großvater zu verklatschen.

Die Bekanntschaft mit den drei Brüdern hatte für mich einen ganz besonderen Reiz gewonnen. In dem schmalen Gäßchen zwischen der Wand des großväterlichen Hauses und dem Owssjannikowschen Zaune stand eine Rüster, eine Linde und ein dichter Holunderstrauch; unterhalb dieses letzten hatte ich in den Zaun ein halbrundes Loch geschnitten, an das die Brüder nacheinander, oder auch zu zweien, herantraten, so daß wir kniend oder hockend uns leise miteinander unterhalten konnten. Einer von ihnen hielt immer Wache, daß uns der Oberst nicht etwa plötzlich überraschte.

Sie erzählten mir, wie eintönig und langweilig ihr Leben sei, was mich sehr traurig stimmte; sie

sprachen von meinen Vögeln und allen möglichen sonstigen Dingen, die für Kinder Interesse haben, niemals jedoch kamen wir, soweit ich mich erinnere, auch nur mit einem Wort auf ihre Stiefmutter oder ihren Vater zu sprechen. Sehr oft baten sie mich, ihnen ein Märchen zu erzählen, und ich gab ihnen bereitwillig die Geschichten der Großmutter zum besten. Hatte ich etwas vergessen, so bat ich sie, sich einen Augenblick zu gedulden, lief zur Großmutter und ließ mir von ihr das Vergessene nochmals erzählen. Sie erfüllte jedesmal gern meine Bitte.

Auch von der Großmutter selbst erzählte ich ihnen mancherlei.

„Die Großmütter sind wohl alle sehr gut," sagte der älteste der drei Knaben einmal tief aufseufzend, „auch wir hatten eine gute Großmutter."

Er wiederholte die Worte „wir hatten", „es war", „wir waren" so oft und mit so schwermütigem Ausdruck, als ob er nicht erst elf, sondern bereits hundert Jahre auf Erden gelebt hätte. Er hatte, wie ich mich erinnere, schmale Hände und feine, schlanke Finger, wie überhaupt seine ganze Gestalt schlank und zart war; seine Augen waren auffallend hell und dabei so sanft wie die Flämmchen der Kirchenlampen. Auch seine Brüder waren ein paar

liebe Jungen, denen man gut sein mußte, doch gefiel mir der Aelteste ganz besonders.

Ganz von der Unterhaltung in Anspruch genommen, bemerkte ich oft gar nicht, wie Onkel Peter erschien, um uns mit seinem bösartig klingenden: „Schon wieder beisammen?“ auseinanderzutreiben. Es war mir nicht entgangen, daß die Anfälle von düsterer Erstarrung, die er auch früher schon gehabt, in letzter Zeit immer häufiger geworden waren. Ich hatte sogar im voraus erraten gelernt, in welcher Stimmung er von der Arbeit heimkehrte. Für gewöhnlich öffnete er das Hoftor ohne Eile, die Angeln knarrten langgezogen und träg; war er dagegen in schlechter Stimmung, so kreischten sie kurz auf, als wenn sie im Schmerz aufschrien.

Sein taubstummer Neffe war längst ins Dorf zurückgekehrt, um sich zu verheiraten; Peter wohnte allein über dem Pferdestall, in einem niedrigen Raume mit einem winzigen Fenster, in dem es ganz abscheulich nach moderigem Leder, Teer, Schweiß und Tabak roch. Eben dieser Geruch war die Ursache, daß ich ihn nie in seiner Wohnung besuchte. Er pflegte bei brennender Lampe zu schlafen, was dem Großvater sehr mißfiel.

„Du wirst mir noch das Haus anzünden, Peter!“

„Hab' keine Angst, es passiert nichts," antwortete Peter, den Blick zur Seite wendend, „ich stelle das Licht für die Nacht immer in 'ne Schüssel mit Wasser."

Er blickte jetzt überhaupt immer so seltsam zur Seite, kam auch nicht mehr zu den Abenden der Großmutter und bewirtete niemanden mehr mit Himbeermusschnitten. Sein Gesicht war wie eingetrocknet, die Falten waren tiefer geworden, und er ging schwankend und zog die Beine nach wie ein Kranker.

Eines Morgens, an einem Wochentag, war ich mit dem Großvater eben dabei, den während der Nacht reichlich gefallenen Schnee wegzufegen, als plötzlich die Klinke am Torpförtchen ganz besonders laut emporschnappte und ein Polizist in den Hof trat. Er blieb an dem Pförtchen stehen und winkte mit dem dicken grauen Finger den Großvater heran. Als dieser näher trat, begann er, sich mit dem langnäsigen Gesichte über ihn neigend, ihm irgend etwas leise zu erzählen.

„Wie denn? Hier? Um Gottes willen . . . wann?" hörte ich den Großvater ängstlich fragen.

Und plötzlich sprang er empor, als hätte ihn etwas gestochen, und schrie:

„Erbarm' Dich, o Herr . . . ist's denn möglich?"

„Nicht so laut!" sagte der Polizist streng.

Der Großvater sah sich um, und als er mich erblickte, rief er: „Stell' die Schaufeln weg, geh' ins Haus!"

Ich versteckte mich in einen Winkel, und sie gingen in die Kammer des Kutschers. Der Polizist zog seinen rechten Handschuh aus, schlug damit auf die Innenfläche der Linken und sagte:

„Er muß unbedingt hier sein. Pferd und Wagen hat er im Stich gelassen und hat sich hier versteckt."

Ich lief in die Küche, um der Großmutter alles zu erzählen, was ich gehört und gesehen hatte. Sie war gerade dabei, den Teig im Backtrog zu kneten, und schüttelte zu meinem Bericht den mit Mehl bestaubten Kopf.

„Er wird irgendwo gestohlen haben," sagte sie ruhig. „Geh nur, kümmre Dich nicht weiter."

Als ich wieder in den Hof hinauslief, sah ich den Großvater am Hofpförtchen stehen — die Mütze in der Hand, sah er zum Himmel auf und bekreuzte sich. Er blickte dabei recht böse drein, und das eine seiner Beine zitterte.

„Ins Haus sollst Du gehen! Hast Du nicht gehört?" schrie er mich an und stampfte mit dem Fuße auf.

Ich ging nach der Küche zurück, und er folgte mir dahin.

„Komm einmal her, Mutter!“ sprach er zur Großmutter.

Sie gingen in das anstoßende Zimmer und flüsterten dort lange miteinander. Als die Großmutter nach der Küche zurückkehrte, ward mir klar, daß irgend etwas Schreckliches geschehen sein mußte.

„Was bist Du so erschrocken?“ sagte ich zu ihr.

„Schweig nur,“ entgegnete sie leise.

Den ganzen Tag lag eine bange Unruhe über dem Hause. Die Großeltern wechselten scheue Blicke und sprachen nur leise, in kurzen, unverständlichen Worten, die das Unheimliche der Stimmung noch erhöhten.

„Zünd' alle Lämpchen vor den Heiligenbildern an, Mutter,“ befahl der Großvater hüstelnd.

Das Mittagessen wollte nicht schmecken. Der Großvater saß abgespannt, mit verzogenen Mundwinkeln da, als erwarte er jemanden. Er räusperte sich und brummte:

„Groß ist die Macht des Satans über den Menschen! Ein frommer Mann, ein eifriger Kirchenbesucher — und nun mit einemmal! Wie?“

Die Großmutter seufzte nur.

Ermüdend langsam schlich der silbern-trübe Wintertag dahin, und die Stimmung im Hause ward immer peinlicher, immer unruhiger.

Am späten Nachmittag kam wieder ein Polizist, ein rothaariger, dicker Mensch, der sich gemächlich auf der Küchenbank niederließ und alsbald einnickte.

„Wie ist man eigentlich dahintergekommen?" fragte ihn die Großmutter.

Er reckte schnaubend den Kopf hoch und antwortete dann, nach einer ganzen Weile:

„Bei uns kommt man hinter alles, nur keine Bange!"

Ich saß gerade am Fenster und bemühte mich, mittels einer alten Münze, die ich im Munde angewärmt hatte, das Bild des Drachentöters Georg in das Eis einzupressen, als plötzlich im Hausflur lauter Lärm ertönte und die Küchentür weit aufgerissen wurde. Unsere Nachbarin Petrowna erschien auf der Schwelle und schrie aus voller Kehle:

„Seht doch schnell mal nach, was hinten im Garten bei Euch los ist!"

Als sie den Polizisten erblickte, wich sie sofort in den Flur zurück, er packte sie jedoch beim Rock und schrie ganz erschrocken: „Halt mal, Du — wer bist Du? Was gibt's dort zu sehen?"

Sie stolperte über die Schwelle, daß sie in die Knie fiel, und begann, die Worte halb verschluckend, unter Schluchzen zu erzählen:

„Ich geh' nach dem Stall, um die Kühe zu melken, und mit einemal seh' ich: was liegt denn da bei Kaschirins im Garten — ein Stiefel, oder was?"

„Lüg' doch nicht, dumme Gans!" fuhr der Großvater wütend auf sie los, „Du konntest gar nicht in unsern Garten sehen! Der Zaun ist hoch, Spalten sind nicht da, wie willst Du da etwas sehen? Gar nichts ist in unserm Garten, verstehst Du?"

„Ach, ja doch, Väterchen!" schrie die Petrowna, indem sie die eine Hand nach ihm hinstreckte und mit der andern sich an den Kopf faßte, „Du hast ja recht! So war's ja auch gar nicht! Ich geh' also und sehe, wie nach Eurem Zaune eine Fußspur führt, und wie der Schnee an einer Stelle zerwühlt ist, und da guckte ich über den Zaun und sah ihn daliegen."

„We—en?"

Eine ganze Weile hallte dieser fragende, rätselvolle Schrei nach — dann stürzten alle wie sinnlos, einander drängend und stoßend, aus der Küche und liefen in den Garten. Hier lag in der weich mit Schnee ausgefüllten Grube Onkel Peter, mit dem Rücken an den verkohlten Balken gelehnt, den Kopf

tief auf die Brust gesenkt. Unter seinem rechten Ohr klaffte im Halse eine tiefe Spalte, rot wie ein Mund, in dem die zackigen blauen Ränder wie Zähne aussahen. Ich schloß vor Angst die Augen und sah durch die Wimpern hindurch neben den Knien des Toten sein mir wohlbekanntes Sattlermesser und die gekrümmten Finger der rechten Hand, während die linke Hand, wie zur Seite geschleudert, im Schnee steckte. Der Schnee unter dem Toten war getaut, sein kleiner Körper hatte sich tief in den weichen, schimmernden Flaum gesenkt und erschien noch knabenhafter als bei seinen Lebzeiten. Der demütig geneigte Kopf stützte sich mit dem Kinn auf die nackte Brust, auf der in dem geronnenen Blute ein großes Messingkreuz lag. Es schwindelte mir von dem Stimmengewirr: die Petrowna schrie unaufhörlich, der Polizist, der den Tataren Walej irgendwohin schickte, schrie gleichfalls aus voller Kehle, und auch der Großvater schrie:

„Zertrampelt die Spuren nicht!"

Doch plötzlich zog er die Brauen zusammen und sagte laut und bestimmt zu dem Polizisten:

„Brülle nicht so, Polizeimann! Hier hat Gott sein Gericht gehalten, und Du kommst mit Deinem Firlefanz! Ach, I—ihr!

Und alle schwiegen plötzlich still, wandten ihre Augen dem Verstorbenen zu und bekreuzten sich seufzend.

Vom Hofe her kamen immer mehr Leute in den Garten, auch über den Zaun der Petrowna kletterten welche herüber und fielen ärgerlich brummend in den Schnee, doch blieb es im ganzen still, bis der Großvater sich umwandte und ganz verzweifelt rief:

„Aber, liebe Nachbarn, was ist denn das? Ihr zertretet mir ja alle Himbeersträucher!"

Die Großmutter nahm mich bei der Hand und führte mich schluchzend ins Haus.

„Was hat er denn getan?" fragte ich, und sie antwortete:

„Siehst Du es nicht?"

Den ganzen Abend, bis in die späte Nacht hinein, wimmelte es in der Küche und im anstoßenden Zimmer von schreienden Menschen; die Polizei kommandierte herum, ein Mann, der wie ein Diakon aussah, schrieb irgend etwas, und die Großmutter hatte die Hände voll zu tun, um alle mit Tee zu bewirten. Am Tische saß ein pockennarbiger, rundlicher Mensch mit langem Schnurrbart, der mit knarrender Stimme erzählte:

„Wie er eigentlich heißt, weiß kein Mensch, nur so viel hat man herausbekommen, daß er aus Jelatjma herstammt. Und der Taubstumme ist gar nicht taubstumm, er hat alles eingestanden. Noch ein dritter gehört zu ihnen, der hat gleichfalls gestanden. Seit Jahren haben sie die Kirchen geplündert, das war ihr Hauptgewerbe."

„O Gott!" seufte die Petrowna, die ganz rot war und nur so von Schweiß troff.

Ich lag oben auf der Deckenpritsche und blickte hinunter: all die Menschen da unten erschienen mir so kurzbeinig, so dick und so schrecklich.

10.

Eines Sonnabendmorgens, ganz frühzeitig, ging ich in den Garten der Petrowna, um Gimpel zu fangen. Ich lag eine ganze Weile auf der Lauer, aber die rotbrüstigen, wichtigtuenden Vögel gingen mir nicht in die Falle. Höchst drollig spazierten sie, als ob sie mich mit ihrer Farbenpracht locken wollten, auf der den Schnee bedeckenden silbernen Eiskruste umher, flogen auf die dick mit Reif bedeckten Zweige der Büsche, schaukelten sich auf ihnen wie lebendige Blumen und schüttelten den bläulich schimmernden Schneestaub herunter. Der Anblick war so köstlich, daß der Mißerfolg mich nicht weiter verdroß, wie ich denn nie ein besonders leidenschaftlicher Vogelfänger war und die Ausübung meiner Liebhaberei, die Beobachtung des gefiederten kleinen Völkchens und seiner Lebensweise mir stets mehr Freude machte als das Resultat des Fanges.

Wundervoll ist's so ganz allein am Rande eines Schneefeldes zu sitzen und zu lauschen, wie in der kristallenen Stille des Frosttages die Vögel zwitschern und irgendwo in der Ferne das

Glöckchen eines enteilenden Dreigespanns, diese melancholische Lerche des russischen Winters, sich vernehmen läßt.

Ein Schauer überlief mich, als ich so im Schnee saß und lauerte. Ich spürte, daß ich mir die Ohren abgefroren hatte, nahm Falle und Vogelbauer, kletterte über den Zaun in den Garten des Großvaters und ging nach Hause. Das Tor nach der Straße stand weit offen, und ein Hüne von Bauer führte eben ein vor einen großen Kutschschlitten gespanntes Dreigespann vom Hofe. Die Pferde dampften in der Kälte, und ihr Lenker pfiff vergnügt vor sich hin. Es durchzuckte mich ganz seltsam bei dem Anblick.

„Wer ist denn gekommen?" fragte ich den Bauern.

Er wandte sich nach mir um, sah mich unter seinem Arm hinweg an, sprang auf den Schlittenrand und sagte: „Der Pope!"

Der Pope — nun, der ging mich nichts weiter an, der ist jedenfalls zu einem der Mieter gekommen.

„Los, mein Pferdchen!" rief der Bauer, pfiff und berührte die Pferde leicht mit der Leine; munter zogen sie an und flogen dem Felde zu, während ich

ihnen nachblickte und auf das Schellengeläut lauschte. Ich schloß das Tor und ging in die Küche. Kein Mensch war darin, aus dem anstoßenden Zimmer jedoch vernahm ich die kräftige Stimme meiner Mutter:

„Was soll nun geschehen — soll ich mich vielleicht aufhängen?"

Ich stellte rasch meine Vogelbauer weg und lief, ohne mich auszuziehen, in den Flur zurück, in dem ich auf den Großvater stieß. Er faßte mich an der Schulter, blickte mir mit wild rollenden Augen ins Gesicht und sagte, irgendein schlimmes Wort hinunterschluckend, mit heiserer Stimme:

„Deine Mutter ist gekommen — geh', begrüße sie! Halt, wohin denn?" Er riß mich so heftig herum, daß ich fast hingefallen wäre, stieß mich nach der Zimmertür und sagte: „Geh' nur hinein, geh'!"

Ich flog gegen die mit Filz und Wachstuch ausgeschlagene Tür und tastete daran lange mit den vor Kälte und Aufregung zitternden Händen herum, um die Klinke zu finden. Endlich bekam ich sie zu fassen, öffnete leise die Tür und blieb auf der Schwelle wie geblendet stehen.

„Da ist er ja!" rief die Mutter. „O Gott, wie groß er geworden ist! Nun, erkennst Du mich nicht

mehr? Aber was für Lumpen hat er denn an? Nein, das ist wirklich . . . Und ganz weiße Ohren hat er! Mama, geben Sie mir doch rasch etwas Gänseschmalz!"

Sie stand über mich gebeugt, mitten im Zimmer, zog mir die Kleider herunter und warf mich dabei wie einen Ball zwischen ihren Händen hin und her. Ihr großer Körper war in ein weiches, warmes, rotes Kleid gehüllt, breit und bequem wie ein Bauernrock, und durch eine Reihe von großen schwarzen Knöpfen geschlossen, die von der Schulter quer herunter bis zum unteren Saum reichte. Ich hatte solch ein Kleid noch niemals gesehen.

Ihr Gesicht erschien mir kleiner als früher und auch weißer; die Augen kamen mir größer, tiefer und die Haare goldiger vor. Sie warf die Kleider, die sie mir auszog, nach der Schwelle hin; ihre kirschroten Lippen verzogen sich dabei, als ob sie Ekel empfände, und zwischendurch erklang ihre Kommandostimme:

„Nun, warum schweigst Du? Freust Du Dich nicht, daß ich da bin? Pfui, was für ein schmutziges Hemd!"

Dann rieb sie mir die Ohren mit Gänseschmalz ein; es tat mir weh, doch ein erfrischender, an-

genehmer Duft, der von ihr ausging, milderte den Schmerz. Ich schmiegte mich an sie an, sah ihr in die Augen und fand keine Worte vor Erregung. Mitten in ihre Rede klang die leise, grämliche Stimme der Großmutter:

„Ein unbändiges Bürschchen ist er, ganz aus Rand und Band, nicht mal den Großvater fürchtet er. Ach, Warja, Warja!“

„Nun, schon gut, Mamachen, was hilft das Gewimmer?“

Im Vergleich mit der Mutter war alles ringsum so klein, so jämmerlich und alt; auch ich selbst kam mir so alt vor wie der Großvater. Sie drückte mich mit ihren starken Knien an sich, glättete mir mit der schweren, warmen Hand das Haar und sagte:

„Das Haar muß ihm gestutzt werden. Und in die Schule muß er. Hast Du Lust zum Lernen?“

„Ich hab' schon ausgelernt.“

„Nun, ein bißchen wirst Du schon noch zulernen können. Nein, bist Du groß und stark geworden!“ sagte sie, mit mir schäkernd und lachend, und mir ward warm von ihrem klangvollen, tiefen Lachen.

Der Großvater kam herein, grau, grimmig, mit geröteten Augen. Sie schob mich mit einer Handbewegung beiseite und fragte laut:

„Also, wie steht's, Papa — soll ich wieder abreisen?"

Er stand am Fenster, kratzte mit dem Fingernagel das Eis vom Fenster ab und schwieg lange. Alles ringsum war in Spannung, und wie immer in solchen peinlichen Minuten war's mir, als ob meine Augen und Ohren größer würden, als ob die Brust sich seltsam weitete und ein Schrei sich ihr entringen wollte.

„Lexej, geh hinaus!" sagte der Großvater dumpf.

„Weshalb denn?" fragte die Mutter und zog mich wieder an sich.

„Nirgendshin wirst Du reisen, ich verbiete es Dir!"

Die Mutter erhob sich, schwebte wie eine rote Abendwolke durchs Zimmer und blieb im Rücken des Großvaters stehen.

„Hören Sie doch mal, Papa . . ."

„Schweig' still!" rief er, sich zu ihr umwendend, mit kreischender Stimme.

„Nun, anschreien laß' ich mich nicht," sagte die Mutter leise.

„Warwara!" rief die Großmutter, sich vom Diwan erhebend, und drohte ihr mit dem Finger.

Der Großvater aber setzte sich auf den Stuhl und murmelte vor sich hin:

„Ja — wer bin ich denn eigentlich? Wie? Was ist denn das?“ Und dann schrie er plötzlich ganz außer sich: „Schimpf und Schande hast Du über mich gebracht, Warjka!“

„Geh hinaus!“ gebot mir die Großmutter. Tief bedrückt ging ich in die Küche, kroch auf den Ofen und horchte lange nach dem Nebenzimmer hin, wo bald alle durcheinander sprachen, bald völliges Schweigen eintrat, als ob sie eingeschlafen wären. Es war von einem Kinde die Rede, das die Mutter geboren und irgend jemandem übergeben hatte, doch konnte ich nicht verstehen, warum der Großvater eigentlich so ergrimmt war: ob darum, weil sie das Kind geboren hatte, ohne ihn um Erlaubnis zu fragen, oder darum, weil sie das Kind nicht mitgebracht hatte.

Dann kam der Großvater in die Küche, mit wirrem Haar, ganz rot und erschöpft, und hinter ihm her kam die Großmutter, die sich mit dem Jackenzipfel die Tränen von den Backen wischte. Er setzte sich auf die Bank, neigte sich vor und stützte den Kopf in die Hände. Ein Zucken ging durch seinen Körper, und er biß sich auf die blutleeren grauen Lippen, sie aber kniete vor ihm hin und sprach leise, mit hingebender Wärme:

„So verzeih' ihr doch, Vater — um Christi willen verzeih' ihr! Ganz andere Schlitten sind schon zerbrochen! Kommt vielleicht bei den Adligen und Kaufleuten nicht auch so was vor? Guck' sie Dir doch mal an, was für'n Weib sie ist! Nun, verzeih' ihr schon, wir sind doch allzumal Sünder."

Der Großvater lehnte sich an die Wand zurück, sah ihr ins Gesicht und murmelte, den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln verziehend und in sich hineinschluchzend:

„Nun — ja, Du wirst ihr schon die Stange halten! Wem würdest Du nicht verzeihen? Für alle hast Du nur immer Erbarmen, Erbarmen! Ach, J—ihr!"

Er neigte sich zu ihr vor, faßte sie bei den Schultern, schüttelte sie und flüsterte dabei hastig:

„Aber der Herrgott — der weiß nichts von Erbarmen, was? Noch am Grabe züchtigt er uns in seinem Zorn, am Ende unserer Tage stehen wir und kennen weder Freude noch Frieden. Und ich sage Dir — denk' an mein Wort: Wir werden noch mit dem Bettelsack gehen, ja, mit dem Bettelsack!"

Die Großmutter nahm seine Hände in die ihrigen, setzte sich neben ihn und lachte leise.

„Wenn weiter nichts ist!" sagte sie. „Mit dem Bettelsack — davor fürchtest Du Dich also! Nun,

laß nur gut sein — Du wirst hübsch zu Hause sitzen, und das Betteln werde ich besorgen! Mir wird man schon geben, satteſſen werden wir uns schon! Mach' Dir darum keine Sorge, Vater!"

Ein Lächeln ging plötzlich über sein Gesicht. Er drehte den Kopf zur Seite wie ein Ziegenbock, faßte sie um den Hals, schmiegte sich mit seiner kläglich kleinen Gestalt an ihren großen Körper und sagte aufschluchzend:

„Ach, Du Närrin, Du meine gute, alte Närrin — Du bist doch der letzte Mensch, der mir geblieben ist! Gar nichts verstehst Du auch, um nichts tut's Dir leid! Bedenk' doch, wie wir beide gearbeitet haben, wie ich gesündigt habe ihnen zuliebe — nun möcht' ich doch wenigstens jetzt . . ."

Ich hielt es nicht länger aus — die Tränen stürzten mir aus den Augen, und ich sprang vom Ofen hinunter und lief zu ihnen hin. Ich weinte vor Freude darüber, daß sie so ungewohnt lieb zueinander waren, und daß die Mutter gekommen war, und daß sie mich als Gleichberechtigten an ihren Tränen teilnehmen ließen, mich umarmten und an sich drückten.

„Ach, Du Wildfang, bist Du auch da?" flüsterte der Großvater und sah mir lächelnd ins Gesicht.

„Nun, jetzt ist Deine Mutter gekommen, da wirst Du Dich an die halten, und den Großvater, den bösen alten Teufel — den wirst Du nicht mehr kennen wollen, was? Auch die Großmutter, die Dich immer verwöhnt und verhätschelt hat — auch die hat nun ausgespielt, wie? Ach, J—ihr!"

Er breitete die Arme aus und schob uns fort, stand dann auf und sagte laut, mit dem Anschein des Unwillens:

„Alle verlassen einen, gehen ihre eigenen Wege — alles verkehrt, verkehrt. Nun, so ruf' sie schon herein! Mach' rasch!"

Die Großmutter verließ die Küche, er aber senkte den Kopf und sprach nach der Ecke hin, in der die Heiligenbilder hingen:

„O barmherziger Gott, sieh doch herab auf mich — sieh doch!"

Dabei schlug er sich laut, daß es dröhnte, mit der Faust gegen die Brust. Mir mißfiel das, wie mir überhaupt die Art, wie er mit Gott sprach, nicht gefiel — es war, als ob er vor seinem Herrgott prahlen wollte.

Die Mutter kam, und von ihrem roten Kleide verbreitete sich eine Helligkeit in der Küche. Sie saß auf der Bank am Tische; die Großeltern saßen links

und rechts von ihr, die weiten Aermel ihres roten Kleides lagen auf den Schultern der beiden Alten. Leise, mit ernster Miene, erzählte sie ihnen irgend etwas, und sie hörten schweigend zu, ohne sie zu unterbrechen. Jetzt waren sie beide so klein, daß sie ihre Mutter zu sein schien.

Von der heftigen Gemütsbewegung ermüdet, schlief ich auf meiner Pritsche ein.

Am Abend gingen die Alten im Sonntagsstaat zur Abendmesse. Der Großvater hatte den Uniformrock angelegt, den er als Zunftvorsteher trug, dazu die breiten Beinkleider mit dem Vorstoß und darüber den Waschbärpelz.

„Sieh doch, wie sich der Vater geputzt hat!" sagte die Großmutter mit heiterem Blinzeln zur Mutter — „wie ein sauberes Ziegenböckchen sieht er aus!"

Die Mutter mußte lachen. Als ich dann mit ihr allein in ihrem Zimmer war, setzte sie sich auf den Diwan, zog die Beine an sich und sagte, mit der Hand auf den Platz an ihrer Seite klopfend:

„Nun komm einmal her zu mir! Wie geht's Dir denn eigentlich — nicht zum besten, wie?"

Ja — wie ging es mir denn? Was sollte ich ihr sagen?

„Ich weiß nicht!“ gab ich zur Antwort.

„Schlägt Dich der Großvater?“

„Jetzt nicht mehr so arg.“

„So — nun erzähl' mir, was Du willst! Nun?“

Vom Großvater zu reden, hatte ich keine Lust, und so erzählte ich ihr denn, daß in dem Zimmer, in dem wir uns befanden, ein sehr lieber Mensch gewohnt habe, den aber niemand im Hause leiden konnte, und dem der Großvater die Wohnung aufgekündigt habe. Diese Geschichte schien die Mutter nicht weiter zu interessieren, wenigstens sagte sie:

„Nun, was weißt Du sonst noch?“

Ich sprach von den drei Knaben im Hause nebenan und von dem Obersten, der mich vom Hofe gejagt hatte.

„Der alte Grobian!“ sagte sie und schloß mich fest in ihre Arme. Dann schwieg sie, kniff die Augen zusammen und richtete sie zur Erde.

„Warum war der Großvater so böse auf Dich?“ fragte ich.

„Weil ich ihm nicht gehorcht habe.“

„Du hättest ihm das Kind mitbringen sollen!“

Sie fuhr empor, runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen. Dann lachte sie laut auf und preßte mich an sich.

„Ach, Du kleines Ungeheuer! Daß Du darüber den Mund hältst, hörst Du? Gar nicht daran denken sollst Du!“

Sie sprach noch eine ganze Weile — leise, in strengem Tone, doch ich verstand sie nicht. Dann erhob sie sich, ging im Zimmer hin und her, zog dabei die dichten Brauen zusammen und spielte mit den Fingern am Kinn.

Auf dem Tische brannte das Talglicht, das flackernd überlief und vom Wandspiegel reflektiert ward; trübe Schatten huschten über den Fußboden, vor dem Heiligenbild in der Ecke brannte das Lämpchen, und durch das gefrorene Fenster fiel das silberne Mondlicht herein. Die Mutter sah sich um, als ob sie an den kahlen Wänden und der Decke etwas suchte.

„Wann gehst Du zu Bett?“ fragte sie.

„Etwas später.“

„Uebrigens hast Du ja am Tage geschlafen,“ sagte sie, sich erinnernd, und seufzte.

„Willst Du wieder fort?“ fragte ich.

„Wohin denn?“ rief sie erstaunt, hob meinen Kopf empor und sah mir lange ins Gesicht — so lange, daß mir schließlich die Tränen in die Augen traten.

„Was ist Dir?“

„Der Hals tut mir weh.“

Aber nicht nur der Hals, sondern auch das Herz tat mir weh — ich ahnte, daß sie nicht lange in diesem Hause bleiben, sondern wieder fortgehen würde.

„Du wirst Deinem Vater ähnlich sein,“ sagte sie und stieß die Bodenmatte mit dem Fuße zur Seite. „Hat Dir die Großmutter von ihm erzählt?“

„Ja.“

„Sie hat ihn sehr gern gehabt, den Maxim — und er sie auch!“

„Ich weiß es.“

Die Mutter blickte auf die Kerze, löschte sie stirnrunzelnd aus und meinte:

„So ist's besser!“

Ja, so war es reiner und frischer, die trüben, unruhigen Schatten verschwanden, hellblaue Lichtflecke legten sich schimmernd auf den Boden, und die Fensterscheiben erstrahlten in goldigem Gefunkel.

„Wo bist Du denn gewesen?“ fragte ich.

Sie nannte die Namen einiger Städte, in einem Tone, als spräche sie von längst Vergessenem. Und dann schwebte sie wieder geräuschlos, wie ein Habicht, durchs Zimmer.

„Und woher hast Du dieses Kleid?"

„Das habe ich selbst genäht. Ich mache mir alles selber."

Es war mir angenehm, daß sie so ganz anders war als alle andern, doch stimmte es mich wieder traurig, daß sie so wenig sprach — wenn ich sie nicht fragte, schwieg sie überhaupt.

Dann setzte sie sich wieder zu mir auf den Diwan, und wir saßen schweigend, dicht aneinandergeschmiegt, da, bis die beiden Alten heimkamen — feierlich still und freundlich, ganz von Wachs und Weihrauch durchduftet.

Beim Abendbrot ging es festtäglich und wohlanständig zu; es wurde nur wenig und mit Vorsicht gesprochen, als fürchte man, einen Schlafenden zu wecken.

Bald begann die Mutter mich energisch im „bürgerlichen" Lesen zu unterrichten. Sie kaufte eine Anzahl von Büchern, und nach einem von ihnen, dessen Titel „Die Muttersprache" lautete, bewältigte ich in wenigen Tagen die Schwierigkeiten der gewöhnlichen „bürgerlichen" Druckschrift. Sie ging nun gleich daran, mich Gedichte auswendig lernen zu lassen, und das wurde uns beiden zur Quelle bitterer Betrübnis. Unter den Stücken, die

sie auswählte, lagen manche meinem Verständnis fern, und ich übte eine Art unbewußter Vergeltung, indem ich die Verse verdrehte oder einzelne Worte durch ähnlich klingende ersetzte. Die Mutter ärgerte sich darüber, ließ mich die verhaßten Verse immer wieder von vorn aufsagen und nannte mich beschränkt und trotzig, wenn ich einen Vers, den ich soeben richtig aufgesagt hatte, das nächste Mal doch wieder verdrehte. Schließlich muß ich wohl an diesem Spiel mit den Worten Gefallen gefunden haben, ich reihte allerhand törichtes Zeug aneinander und sagte es statt des Gedichtes, das mir aufgegeben war, her.

„Was soll das?" herrschte die Mutter mich an.

„Ich weiß es nicht . . . es klingt so — — —"

„Was — ‚so'?"

„So drollig."

„Stell' Dich in die Ecke!"

„Weshalb?"

„In die Ecke sollst Du gehen!" wiederholte sie leise, doch in drohendem Tone.

„In welche Ecke?"

Ohne meine Frage zu beantworten, sah sie mir mit einem so strengen Ausdruck ins Gesicht, daß ich ganz verwirrt wurde und gar nicht wußte, was

sie eigentlich wollte. In der Ecke unter den Heiligenbildern stand ein kleiner runder Tisch mit einer Vase, in der ein Strauß von getrockneten Blumen und Gräsern steckte. In der zweiten vorderen Ecke stand eine mit einem Teppich bedeckte Truhe, die dritte, hintere Ecke nahm das Bett ein, und eine vierte Ecke gab es nicht, der Türpfosten stand ganz dicht an der Wand.

„Ich weiß nicht, was Du willst," sagte ich ganz verzweifelt.

Sie schwieg eine Weile, rieb sich Stirn und Wangen und fragte mich dann:

„Hat Dich der Großvater nie in die Ecke gestellt?"

„In was für eine Ecke denn?"

„Ueberhaupt . . . hat er's nie getan?" schrie sie und klopfte zweimal mit der Hand auf den Tisch.

„Nein. Ich erinnere mich nicht."

„Du weißt doch, daß man die Kinder zur Strafe in die Ecke stellt?"

„Nein, das weiß ich nicht. Wieso eine Strafe?"

Sie seufzte tief auf.

„A—ach! Komm einmal her!" sagte sie.

„Warum schreist Du mich so an?" fragte ich sie.

„Und Du — warum bringst Du die Verse so absichtlich durcheinander?"

Ich wußte selbst nicht, ob ich es absichtlich oder unabsichtlich tat. Ich sagte die Verse langsam noch einmal her — sie kamen diesmal richtig heraus. Ich errötete und stand beschämt vor der Mutter, deren Gesicht sich verfinsterte.

„Du hast sie also vorhin doch absichtlich verdreht!" sagte sie, die Stirn runzelnd.

„Ich weiß nicht . . . ich wollte es nicht.

„Geh' schon!" sagte sie und ließ den Kopf sinken. „Es ist ein hartes Stück Arbeit mit Dir."

Immer mehr und mehr Verse sollte ich lernen, mein Gedächtnis aber sträubte sich immer hartnäckiger gegen die Aufnahme dieser gleichförmigen Zeilen. Andrerseits wuchs in mir der unbezwingliche Drang, sie umzuwandeln, zu entstellen und mit fremden Worten zu durchsetzen — ganze Schwärme solcher Worte flogen mir zu, und es war mir ein leichtes, sie in den buchgemäßen Text einzuflechten. Voll Entrüstung erzählte meine Mutter dem Großvater, wie ich mit den Schöpfungen der Dichter umspringe, und er meinte:

„Das Bürschchen treibt seine Possen! Sein Gedächtnis ist gut, die Gebete sitzen bei ihm fester als bei mir. Was ihm eingebleut wird, behält er auch: versuch's einmal mit Schlägen!"

Auch die Großmutter zog über mich her:

„Märchen — merkt er sich, Lieder — merkt er sich; und Lieder sind doch auch nichts weiter als Gedichte!“

Alles, was sie da sagten, stimmte wohl, und ich fühlte mich schuldig. Sobald ich jedoch wieder ein Gedicht zu lernen begann, kamen von irgendwoher ganz von selbst die „andern“ Worte wie die Schwaben angekrochen und formten sich selbst zum Gedicht. Wenn ich dann in der Nacht mit der Großmutter zusammen auf der Pritsche lag, plapperte ich ihr bis zum Ueberdruß alles vor — das, was ich aus den Büchern gelernt hatte, und auch das, was in meinem Kopfe entstanden war. Sie lachte zuweilen darüber, für gewöhnlich jedoch las sie mir den Text und meinte:

„Nun siehst Du doch, daß Du es kannst!“

Erlaubte ich mir in meinem Gereimsel etwas, das nach einem eigenen Urteil aussah, oder vielleicht gar ein Wort des Tadels über den Großvater anzubringen, dann konnte sie sogar sehr streng werden:

„Was redest Du da, Junge? Daß Dir die Zunge vertrockne! Wenn der Großvater solche Worte von Dir hört!“

„Mag er sie hören!“

„Laß doch die Ungezogenheiten, ärgere Deine Mutter nicht! Sie hat es ohnehin schwer genug," redete sie mir nachdenklich und freundlich zu.

„Wovon hat sie es denn so schwer?"

„Das kannst Du nicht verstehen, schweig' lieber!"

„Ich weiß, daß der Großvater sie . . ."

„Schweigen sollst Du, sag' ich Dir!"

Auch mir war keineswegs wohl zumute. Ich hatte zuweilen ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzte, doch suchte ich es zu verbergen und glaubte dies am besten dadurch zu erreichen, daß ich recht keck und unverfroren auftrat. Die Mutter hatte meinen Unterricht beträchtlich erweitert, doch blieb mir sehr vieles von dem, was sie mir beizubringen suchte, unverständlich. Das Rechnen fiel mir leicht, vom Schreiben jedoch war ich kein Freund, und die Grammatik begriff ich überhaupt nicht. Ich hatte die bedrückende Empfindung, daß die Mutter selbst nicht mit ihrem Innern bei der Sache war, und daß ihr überhaupt der Aufenthalt im Hause des Großvaters schwer fiel. Immer düsterer wurde ihre Miene, immer fremder der Blick, mit dem sie uns alle ansah. Stundenlang saß sie an dem nach dem Garten gehenden Fenster und verblich förmlich. In der ersten Zeit nach ihrem Eintreffen war sie flink

und munter gewesen, und jetzt hatte sie tiefe Schatten unter den Augen und ging tagelang ungekämmt, in zerknitterten, nachlässig gehaltenen Kleidern umher. Das setzte sie in meinen Augen herab, und ich empfand es fast wie eine persönliche Kränkung — sie sollte immer schön, immer streng und gemessen, immer sauber gekleidet, kurz: vornehmer als die andern sein.

Während des Unterrichts sah sie, wie abwesend, mit starrem Blick durch mich hindurch, richtete ihr Auge auf die Wand oder durchs Fenster, stellte die Fragen in gleichgültigem, müdem Tone, vergaß die Antworten, ließ sich vom Zorn hinreißen und schrie mich laut an. Auch das war für mich kränkend: Eine Mutter soll gerecht sein, mehr als alle andern, wie es im Märchen ist.

Zuweilen fragte ich sie:

„Es gefällt Dir wohl nicht hier bei uns?"

Dann erwiderte sie gereizt:

„Kümmre Dich um Dich selbst, nicht um mich!"

Es entging mir auch nicht, daß der Großvater etwas im Schilde führte, was die Großmutter und die Mutter mit Unruhe erfüllte. Er verschloß sich oft im Zimmer mit der Mutter, und ich hörte von dorther heftige Reden, vor allem seine kreischende,

winselnde Stimme. Einmal schrie die Mutter ganz laut, daß es im ganzen Hause widerhallte:

„Das wird nie geschehen, niemals!"

Und sie ging, die Tür zuschlagend, hinaus, während der Großvater ein wahres Geheul ausstieß. Es war am Abend, die Großmutter saß in der Küche am Tische, nähte ein Hemd für den Großvater und flüsterte etwas vor sich hin. Als sie hörte, wie die Tür zugeschlagen wurde, horchte sie auf und sagte: „Jetzt geht sie nach vorn zu den Mietsleuten — o Gott!"

Plötzlich stürzte der Großvater in die Küche, lief auf die Großmutter zu, schlug sie über den Kopf und zischte, die Hand, mit der er sie geschlagen hatte, hin und her schwenkend:

„Schwatz' kein unnützes Zeug, alte Hexe!"

„Alter Narr!" sagte die Großmutter ruhig, während sie ihren Kopfputz zurechtschob. „Warum soll ich schweigen? Alles will ich ihr sagen, was ich von Deinen dummen Einfällen erfahre."

Er warf sich auf sie und schlug mit beiden Fäusten auf ihren großen Kopf los; sie wehrte sich nicht, stieß ihn nicht einmal zurück, sondern sagte:

„Immer schlag' zu, dummes Närrchen! Da — immer schlag' mich, schlag' mich!"

Ich warf von meiner Deckenpritsche aus alles, was ich fassen konnte — die Kissen, die Decke, die Stiefel, die auf dem Ofen standen — nach ihnen, aber der Großvater merkte in seiner Wut nichts davon, und die Großmutter lag, seinen Fußtritten ausgesetzt, wehrlos am Boden. Endlich stolperte er, fiel hin und riß einen Eimer mit Wasser um, der ihn ganz übergoß. Spuckend und prustend sprang er auf, blickte wild um sich, stürzte hinaus und lief die Treppe hinauf, nach der Bodenkammer. Die Großmutter erhob sich ächzend, setzte sich auf die Bank und begann ihr zerzaustes Haar zu ordnen. Ich war vom Ofen gesprungen; ärgerlich sprach sie zu mir:

„Heb' die Kissen auf und leg' sie auf den Ofen! Was fällt Dir ein — mit den Kissen zu werfen! Hast Du Dich hineinzumischen? Mag er sich austoben, der alte Satan!"

Plötzlich zuckte es schmerzlich in ihrem Gesichte — sie stöhnte leicht auf und neigte den Kopf vor.

„Ich will lieber die Mutter rufen, ich fürchte mich," sagte ich.

„Nicht doch, was fällt Dir ein?" fiel sie mir ins Wort. „Ich danke Gott, daß sie nichts gehört und gesehen hat, und Du willst sie rufen! Geh' mir schon!"

Und noch einmal bat sie mich inständig:

„Sag's auf keinen Fall der Mutter, mein Taubenseelchen, daß er mich geschlagen hat! Sie stehen so schon wie Hund und Katze miteinander. Wirst Du es für Dich behalten?"

„Ja."

„Verplaudre Dich ja nicht! Nun laß uns hier schnell Ordnung machen! Hab' ich eine Beule im Gesicht? Nein? Nun, dann ist alles gut."

Und sie begann den Fußboden aufzuwischen.

„Du bist wie eine Heilige," sagte ich, wie ich sie so ansah, aus aufrichtigem Herzen. „Sie martern, martern Dich — und Du machst Dir nichts daraus!"

„Was für Unsinn schwatzest Du da? Ich — eine Heilige . . . Da hast Du die Rechte gefunden!"

Sie murmelte noch lange vor sich hin, während sie, auf allen vieren herumkriechend, das Zimmer instandsetzte. Ich aber saß auf dem Ofenvorsprung und sann darüber nach, wie ich sie am Großvater rächen sollte.

Es war das erstemal, daß er die Großmutter vor meinen Augen auf so abscheuliche, rohe Weise geschlagen hatte. Im Halbdunkel sah ich noch sein wutentbranntes Gesicht und das fliegende rote Haar vor mir, ich war aufs tiefste empört und ärgerte

mich nur, daß mir nichts einfiel, womit ich an ihm Vergeltung üben könnte.

Zwei Tage später jedoch fand sich die erwünschte Gelegenheit, an ihm Rache zu nehmen. Ich sollte etwas aus der Bodenkammer herunterholen und sah ihn dort vor einem offenen Koffer auf der Diele sitzen — er kramte in allerhand Schriftstücken, während auf dem Stuhle sein geliebter „heiliger Kalender" lag.

Dieser Kalender bestand, den zwölf Monaten entsprechend, aus zwölf großen, starken grauen Blättern, die in so viel Quadrate, als der Monat Tage hatte, eingeteilt waren. Jedes Quadrat zeigte das Bild des Heiligen, dem der betreffende Tag geweiht war. Der Großvater schätzte diesen Kalender sehr, ich durfte ihn immer nur ansehen, wenn er mit mir aus irgendeinem Grunde ganz besonders zufrieden war, und ich betrachtete diese eng zusammengestellten, lieben kleinen Figürchen jedesmal mit einem ganz besonderen Gefühle. Ich kannte die Lebensgeschichte verschiedener Heiligen, so der heiligen Märtyrerin Warwara, des heiligen Pantelejmon, Kiriks und Ulitas und noch vieler anderen. Einen besonders tiefen Eindruck hatte auf mich das ergreifende Schicksal Alexejs des Gottesknechtes

gemacht — die Großmutter hatte mir öfters den rührend schönen Sang, in dem sein Leben beschrieben wird, vorgesprochen. Wenn ich diese Hunderte von heiligen Menschen so im Bilde zusammen sah, hatte ich eine stille Freude daran, daß es zu allen Zeiten Märtyrer gegeben hatte.

Jetzt hatte ich jedoch beschlossen, diesen Kalender zu vernichten, und als der Großvater an das kleine Fenster trat, um ein hellblaues, mit Wappen bedrucktes Blatt Papier besser lesen zu können, ergriff ich rasch einige der Blätter und raste damit die Treppe hinunter nach der Küche. Ich nahm die Schere aus dem Nähtisch der Großmutter, kroch auf die Ofenpritsche und begann den Heiligen die Köpfe abzuschneiden. Als ich jedoch eine Reihe geköpft hatte, tat es mir leid, so barbarisch mit ihnen verfahren zu sein, und ich hielt mich nun beim Zerschneiden an die Linien der Quadrate. Kaum aber hatte ich die zweite Reihe zerschnitten, als auch schon der Großvater erschien und mich anschrie:

„Wer hat Dir erlaubt, den heiligen Kalender zu nehmen?"

Als er die zerschnittenen Quadrate auf der Pritsche herumliegen sah, griff er entsetzt danach, hielt sie vor seine Augen, warf sie hin und nahm

sie wieder auf. Sein Gesicht verzerrte sich, sein Kinnbart begann zu zittern, und sein Atem ging so heftig, daß die Bildchen auf die Erde flogen.

„Was hast Du getan?!“ stieß er endlich hervor und zog mich am Beine zu sich hin. Ich schoß in der Luft einen Purzelbaum, die Großmutter fing mich in ihren Armen auf, der Großvater aber schlug wie rasend mit der Faust auf mich und auf sie los und knirschte: „Ich schlag' ihn to—ot!“

Die Mutter erschien in der Küche. Ich fand mich plötzlich im Winkel neben dem Ofen wieder, und sie stand schützend vor mir und wehrte die Fäuste des Großvaters ab, die vor ihrem Gesicht hin und her fuhren.

„Was tun Sie? Kommen Sie zur Vernunft!“ rief sie ihm in schneidendem Tone zu.

Der Großvater warf sich auf die Bank vor dem Fenster und heulte laut auf:

„Sie haben mich gemordet! Alle, alle sind gegen mich!“

„Daß Sie sich nicht schämen!“ erklang dumpf und tief die Stimme der Mutter. „Verstellen Sie sich doch nicht!“

Der Großvater schrie und trommelte mit den Füßen auf der Bank herum, während sein Kinnbart

sich zur Decke emporsträubte und seine Augen geschlossen waren. Mir schien es, als schäme er sich vor der Mutter.

„Ich will Ihnen die Bildchen auf Kaliko aufkleben, das wird noch besser halten," sagte die Mutter, während sie die von mir zerschnittenen Heiligen und die noch heil gebliebenen Blätter betrachtete. „Sehen Sie doch — alles ist zerknüllt vom langen Liegen und fällt auseinander!"

Sie redete mit ihm ganz so, wie sie mit mir sprach, wenn ich im Unterricht etwas nicht verstand. Und plötzlich erhob sich der Großvater, strich hastig Hemd und Weste zurecht, räusperte sich und sagte:

„Noch heute kleb' sie mir auf! Ich hol' gleich die andern Blätter."

Er ging nach der Tür, an der Schwelle jedoch wandte er sich um, wies mit dem krummen Zeigefinger nach mir und sagte:

„Das Bürschchen aber muß seine Prügel haben!"

„Verdient hat er's!" stimmte die Mutter ihm bei und neigte sich dann zu mir: „Sag' mal, warum hast Du das getan?"

„Ich hab's mit Absicht getan. Er soll die Großmutter nicht schlagen, sonst schneid' ich ihm den Bart ab."

Die Großmutter war eben dabei, die Jacke auszuziehen, die der Großvater ihr in seiner Wut zerrissen hatte.

„Du hast Dein Wort schön gehalten!“ sagte sie vorwurfsvoll zu mir — „die Zunge soll Dir dafür so dick anschwellen, daß Du sie nicht bewegen kannst!“

Die Mutter sah sie an, durchmaß dann langsam die Küche und kam wieder zu mir zurück.

„Wann hat er sie geschlagen?“ fragte sie mich.

„Schäm' Dich doch, Warwara, ihn darüber auszufragen — was geht's Dich denn an?“ versetzte die Großmutter ärgerlich.

„Ach, Mamachen, meine Liebe, Gute!“ sprach die Mutter und schloß sie in ihre Arme.

„Nun ja, Mamachen . . . schon gut!“ sagte komisch schmollend die Großmutter.

Sie sahen einander schweigend in die Augen und ließen sich dann los: im Hausflur hallten die Schritte des Großvaters.

Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft hatte die Mutter mit der lustigen Offiziersfrau aus der Vorderwohnung Freundschaft geschlossen, und jeden Abend fast brachte sie drüben zu. Auch die Bewohner des Betlengschen Hauses, die hübschen jungen Damen und Offiziere, verkehrten bei unserem

Mieter. Dem Großvater gefiel das durchaus nicht, und mehr als einmal drohte er, wenn er in der Küche beim Abendbrot saß, mit dem Löffel und murrte:

„Nun sitzt das verdammte Pack schon wieder beisammen! Jetzt werden sie einen bis zum Morgen nicht einschlafen lassen!"

Das Ende vom Liede war, daß er dem Offizier die Wohnung kündigte. Als dieser ausgezogen war, fuhren eines Tages zwei Wagen voll Möbel, die der Großvater irgendwo gekauft hatte, vor dem Hause vor. Er richtete damit die Vorderwohnung ein und hing ein großes Vorlegeschloß vor die Tür.

„Wir brauchen keine Mieter," sagte er, „ich werde nun selbst Gäste empfangen!"

Alsbald erschienen denn auch an den Sonntagen die neuen Gäste. Da waren zunächst Matrona Sergejewna, eine ehrsame Waschfrau, eine Kusine der Großmutter, die sich mit ihren beiden Söhnen Wassilij und Viktor einfand. Sie hatte eine auffallend große Nase, schrie sehr laut, wenn sie sprach, und trug ein gestreiftes seidenes Kleid und einen goldig schimmernden Kopfputz. Ihr Sohn Wassilij war Zeichner von Beruf; er trug langes Haar, war ein gutmütiger, heiterer Bursche und kleidete sich ganz in Grau. Sein Bruder Viktor hatte einen

Pferdekopf mit langem, schmalem, sommersprossigem Gesicht. Wenn er im Hausflur seine Ueberschuhe ablegte, pflegte er mit quiekender Stimme, wie der Hanswurst im Puppenspiel, zu singen: „Andrej-Papa, Andrej-Papa . . .“ — was mir immer sehr sonderbar vorkam.

Auch Onkel Jakow kam mit seiner Gitarre und brachte einen schiefgewachsenen, einäugigen und kahlköpfigen Uhrmacher mit, einen stillen Menschen, der in seinem langen schwarzen Rock wie ein Mönch aussah. Er setzte sich jedesmal in die Ecke, neigte den Kopf lächelnd zur Seite und hielt den Zeigefinger gegen das glattrasierte, zwiegespaltene Kinn, was recht absonderlich aussah. Er war ganz brünett, und sein einziges Auge blickte alle scharf und durchdringend an. Er sprach nur wenig und wiederholte sehr oft die Phrase: „O, bitte, bemühen Sie sich nicht . . . bitte, das tut nichts.“

Als ich ihn zum ersten Male sah, fiel mir plötzlich eine Szene ein, die ich einmal zur Zeit, da wir noch im alten Hause wohnten, mit angesehen hatte. Vor dem Hoftor erscholl dumpfer Trommelschlag, und die Straße entlang fuhr vom Gefängnis her nach dem Platze zu ein von Soldaten umgebener, hoher, schwarzer Wagen, dem eine Menge Volkes

nachlief. Auf dem Wagen saß auf einer Bank ein kleiner Mensch in einer runden Tuchkappe, er war mit Ketten behängt, und auf seiner Brust hing ein schwarzes Brett, auf dem irgend etwas mit großen, weißen Buchstaben geschrieben stand. Sein Kopf war übergesunken, als wollte er die Worte auf der Tafel lesen, und er wurde beim Fahren hin und her gerüttelt, daß die Ketten klirrten.

An diesen Menschen erinnerte mich der Uhrmacher, und als die Mutter mit den Worten: „Das ist mein Sohn!“ mich ihm vorstellte, wich ich ganz erschrocken vor ihm zurück und versteckte meine Hände.

„O, bitte, bemühen Sie sich nicht!“ sagte er, den Mund auf erschreckliche Weise nach dem rechten Ohr hin verziehend, faßte mich mit beiden Armen um den Leib, zog mich an sich, drehte mich flink und leicht um und um und ließ mich wieder los.

„Ein kräftiges Bürschchen,“ sagte er in belobigendem Tone.

Ich flüchtete mich in die Ecke, in einen Ledersessel, der so groß war, daß man darin bequem liegen konnte — der Großvater nannte ihn prahlend den Sessel des Fürsten von Grusien. Von dort aus sah ich zu, wie die Erwachsenen sich ohne sonderlichen Erfolg bemühten, sich die Langeweile

zu vertreiben, und beobachtete vor allem den Uhrmacher und dessen sonderbares, mir sehr verdächtig erscheinendes Mienenspiel. Sein Gesicht hatte etwas Oeliges, Flüssiges, es schmolz und zerlief gleichsam; wenn er lächelte, glitten die dicken Lippen nach der rechten Backe hinüber, und die Nase rutschte gleichfalls hin und her wie ein fetter kleiner Kloß auf dem Teller. Höchst seltsam bewegten sich auch die großen, abstehenden Ohren, die bald zugleich mit der Braue des einen, sehenden Auges in die Höhe gingen, bald sich auf die Backenknochen senkten; es schien, als könnte er, wenn er nur wollte, sie wie Deckklappen über seine Nase legen. Zuweilen schob er seufzend seine dunkle, kolbenartige Zunge vor und beschrieb damit, die dicken Lippen befeuchtend, sehr geschickt einen regelrechten Kreis. Alles das erschien mir durchaus nicht lächerlich, sondern nur sehr absonderlich, und veranlaßte mich, ihn nicht aus den Augen zu lassen.

Sie tranken Tee mit Rum, der wie verbrannte Zwiebelschalen roch, und ließen sich die selbstbereiteten Liköre der Großmutter, den goldgelben, den pechschwarzen und den grünen, gehörig munden. Sie aßen die schmackhaften eingemachten Früchte und die aus Butterteig bereiteten, mit Honig

gesüßten Mohnkuchen. Sie schwitzten, verpusteten sich und spendeten der Hausfrau reiche Lobsprüche, und als sie sich satt gegessen und getrunken hatten, setzten sie sich mit roten, gedunsenen Gesichtern hübsch artig auf den Stühlen zurecht und baten Onkel Jakow mit müder Stimme, ihnen doch etwas vorzuspielen.

Er neigte sich über seine Gitarre, begann darauf zu klimpern und sang dazu mit seiner unangenehmen, aufdringlichen Stimme eins seiner albernen Lieder, das indes nicht den Beifall der Großmutter fand.

„Sing' doch etwas anderes, Jaschа — ein richtiges Lied, wie?" sagte sie zu ihm. „Weißt Du noch," sprach sie dann, zu ihrer Verwandten gewandt, „was für schöne Lieder man früher gesungen hat?"

Die Waschfrau strich ihr knisterndes Kleid zurecht und erwiderte mit wichtiger Miene:

„Ja, Mütterchen, jetzt sind eben andere Moden."

Onkel Jakow blickte die Großmutter durch die zusammengekniffenen Lider an, als ob sie ganz entfernt von ihm säße, und ließ sich in seinem Geklimper durchaus nicht stören.

Der Großvater unterhielt sich geheimnisvoll mit dem Uhrmacher und zählte ihm irgend etwas an

den Fingern her, während der Gast die Braue über dem gesunden Auge emporzog, nach der Mutter hinüberschielte und mit dem Kopfe nickte.

Die Mutter saß mitten zwischen den Sergejews und sprach leise und ernst mit Wassilij, der seufzend sagte: „Ja—a, das müßte man mal überlegen."

Viktor aber lachte im Gefühl der Sattheit, scharrte mit den Füßen und begann plötzlich wieder mit quiekender Stimme zu singen:

„Andrej-Papa, Andrej-Papa . . ."

Alle schwiegen verwundert still und sahen ihn an, die Waschfrau aber erklärte mit wichtiger Miene:

„Das hat er aus dem Kiather mitgebracht, das singen sie dort so."

Zwei oder drei solche Abendfeten, die mir dank ihrer tödlichen Langeweile im Gedächtnis geblieben sind, fanden statt, dann erschien eines Sonntags nach dem Hochamt der Uhrmacher ohne Begleitung in unserem Hause. Ich saß im Zimmer der Mutter und half ihr gerade beim Aufdröseln einer zerrissenen Perlenstickerei, als plötzlich die Tür aufging und das erschrockene Gesicht der Großmutter darin erschien. „Er ist da, Warja!" rief sie in gedämpftem Tone und verschwand sogleich wieder.

Die Mutter rührte sich nicht, zuckte nicht einmal mit der Wimper. Die Tür ging zum zweitenmal auf — auf der Schwelle stand der Großvater und sagte mit wichtiger Miene:

„Zieh' Dich an, Warja, und komme herüber!"

„Wohin?" fragte die Mutter, ohne sich zu erheben oder ihn auch nur anzusehen.

„Komm' nur, in Gottes Namen! Sträub' Dich nicht! Er ist ein gesetzter Mann, geschickt in seinem Gewerbe, und wird dem Jungen ein guter Vater sein."

Der Großvater sprach mit ungewohnter Feierlichkeit und strich sich dabei mit den Händen über die Hüften.

„Ich sagte Ihnen doch schon, daß das nie geschehen wird."

Der Großvater machte ein paar Schritte auf sie zu, streckte wie ein Blinder die Arme vor und sprach, sich vorneigend, mit drohender, heiserer Stimme:

„Komm — sonst führ' ich Dich mit Gewalt hin! An den Zöpfen . . ."

„Mit Gewalt wollen Sie mich hinführen?" sagte die Mutter und erhob sich. Ihr Gesicht war ganz bleich geworden, in den halbgeschlossenen Augen züngelte es unheimlich. Mit ein paar

raschen Bewegungen hatte sie Jacke und Rock heruntergerissen und stand im bloßen Hemd da. So schritt sie auf den Großvater zu und sagte:

„Führen Sie mich hin!"

„Warwara! Zieh' Dich an!" schrie er mit wutverzerrtem Gesichte und drohte ihr mit der Faust.

Die Mutter schob ihn mit dem Arme zur Seite, griff nach der Türklinke und sagte:

„Nun, gehen wir doch!"

„Ich werde Dich verfluchen!" rief er, außer sich vor zorniger Erregung.

„Ich habe keine Angst . . . Nun?"

Sie öffnete die Tür, doch der Großvater hielt sie am Hemd fest, sank auf die Knie nieder und flüsterte:

„Warwara, Satansweib! Du richtest uns zugrunde! Schimpf und Schande bringst Du über mich!"

Und mit leiser Stimme begann er kläglich zu wimmern:

„Mu—utter, Mu—utter!"

Die Großmutter war der Mutter bereits in den Weg getreten — wie eine Henne, die in den Stall soll, trieb sie sie, die Arme weit ausbreitend, ins Zimmer zurück und murmelte durch die Zähne:

„Warjka — was fällt Dir ein? Bist Du toll? Marsch, Du Schamlose!"

Sie stieß und schob sie ins Zimmer und legte den Haken vor die Tür. Dann neigte sie sich über den Großvater, zog ihn mit der einen Hand empor und drohte ihm mit der andern:

„U—uh, Du alter Teufel! Kannst Du denn keine Vernunft annehmen?"

Sie führte ihn nach dem Diwan, auf den er mit offenem Munde und wackelndem Kopf wie eine aus Flicken gefertigte Puppe niedersank.

„Zieh' Dich an, Du!" schrie sie alsdann der Mutter zu.

„Ich geh' auf keinen Fall zu ihm hinaus — hört Ihr?" versetzte die Mutter, während sie ihre Kleider vom Boden aufnahm.

Ich hatte während dieser ganzen Szene wie starr auf dem Diwan gesessen.

„Geh rasch, hol' eine Kelle voll Wasser!" gebot die Großmutter mir ruhig und bestimmt.

Ich lief in den Flur hinaus. Aus dem guten Zimmer der Vorderwohnung tönten gleichmäßige, schwere Schritte, und vom Zimmer der Mutter her ließ sich laut deren Stimme vernehmen:

„Morgen reise ich ab!"

Ich ging in die Küche und setzte mich, wie von einem bösen Traum befangen, ans Fenster.

Der Großvater stöhnte und schluchzte, und die Großmutter brummte, dann wurde die Tür zugeschlagen, und eine unheimliche Stille trat ein. Ich erinnerte mich, weshalb ich hinausgeschickt worden war, schöpfte die kupferne Kelle voll Wasser und trat in den Flur hinaus. Aus der Vorderwohnung trat eben der Uhrmacher heraus, er hatte den Kopf gesenkt, strich mit der Hand seine Pelzmütze glatt und räusperte sich. Hinter ihm her kam die Großmutter — die Hände gegen den Leib pressend, machte sie seinem Rücken eine höfliche Verbeugung und sagte leise:

„Sie wissen ja — zur Liebe läßt sich niemand zwingen."

Als der Uhrmacher auf die Hoftreppe hinaustrat, stolperte er über die Schwelle und gelangte springend in den Hof. Die Großmutter bekreuzte sich, und ein Zittern ging durch ihren Körper; ob sie ein Lachen unterdrückte oder ein Schluchzen, war schwer zu sagen.

Ich lief auf sie zu und fragte: „Was ist Dir?"

Sie entriß mir die Schöpfkelle und goß mir einen Teil ihres Inhalts auf die Füße.

„Wo steckst Du denn?" fuhr sie mich an. „Wo hast Du das Wasser geholt? Mach' die Tür zu!"

Sie ging in das Zimmer der Mutter, während ich mich in die Küche zurückbegab, um zu lauschen, wie sie nebenan ächzten, stöhnten und murmelten, als ob sie eine Last, die ihnen zu schwer war, hin und her bewegten.

Es war ein heller Tag, durch die eisbedeckten Scheiben der beiden Fenster fielen die schrägen Strahlen der Wintersonne. Auf dem zum Mittagessen hergerichteten Tische stand das mattschimmernde Zinngeschirr, die Karaffe mit dem rötlich funkelnden Kwas und eine zweite, kleinere Karaffe mit einer dunkelgrünen Flüssigkeit — einem Aufguß von Branntwein auf Petunien und Johanniskraut, den der Großvater mit Vorliebe trank. Dort, wo die Scheiben abgetaut waren, sah man durch sie hindurch den blendend schimmernden Schnee auf den Dächern und die funkelnden Silberkappen auf den Zaunpfählen und den Starkästen. An den Fensterpfeilern, in den vom Sonnenlicht durchströmten Käfigen, hüpften und zwitscherten munter meine Zeisige, Stieglitze und Gimpel. Aber der fröhliche, silbern helle Tag stimmte mich nicht froh; seine Heiterkeit schien mir nicht am Platze, und alles verdroß mich überhaupt. Ich hätte meine Vögel am liebsten hinausgelassen, und schon

war ich dabei, die Käfige abzunehmen, als die Großmutter hereingestürzt kam und, sich voll Verzweiflung an die Hüften klopfend, unter lautem Schelten über sich selbst auf den Ofen zustürzte:

„Ach, ist das eine Zucht, daß Euch dieser und jener! Ach, Akulina, dumme alte Gans . . .“

Sie zog die Sonntagspastete aus dem Ofen, klopfte mit dem Finger auf die Kruste und spuckte wütend aus:

„Da — ganz vertrocknet ist sie! Und sogar angebrannt! Ach, Ihr gottvergessenes Volk, daß Ihr die Platze kriegt! Na, was glotzest Du denn, Bengel? Krumm und lahm könnt' ich Euch alle prügeln!“

Und sie begann vor Ärger zu weinen, und während sie die Pastete drehte und wandte und von allen Seiten beklopfte, rollten große Tränen auf die trockene Rinde.

Der Großvater und die Mutter betraten die Küche; die Großmutter warf die Pastete heftig auf den Tisch, daß die Teller nur so emporsprangen.

„Da — seht, was hier geworden ist! Daran seid Ihr allein schuld! Ach, ich sage schon . . .“

Die Mutter, die recht fröhlich und ruhig gestimmt schien, umarmte sie und redete ihr zu, sich doch nicht über solch eine Kleinigkeit zu ärgern. Der

Großvater, der ganz müde und abgespannt schien, setzte sich brummend an den Tisch und band sich die Serviette um den Hals.

„Laß schon," sagte er, mit den verschwollenen, vom hellen Sonnenschein geblendeten Augen blinzelnd, „'s ist alles in Ordnung. Wir haben schon so viel gute Pasteten gegessen, warum soll's nicht auch mal eine vertrocknete sein? Unser Herrgott weiß schon, wie er die Gaben verteilen soll. Nun, so setz' Dich doch, Warja . . . 's ist alles gut!"

Er war ganz verstört, sprach während des Mittagessens sehr viel von Gott, vom ruchlosen König Achab und dem Unglück, ein Vater zu sein.

„Iß lieber, sprich nicht so viel!" fiel ihm die Großmutter ärgerlich ins Wort.

Die Mutter scherzte, und ihre hellen Augen blitzten dabei.

„Bist wohl vorhin sehr erschrocken, wie?" fragte sie, mich leicht mit dem Ellbogen anstoßend.

Nein, erschrocken war ich nicht eben sehr — es war vielmehr ein peinliches Befremden, das ich empfunden hatte und noch immer empfand.

Wie immer an den Sonntagen, dauerte das Mittagessen ungewöhnlich lange, und alle griffen tüchtig zu. Es schienen gar nicht mehr dieselben

Menschen zu sein, die vor einer halben Stunde aufeinander losgeschrien hatten, sich beinahe geprügelt hätten und schließlich in Weinen und Schluchzen ausgebrochen waren. Ich konnte es kaum glauben, daß ihnen das alles Ernst gewesen; ihre Tränen, ihr Geschrei, ihre ewigen Streitereien, die meist ein rasches Ende nahmen, waren für mich etwas Alltägliches geworden, und ihr Eindruck auf mein Gemüt ward immer schwächer und schwächer.

Später kam ich dahinter, daß die Russen, um sich einen Ersatz für die Armseligkeit und Inhaltslosigkeit ihres Lebens zu schaffen, mit Kummer und Scherz zu spielen lieben gleich Kindern, und daß sie das Gefühl der Scham über ihr Unglück nicht kennen.

In der grenzenlosen Langeweile des Alltags ist auch der Schmerz ihnen eine Abwechslung und die Feuersbrunst ein Fest; auf einem faden Gesicht erscheint auch eine Schramme als Zierde.

11.

Nach dieser Geschichte gewann die Mutter mit einemmal ihre frühere sichere, selbstbewußte Haltung wieder. Sie wurde die Herrin im Hause, während der Großvater in den Hintergrund trat und ganz gegen sein früheres Wesen nachdenklich und still wurde.

Er ging fast gar nicht mehr aus, saß beständig einsam und allein auf dem Boden und las in einem geheimnisvollen Buche mit dem Titel „Aufzeichnungen meines Vaters". Er hielt dieses Buch in seinem Koffer verschlossen, und mehr als einmal sah ich, wie er sich die Hände wusch, bevor er es herausnahm. Es war sehr dick, von kleinem Format und in rotbraunes Leder gebunden, auf dem bläulichen Vorsatzblatt stand mit verblaßter Tinte in zierlicher Handschrift geschrieben:

„Dem sehr verehrten Wassilij Kaschirin in Dankbarkeit zu herzlichem Gedenken."

Unterzeichnet war ein ganz absonderlicher Familienname, und der Schnörkelzug unter dem Namen stellte einen Vogel im Fluge dar. Vorsichtig

pflegte der Großvater den Vorderdeckel des steifen Einbandes aufzuheben und, nachdem er die silberne Brille aufgesetzt und auf der Nase zurechtgerückt hatte, jene Widmung zu betrachten. Ich fragte ihn wiederholt, was für ein Buch das sei, er antwortete jedoch in eindringlichem Tone:

„Das brauchst Du nicht zu wissen. Warte, bis ich tot bin, dann sollst Du es erben. Auch den Waschbärpelz will ich Dir vermachen."

Er sprach mit der Mutter sanfter und weniger, hörte aufmerksam zu, wenn sie etwas sagte, blinzelte dabei mit den Augen wie Onkel Peter und brummte:

„Nun, meinetwegen! Mach' es, wie Du willst."

In seinen Koffern und Kästen lag allerhand seltsamer Putz, damastene Frauenjacken, atlasbezogene Seelenwärmer, seidene, mit Silber durchwirkte Sarafane, kostbarer weiblicher Kopfputz jeglicher Art, buntfarbige Halstücher, Perlenschnüre, schwere Münzengehänge und Geschmeide aus bunten Steinen. Ganze Stöße davon trug er in die Zimmer der Mutter, legte die flimmernden Schätze auf Tischen und Stühlen aus und sagte, während die Mutter die Sachen bewunderte:

„Zu unsern Zeiten trug man weit schönere und reichere Kleider als jetzt, sonst aber war das Leben

einfacher, vernünftiger. Das ist vorbei und kehrt nicht mehr wieder! Nun, probier's mal an, putz' Dich."

Und sie ging ins anstoßende Zimmer und kam nach einem Weilchen in einem goldgestickten blauen Sarafan und einem mit Perlen benähten Kopfputz wieder heraus. Sie verneigte sich tief vor dem Großvater und fragte:

„Ist's hübsch so, Herr Vater? Gefall' ich Ihnen?"

Der Großvater stieß einen Freudenruf aus, und übers ganze Gesicht strahlend, ging er rund um sie herum und streckte bewundernd die Arme aus. Es zuckte ihm nur so in den Fingern, und er murmelte wie im Traume:

„Ach, wenn Du so reich wärest, Warwara, und solide Leute um Dich wären!"

Die Mutter hatte sich jetzt ganz in den beiden Zimmern der Vorderwohnung eingerichtet und sah häufig Gäste bei sich. Am häufigsten kamen die beiden Brüder Maximow — der ältere, Peter, ein großer, stattlicher Offizier mit blauen Augen und riesigem, blondem Vollbart, war dabei gewesen, als mich der Großvater wegen der Ungezogenheit gegen den kahlköpfigen alten Herrn aus dem Nachbarhause bestrafte. Jewgenij, der jüngere der Brüder, trug einen spitzen schwarzen Bart und war gleichfalls

hochgewachsen, doch dabei hager und blaß im Gesicht. Seine großen Augen erinnerten an Pflaumen, und er trug eine grünliche Uniform mit vergoldeten Knöpfen und vergoldetem Namenszug auf den schmalen Schultern. Er warf häufig mit einer gefälligen Bewegung den Kopf zurück, wobei sein langes, welliges Haar von der glatten, hohen Stirn hintenüber fiel. Sein Lächeln hatte etwas Einschmeichelndes, und wenn er sprach, so geschah es mit dumpfer, leiser Stimme, wobei er bescheiden vorauszuschicken pflegte:

„Ja, sehen Sie, ich meine doch . . .“

Die Mutter hörte ihm, wenn er etwas erzählte, mit halbgeschlossenen Augen zu, lächelte dabei und unterbrach ihn öfters:

„Sie sind ein Kind, Jewgenij Wassiljewitsch, verzeihen Sie . . .“

Der Offizier schlug sich mit der breiten Hand aufs Knie und rief:

„Ja, ein richtiges Kind.“

Vergnügt und geräuschvoll verging die Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigsfest, fast jeden Abend kamen maskierte Gäste zur Mutter, und auch sie selbst zog sich hübscher als die andern an und fuhr mit ihren Gästen fort.

Jedesmal, wenn sie mit der bunten Schar zum Hoftor hinaus war, versank das Haus gleichsam in die Erde, so unheimlich still und langweilig ward es darin. Wie eine schwere alte Zuchtgans schwebte die Großmutter durch die Zimmer und brachte alles in Ordnung, der Großvater aber stand, mit dem Rücken an die warmen Kacheln des Ofens gelehnt, da und sprach vor sich selbst hin:

„Nun, mir soll's recht sein . . . Wollen sehen, was dabei herauskommt."

Zu Beginn des neuen Jahres brachte die Mutter mich und Ssaschа, den Sohn Onkel Michails, in die Schule. Ssaschas Vater hatte sich wieder verheiratet, die Stiefmutter konnte den Jungen gleich vom ersten Tage an nicht leiden, und so bestand die Großmutter darauf, daß Ssaschа zu uns käme. Wir gingen etwa vier Wochen lang in die Schule, und von allem, was mir dort beigebracht wurde, habe ich nur das eine behalten, daß ich auf die Frage: „Wie heißt Du?" nicht einfach antworten durfte: „Pjeschkow", sondern: „Ich heiße Pjeschkow." Auch durfte ich zum Lehrer nicht sagen: „Hör' mal, mein Lieber, schrei' nicht, ich fürchte mich doch nicht vor Dir!"

Die Schule gefiel mir gleich von Anfang an nicht, Vetter Ssaschа dagegen war sehr zufrieden mit ihr

und fand bald ein paar gute Kameraden. Einmal jedoch war er während des Unterrichts eingeschlafen und schrie plötzlich laut auf:

„Ich tu's nicht wieder!"

Als man ihn weckte, bat er um die Erlaubnis, aus der Klasse gehen zu dürfen, wofür er ganz unbarmherzig ausgelacht wurde. Als wir am nächsten Tage auf dem Schulwege durch die Schlucht auf dem Heumarkte kamen, blieb er plötzlich stehen und sagte:

„Geh' nur allein hin — ich geh' nicht. Ich will lieber spazierengehen!"

Er kauerte sich nieder, verscharrte seine Bücher sorgfältig im Schnee und ging seiner Wege. Es war ein klarer Januartag, silberner Sonnenschein blinkte überall, und ich beneidete den Vetter, doch faßte ich mir ein Herz und ging zum Unterricht — ich wollte der Mutter keinen Kummer machen. Die Bücher, die Sascha im Schnee verscharrt hatte, gingen natürlich verloren; das war ein triftiger Grund für ihn, auch am nächsten Tage nicht in die Schule zu gehen. Am dritten Tage erfuhr der Großvater, daß er den Unterricht schwänzte.

Es ward über uns beide Gericht gehalten — in der Küche saßen die Großmutter und meine Mutter

am Tische und verhörten uns. Ich erinnere mich noch der lächerlichen Antworten, die Sascha gab.

„Warum bist Du nicht in die Schule gegangen?“ fragte der Großvater.

Sascha sah ihm mit seinen sanften Augen gerade ins Gesicht und sagte, ohne sich zu beeilen:

„Ich hab' vergessen, wo sie ist.“

„So — das hast Du vergessen?“

„Ja. Ich hab' gesucht, gesucht . . .“

„Du hättest Lexjej folgen sollen, der hat sich's doch gemerkt!“

„Ich hatte ihn verloren.“

„Wen? Lexjej?“

„Ja.“

„Wie war denn das möglich?“

Sascha dachte ein Weilchen nach und sagte seufzend: „Es war ein solches Schneewehen, man konnte gar nichts sehen.“

Alle lachten — seit vielen Tagen schon herrschte windstilles, klares Wetter. Auch Sascha wagte es, schüchtern zu lächeln, der Großvater aber fragte höhnisch: „Warum hast Du ihn denn nicht an der Hand festgehalten oder am Gürtel?“

„Ich hab' mich ja an ihm festgehalten,“ versetzte Sascha, „aber der Wind hat mich losgerissen.“

Es lag etwas so Hoffnungsloses, Träges in seinen Worten. Es war mir peinlich, seine überflüssigen, plumpen Lügen anzuhören, und ich war über seinen Trotz sehr verwundert. Wir bekamen unsere Tracht Prügel, und der Großvater nahm einen alten Feuerwehrinvaliden in Dienst, der uns zur Schule begleiten und darüber wachen sollte, daß Sjaschа auf dem Wege zur Wissenschaft keine Seitensprünge machte. Doch auch dieses Mittel schlug nicht an: Als wir am nächsten Tage auf dem Schulwege bis zur Schlucht gekommen waren, bückte sich Sjaschа plötzlich, zog rasch die Filzstiefel aus und warf den einen nach dieser, den andern nach jener Richtung, worauf er in bloßen Strümpfen über den Platz davonlief. Der Alte bekam einen gewaltigen Schreck, suchte ächzend die beiden Stiefel zusammen und führte mich nach Hause.

Den ganzen Tag fuhren die Großeltern und meine Mutter in der Stadt umher, um des Flüchtlings habhaft zu werden. Erst gegen Abend fanden sie Sjaschа in der Nähe des Klosters, in der Tschirkowschen Schenke, wo er den Gästen etwas vortanzte. Sie brachten ihn nach Hause, und sein trotziges Schweigen machte sie alle so bestürzt, daß er nicht einmal Prügel bekam. Er lag neben mir auf der Ofenpritsche, hatte

die Beine in die Höhe gestreckt, kratzte mit den Sohlen an der Decke herum und sagte leise:

„Die Stiefmutter liebt mich nicht, der Vater liebt mich nicht, und auch der Großvater liebt mich nicht — was soll ich da noch bei ihnen? Ich will die Großmutter fragen wo es Räuber gibt, zu denen will ich hin — da sollt Ihr mal sehen! Wollen wir zusammen fliehen?"

Ich konnte nicht mit ihm fliehen, weil ich mir damals gerade einen andern Plan zurechtgelegt hatte: Ich wollte Offizier werden, mit einem großen blonden Vollbart, und um das zu werden, mußte ich unbedingt viel lernen. Als ich dem Vetter diese meine Absicht anvertraute, meinte er zustimmend:

„Auch das ist gut. Wenn Du Offizier bist, werde ich schon Räuberhauptmann sein, dann wirst Du mich verfolgen müssen, und einer von uns wird den andern töten oder gefangennehmen. Ich werde Dir das Leben schenken, wenn ich Dich gefangennehme."

„Auch ich werde Dich nicht töten."

Bei diesem Entschlusse blieben wir beide. Die Großmutter kam in die Küche, kroch auf den Ofen und guckte zu uns herauf.

„Nun, meine Mäuschen?" sagte sie. „Ach, Ihr armen, verlassenen Waisen!"

Sie begann über Ssaschas Stiefmutter, die dicke Tante Nadjeschda, eine Schankwirtstochter, zu schelten und zog dann im allgemeinen über die Stiefmütter und Stiefväter her. Und dann erzählte sie uns eine Geschichte aus der Kindheit des weißen Einsiedlers Jonas, wie zwischen diesem und seiner Stiefmutter ein Gottesgericht stattfand. Die Stiefmutter hatte seinen Vater, einen Fischer vom Weißen See bei Uglitsch, ums Leben gebracht —

„Schweigend, bären Hauptes, eng geschart,
Schaun sie auf zu dem kristallnen Dom,
Stehn erwartungsvoll die ganze Nacht,
Doch kein Dolch führt nieder aus der Höh'.
Und schon strahlt das Frührot überm See,
Höhnisch lächelt schon das böse Weib —
Sieh, da fliegt, der schnellen Schwalbe gleich,
Niederwärts der scharfe, spitze Stahl,
Bohrt der Mörderin sich grad' ins Herz.
Auf die Knie nieder fiel das Volk,
Betete voll Inbrunst zu dem Herrn:
‚Lob und Preis erklinge Dir, o Gott,
Daß der Wahrheit Du zum Sieg verhalfst!'
Jonas aber, der verwaist nun war,
Ward vom alten Fischer fortgebracht
In ein Kloster nach der unsichtbaren
Stadt Kitusch am Flusse Kerschenez."

Tags darauf erwachte ich, am ganzen Körper mit roten Flecken bedeckt; die Pocken hatten mich befallen. Ich wurde auf dem Hinterboden untergebracht und lag dort lange Zeit blind, an Armen und Beinen mit breiten Binden gefesselt, in wüsten Halluzinationen, deren eine fast meinen Tod verursacht hätte. Außer der Großmutter kam kein Mensch zu mir, sie päppelte mich wie ein kleines Kind und erzählte mir endlose, immer neue Märchen. Eines Abends nun kam sie nicht zur gewohnten Stunde, was mich lebhaft beunruhigte. Ich war bereits in der Genesung begriffen, die Binden waren mir schon abgenommen, nur die Hände steckten noch in Handschuhen, damit ich mir nicht das Gesicht zerkratzte. Da erblickte ich plötzlich die Großmutter: sie lag hinter der Tür auf den staubigen Dielen des Bodens, mit dem Gesicht nach unten, die Arme weit vom Körper gestreckt, und im Halse klaffte ein tiefer Schnitt, wie damals bei Onkel Peter — aus dem staubigen Halbdunkel aber schlich sich eine große Katze mit gierig funkelnden grünen Augen an sie heran.

Ich sprang aus dem Bett, stieß mit Knien und Schultern die beiden Fensterscheiben samt dem Rahmen ein und stürzte in den Hof ab, mitten in

einen Schneehaufen. Die Mutter hatte an jenem Abend gerade Gäste, kein Mensch bemerkte etwas von meinem Sturz, und ich blieb ziemlich lange unten im Schnee liegen. Ich hatte mir nichts gebrochen, nur die eine Schulter war ausgerenkt, und außerdem hatte ich mich an den eingeschlagenen Fensterscheiben stark verletzt. Vom Liegen im Schnee jedoch wurden meine Beine wie gelähmt, und ich brachte drei Monate im Bett zu, ohne sie rühren zu können. Ich lag da und lauschte auf das immer lauter werdende Treiben im Hause, auf das Hinundherlaufen der Menschen und das Schlagen der Türe.

Schneestürme jagten mit prasselnden Wirbeln über das Dach, der Wind fegte pfeifend durch die Bodenräume und rüttelte an den Türen, im Schornstein sang es düster und eintönig, die Ofenklappen zitterten und knarrten, am Tage ließ sich das Krächzen der Raben vernehmen, und in stillen Nächten klang das wehmütige Heulen der Wölfe von den Feldern herüber — bei solcher Musik wuchs und erstarkte das jugendliche Herz. Schüchtern und leise, doch mit jedem Tage freundlicher blickte dann der Frühling mit dem strahlenden Auge der Märzsonne zum Fenster herein, die Katzen begannen auf den

Dächern zu miauen, das Rauschen des Lenzes drang hörbar durch die Wände, die berstenden Kristallzapfen fielen klirrend vom Dachrand, der halbgeschmolzene Schnee glitt geräuschvoll vom First ab, und das Glockengeläut klang voller, gesättigter als im Winter.

Die Großmutter kam zu mir herauf. Immer häufiger, immer stärker roch sie, wenn sie den Mund auftat, nach Branntwein, und schließlich brachte sie eine große weiße Teekanne mit herauf, versteckte sie in meinem Bett und sagte mit vielsagendem Blinzeln:

„Sag' nur dem Nickel von Großvater kein Wort davon, mein Taubenseelchen!"

„Warum trinkst Du?" fragte ich sie.

„Pst! Den Mund gehalten! Bist Du erst größer, sollst Du es erfahren."

Sie setzte den Ausguß der Teekanne an den Mund, nahm einen tüchtigen Zug, wischte sich die Lippen mit dem Aermel ab und fragte mit süßlichem Lächeln:

„Na, nun sag' mal, mein Herrchen — wovon hab' ich Dir gestern erzählt?"

„Von meinem Vater."

„Richtig! Und wobei hielten wir?"

Ich half ihrem Gedächtnis nach, und alsbald floß ihr Redestrom glatt und harmonisch dahin.

Sie hatte aus eignem Antrieb begonnen, mir von meinem Vater zu erzählen. Nüchtern, ermüdet, in trüber Stimmung kam sie einmal zu mir herauf und sagte:

„Ich habe heute von Deinem Vater geträumt — mit einem Haselnußstock in der Hand ging er übers Feld und pfiff sich eins, und ein scheckiger Hund lief hinter ihm her und ließ die Zunge heraushängen. Immer häufiger träume ich jetzt von Maxim Sawwatjeitsch — sein Seelchen scheint wohl noch nicht zur Ruhe gekommen."

Einige Abende nacheinander erzählte sie mir nun die Geschichte meines Vaters. Er war der Sohn eines Soldaten, der sich vom Gemeinen zum Offizier emporgedient hatte und dann wegen übertriebener Härte gegen seine Untergebenen nach Sibirien verbannt worden war. Dort, irgendwo in Sibirien, wurde mein Vater geboren. Er hatte es nicht gut im Hause, schon als Kind entlief er mehrmals der väterlichen Zucht; einmal spürte ihm der Großvater mit Hunden nach wie einem Hasen, und ein andermal schlug er ihn, als er ihn eingefangen hatte, so unbarmherzig, daß die Nachbarn ihm den

Jungen wegnahmen und ihn vor dem Wütenden versteckten.

„Werden denn die kleinen Kinder immer geprügelt?“ fragte ich, und die Großmutter antwortete in aller Ruhe:

„Ja doch, immer.“

Die Mutter meines Vaters war früh gestorben, und als er neun Jahre alt war, starb auch der Großvater, und mein Vater kam zu seinem Taufpaten, einem Tischler in Perm, der ihn für sein Handwerk bestimmte und in seine Zunft einschreiben ließ. Der Vater entlief ihm jedoch, zog als Blindenführer auf den Jahrmärkten umher und kam mit sechzehn Jahren nach Nishnij, wo er in einer großen Tischlerei, die für die Dampfergesellschaft „Koltschino“ arbeitete, Beschäftigung fand. Mit zwanzig Jahren bereits galt er als ein geschickter Kunsttischler, Tapezierer und Dekorateur. Die Werkstatt, in der er arbeitete, lag neben den Häusern des Großvaters.

„Die Zäune waren dort für einen fixen Burschen nicht zu hoch,“ erzählte die Großmutter lächelnd. „Wir pflückten mit Warja gerade Himbeeren im Garten, als plötzlich Dein Vater, hops! über den Zaun sprang, daß ich furchtbar erschrak:

im weißen Hemd und in plüschenen Pluderhosen kommt er zwischen den Aepfelbäumen daher, mächtig groß, barfuß und barhäuptig, einen Riemen um das lange Haar geschlungen. Als Freiersmann kommt er an! Ich hatte ihn schon früher gesehen, und wenn er so am Fenster vorüberging, dacht' ich immer bei mir: Was für ein stattlicher Bursche! Wie er näher kommt, frag' ich ihn: ‚Sag' mal, mein Lieber — warum kommst Du nicht von vorn ins Haus, wie sich's gehört?' Und da sinkt er in die Knie und spricht: ‚Akulina Iwanowna, hier knie ich vor Dir, mit meiner leidvollen Seele, und da ist die Warja, Deine Tochter: hilf uns beiden, um Gottes willen, wir wollen uns heiraten!' Ich war ganz starr, und die Zunge war mir wie gelähmt. Ich schau' mich nach Deiner Mutter um und sehe sie hinter einem Apfelbaume stehen, die Betrügerin: versteckt hat sie sich, und ist ganz rot wie eine Himbeere, und macht ihm allerhand Zeichen, die Augen aber stehn ihr dabei voll Tränen. ‚Ach, Ihr gottvergessenes Volk,' sag' ich, ‚was habt Ihr da ausgeheckt? Bist Du denn bei Troste, Warwara? Und Du, junger Mensch,' sag' ich zu ihm, ‚hast Du's auch überlegt, ob Du Dich nicht zu hoch versteigst?' Unser Großvater war nämlich damals noch ein reicher

Mann, die Söhne waren noch nicht abgefunden, vier Häuser hatte er und eine Menge Geld, und als Ehrenschmuck hatte er kurz vorher einen Hut mit 'ner Borte und eine Uniform bekommen, weil er neun Jahre lang hintereinander Zunftvorsteher gewesen war; ja, mächtig stolz war damals unser Großvater! Ich rede nun zu den beiden, dabei zittre ich aber selbst vor Angst und hab' solches Mitleid mit ihnen, denn sie schauen so düster und so unglücklich drein. Da sagte nun Dein Vater: ‚Ich weiß wohl, daß Wassilij Wassiljewitsch mir seine Tochter gutwillig nicht geben wird, drum will ich sie eben entführen, und Du sollst uns dabei helfen. Das ist's, was ich von Dir erbitte!' Ich holte aus, um ihm eins zu versetzen, er wich mir aber nicht mal aus: ‚Schlag' zu!' sprach er, ‚und sei's auch mit einem Steine, aber hilf uns nur! Ich geh' nicht davon ab!' Da tritt auch Warwara neben ihn hin, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: ‚Wir sind schon lange verheiratet, schon seit dem Mai, wir brauchen uns nur noch trauen zu lassen.' Ich dachte, der Schlag trifft mich — ach du lieber Himmel!"

Die Großmutter lachte, daß ihr ganzer Körper wackelte; dann nahm sie eine Prise, wischte sich die Tränen ab und fuhr nach einem einleitenden Seufzer fort:

„Du kannst das noch nicht verstehen, was es heißt: verheiratet und nicht getraut zu sein; jedenfalls ist's ein großes Elend für ein Mädchen, ein Kind zu haben, ohne getraut zu sein. Merk' Dir das nur, und wenn Du einmal groß bist, dann laß Dir's nicht einfallen, ein Mädchen in solche Not zu bringen: Du begehst eine schwere Sünde, das Mädchen wird unglücklich, und das Kind ist ungesetzlich. Sei ja auf Deiner Hut — habe Mitleid mit den Frauen, liebe sie von Herzen, doch mach' keine dumme Streiche mit ihnen! Ich rate Dir gut, mein Junge!"

Sie sann ein Weilchen nach, schaukelte sich dabei auf dem Stuhle hin und her und begann dann, leicht zusammenfahrend, von neuem:

„Ja, was sollte nun geschehen? Ich gab dem Maxim eins hinter die Ohren und fuhr der Warwara in die Haare, er aber sagte sehr vernünftig: ‚Mit Prügeln ist hier nichts gebessert!' Und auch sie meinte: ‚Erst sagen Sie uns, was zu tun ist, prügeln können Sie uns später!' Ich frage ihn: ‚Hast Du Geld?' Und er antwortet: ‚Ich hatte welches, habe aber der Warja einen Ring gekauft.' ‚Ei,' sag' ich, ‚da hast Du wohl so ein Papierchen zu drei Rubeln gehabt?' ‚Nein,' sagt er, ‚ich hatte gegen

hundert Rubel.' In jener Zeit war aber Geld eine seltene Sache, und die Waren standen niedrig im Preise; ich seh' nun die beiden, Deine Mutter und Deinen Vater, an und sage mir im stillen: ‚Nein, solche Kinder, solche dummen Kinder!' Deine Mutter sagt: ‚Ich habe den Ring unter der Diele versteckt, daß Ihr ihn nicht seht. Man kann ihn vielleicht verkaufen?' Richtig wie die Kinder! Aber schließlich, was blieb andres übrig — ich mußte ihnen wohl aus der Patsche helfen! Und so kamen wir überein, daß sie sich in acht Tagen trauen lassen sollten, mit dem Popen wollte ich die Sache selbst abmachen. Mir war's zum Heulen, mein Herz zitterte heftig aus Furcht vor dem Großvater, und auch die Warja kam aus der Angst nicht heraus. Na, aber schließlich haben wir doch alles ins Lot gebracht.

Nun hatte Dein Vater einen Feind — ein Handwerker war's, ein böser Mensch, der längst alles erraten hatte und uns heimlich beobachtete. Ich hatte mein einziges Töchterchen bräutlich geschmückt, so gut und so schlecht es ging, und führte sie zum Tore hinaus, hinter der Ecke aber stand schon der Wagen mit dem Dreigespann, und Maxim saß darin. Sie setzte sich neben ihn, er ließ einen Pfiff ertönen — los fuhren sie! Ich gehe nach Hause und

weine, da kommt mir auf einmal jener Mensch entgegen und sagt zu mir, der Lump: ‚Ich bin ein guter Kerl, Akulina Iwanowna, und will mich dem Schicksal nicht entgegenstellen, Du mußt mir aber fünfzig Rubel schenken!‘ Nun hatte ich aber kein Geld, hab's nie geliebt und nie welches gespart, und in meiner Dummheit sag' ich zu dem Manne: ‚Ich habe kein Geld und gebe Dir darum keins.‘ ‚Na,‘ meint er, ‚dann versprich mir's wenigstens!‘ ‚Wie kann ich Dir das versprechen,‘ sag' ich, ‚woher soll ich's denn später nehmen?‘ ‚Na,‘ meint er, ‚Dein Mann ist doch reich — ist's denn so schwer, ihm die Kleinigkeit zu stehlen?‘ Ich hätte nun mit ihm reden und ihn aufhalten sollen, doch ich dummes Weib spucke ihn an und geh' meiner Wege! Er aber, nicht faul, eilt voraus, kommt vor mir auf den Hof und schlägt Lärm.“

Sie schloß die Augen und sprach dann, nach einem Weilchen, lächelnd weiter:

„Jetzt noch überläuft mich's, wenn ich an diese verwegenen Geschichten auch nur denke. Wie ein wildes Tier heulte der Großvater auf — nichts Geringes stand ja für ihn auf dem Spiele! Wenn er so manchmal seine Warwara ansah, sagte er prahlend: ‚Nur einem Adeligen gebe ich sie, einem

vornehmen Herrn!' Na, nun war er ja da, der Adelige, der vornehme Herr — die allerseligste Mutter Gottes weiß eben besser als unsereins, wen sie zusammengeben soll. Wie von Sinnen läuft der Großvater im Hofe herum, als hätte er Feuer gefangen, und ruft Michailo und Jakow, dazu den Kutscher Klima und den sommersprossigen Kerl, der ihm die Nachricht gebracht hat — alle ruft er zusammen; ich sehe, daß er die Wurfkugel mitnimmt, den Riemen mit dem Gewicht dran, und Michail hing sich gar ein Gewehr übern Rücken. Unsere Pferde waren flink und feurig, der Wagen war federleicht — o weh, denk' ich im stillen, sie werden die armen Kinder einholen! Da gab mir aber Warwaras Schutzengel einen guten Gedanken ein: Ich nahm ein Messer und schnitt die Kumtriemen dicht an der Deichsel an; vielleicht reißen sie unterwegs, dachte ich bei mir. Und so geschah es auch: Die Deichsel rutschte heraus, und der Großvater samt Michailo und dem Kutscher wären beinahe dabei zu Tode gekommen. Sie wurden eine ganze Weile aufgehalten, und wie sie an der Kirche vorfuhren, standen Warja und Maxim bereits in der Vorhalle — als getrautes Paar, Gott sei Dank!

Unsere Leute gingen gleich scharf auf Maxim los, der war aber ein handfester Junge von ganz ungewöhnlicher Kraft. Michailo flog von der Vortreppe, daß er sich den Arm ausrenkte, Klima erhielt gleichfalls sein Teil, und Jakow, der Großvater und der Sommersprossige bekamen Angst, mit ihm anzubinden.

Maxim aber behielt auch im Zorn seinen klaren Verstand, er sprach zum Großvater: ‚Wirf sie nur fort, Deine Wurfkugel, schwing' sie nicht so wild gegen mich, denn ich bin ein friedlicher Mensch, und was ich genommen habe, das hat mir Gott gegeben, und ich laß' mir's von niemandem fortnehmen. Ich will aber auch nichts weiter von Dir haben.' Sie wichen vor ihm zurück, der Großvater aber setzte sich in seinen Wagen und schrie: ‚Leb' wohl, Warwara, Du bist nicht mehr meine Tochter, ich will Dich nicht mehr sehen. Und wenn Du vor Hunger verreckst — ich kenne Dich nicht mehr!' Wie er nach Hause kam, begann er mich auszuschimpfen und zu prügeln, ich aber schwieg und ächzte nur ab und zu: Es wird schon vergehen, dacht' ich, was aber mal festgemacht ist, das bleibt fest! Und später sagte er zu mir: ‚Merk' Dir's, Akulina, Du hast keine Tochter mehr, niemals und nirgends!' Ich dachte mir das meinige; immer rede Du, dacht' ich, alter Rotkopf

— der Zorn ist wie das Eis: er schmilzt, wenn's ihm zu heiß!"

Begierig, mit größter Aufmerksamkeit, höre ich zu. Einige Einzelheiten in ihrer Erzählung erregen meine Verwunderung. Der Großvater hat mir die Trauung meiner Mutter ganz anders erzählt: Er war gegen diese Heirat und gestattete meiner Mutter nach der Trauung nicht, sein Haus zu betreten, doch fand die Trauung auf sein Geheiß statt, nicht heimlich, und er war auch selbst in der Kirche anwesend. Ich mag die Großmutter nicht fragen, welche Darstellung die richtige ist, weil die Geschichte so, wie die Großmutter sie erzählt, hübscher ist und mir besser gefällt. Während sie erzählt, wiegt sie sich in einem fort auf und ab, als wenn sie in einem Boote säße. Spricht sie über etwas Trauriges oder Schreckliches, dann wiegt sie sich stärker und streckt dabei die Arme vor, als wenn sie etwas in der Luft festhielte. Häufig schließt sie die Augen, ihre dichten Brauen zittern dann leise, während in den Runzeln der Wangen sich ein gutmütiges, gleichsam blindes Lachen verbirgt. Zuweilen rührt diese blinde, alles versöhnende Güte mein Herz, dann aber verlangt es mich wieder, ein kräftiges Wort, einen lauten Schrei aus ihrem Munde zu hören.

„Zuerst, vielleicht zwei Wochen lang, wußte ich gar nicht, wo Warja und Maxim steckten, doch dann schickte Warja heimlich einen Jungen, der mir Nachricht brachte. Ich wartete bis zum Sonnabend, sagte, daß ich zur Abendmesse gehe, ging aber statt dessen zu ihnen. Sie wohnten weitab, am Sjujetinskij Sjjesd, in einem kleinen Hintergebäude; der ganze Hof wimmelte von Arbeitervolk, überall Schmutz und Kehricht und ein Heidenlärm — aber das machte ihnen nichts aus, sie lebten zusammen wie ein Paar Kätzchen, schnurrten und spielten und waren kreuzlustig. Ich hatte ihnen alles mögliche mitgebracht: Tee, Zucker, allerhand Gegräupe, Eingemachtes, Mehl, getrocknete Pilze, auch etwas Geld, das ich dem Großvater heimlich weggstibitzt hatte — wenn's für andere ist, darf man schließlich auch stehlen! Dein Vater aber war beleidigt und wollte nichts nehmen: ‚Sind wir denn Bettler?' sagte er. Auch Warwara blies in sein Horn: ‚Ach, Mama, wozu das alles?' Da hab' ich ihr aber den Kopf gewaschen: ‚Dumme Gans,' sag' ich, ‚wer bin ich denn? Bin ich nicht Deine leibliche Mutter, die Gott Dir gegeben hat, Deine nächste Verwandte? Wie kannst Du mich nur so kränken? Weißt Du nicht, daß die Mutter Gottes im Himmel Tränen

vergießt, wenn auf Erden eine Mutter vom Kinde gekränkt wird?' Da nahm mich Maxim auf seine Arme, trug mich durch die Stube, immer hin und her, und tanzte sogar mit mir herum, denn er war stark wie ein Bär. Warja aber stolziert umher wie ein Pfau, prahlt mit ihrem Manne wie mit einer neuen Puppe und redet von wirtschaftlichen Dingen wie eine richtige Hausfrau — zu spaßig war das! Und dabei gab's zum Tee einen Kuchen, an dem sich ein Wolf die Zähne ausgebrochen hätte, und der Quark, den sie mir vorsetzte, fiel wie Kies auseinander."

„So ging das eine ganze lange Zeit, schon solltest Du auch zur Welt kommen, doch der Großvater schweigt und schweigt, der Trotzkopf. Ich ging immer nur heimlich zu ihnen, er kam aber doch dahinter und stellte sich nur so, als ob er nichts merkte. Allen im Hause war's verboten, von Warja zu reden, und alle schwiegen; auch ich erwähnte kein Wort, sagte mir aber doch, daß das Vaterherz nicht ewig stumm bleiben könne. Und endlich kam die entscheidende Stunde — in der Nacht war's, und der Schneesturm tobte, die Bären krochen, wie man so sagt, zum Fenster herein, die Schornsteine heulten, kurz — alle Teufel hatten sich von den

Ketten losgerissen. Wir waren zu Bett, der Großvater und ich, und konnten keinen Schlaf finden; ich sagte: ‚In solch einer Nacht sind die armen Leute schlimm dran, und noch schlimmer jene, deren Herz nicht ruhig ist.' Da fragte der Großvater plötzlich: ‚Wie leben sie eigentlich?' ‚Wie sollen sie leben?' antwortete ich — ‚ganz gut leben sie!' ‚Weißt Du denn,' sagt er, ‚nach wem ich frage?' Und ich sage darauf: ‚Nach Deiner Tochter Warwara und Deinem Schwiegersohn Maxim.' ‚Wie hast Du denn das erraten?' fragt er weiter. ‚Ach,' sag' ich, ‚Du solltest endlich dieses dumme Spiel aufgeben, Vater, das doch niemandem Freude macht!' Da seufzt er und spricht: ‚Ach, Ihr Teufel, Ihr dummen grauen Teufel!' Und dann fragt er mich nach Deinem Vater aus und meint: ‚Er ist doch ein Dummkopf, ein richtiger Tagedieb, wie?' ‚Ein Tagedieb', sag' ich, ‚ist ein Mensch, der nicht arbeiten will, der andern Leuten auf dem Halse sitzt. Sieh Dir Deine Söhne an, den Jakow und den Michailo, die könntest Du wohl eher Tagediebe nennen! Wer arbeitet denn in Deinem Hause, wer verdient? Du allein! Was helfen sie Dir groß, sag' mal?'

Da begann er mich zu schelten, eine Närrin nannte er mich, eine Niederträchtige, eine Kupplerin,

ich weiß nicht mehr, was noch alles. Ich sage kein Wort. ‚Wie konntest Du', sagte er, ‚Dich von solch einem Menschen blenden lassen, von dem kein Mensch weiß, wer er ist und woher er kommt?' Ich schweige noch immer, und wie er sich müde geredet hat, sag' ich einfach: ‚Geh doch mal hin, sieh Dir's an, wie sie leben!' ‚Das wäre zu viel Ehre für sie,' sagt er, ‚mögen sie selber herkommen!' Wie er das sagte, mußte ich weinen vor Freude, er aber streichelt mir das Haar und brummt: ‚So flenn' doch nicht, alte Närrin — hab' ich denn kein Herz im Leibe?' Er war nämlich früher viel gutmütiger, unser Großvater, erst seit er sich einbildete, daß es keinen klügeren Menschen auf der Welt gebe als ihn, ist er böse und dumm geworden.

Na, so kamen sie denn an, Deine Mutter samt Deinem Vater, an einem heiligen Tage, dem Versöhnungssonntag — beide groß, glatt und sauber. Wie Maxim neben den Großvater hintrat, reichte der ihm gerade bis an die Schulter; und er sagte zu dem Alten: ‚Denk' nur um Gottes willen nicht, Wassilij Wassiljewitsch, daß ich zu Dir gekommen bin, um mir die Mitgift zu holen — nein, ich komm' einzig darum, weil ich dem Vater meiner Frau meine Ehrfurcht bezeigen will.' Das gefiel dem

Großvater wohl, und er sagte lachend: ‚Ach, Du langer Goliath, Du Räuber! Nun, laßt schon gut sein — zieht zu mir ins Haus!‘ Da runzelt Maxim die Stirn und sagt: ‚Darüber muß Warja entscheiden, mir ist's gleich.‘ Und nun ging's zwischen ihnen Zahn um Zahn, keiner wollte nachgeben. Ich blinzle Deinem Vater zu und stoße ihn unter dem Tische an, doch er bleibt bei seiner Meinung. Schöne Augen hatte er, Dein Vater: so heiter und rein, und dunkle Brauen darüber, wenn er die niederzog, verschwanden die Augen, und sein Gesicht bekam etwas Steinernes, Trotziges, und er hörte auf niemanden sonst als nur auf mich. Ich liebte ihn fast mehr als meine eignen Kinder, und er wußte das und liebte mich gleichfalls. Manchmal schmiegte er sich ganz dicht an mich an und umarmte mich, oder er nahm mich auf die Arme, trug mich in der Stube umher und sagte: ‚Du bist mir eine wahre Mutter, wie die Mutter Erde, ich liebe Dich mehr als Warwara!‘ Und Deine Mutter, die zu jener Zeit ein munteres, keckes Ding war, stürzt sich auf ihn und schreit: ‚Wie kannst Du nur so etwas sagen, Du loser Schelm aus Perm?‘ Und so scherzten und lachten wir zu dreien — ach, ein schönes Leben war's, mein Taubenseelchen! Auch tanzen konnte er wie kein zweiter, und

wunderschöne Lieder kannte er — von den Blinden hatte er sie gelernt, die sind die besten Sänger, die es gibt.

Sie zogen in das Seitengebäude im Garten, und dort bist Du zur Welt gekommen. Wie Dein Vater eines Tages zum Mittagessen nach Hause kam, hörte er zum Willkommen Dein Geschrei. Ganz toll war er vor Freude, und Deine Mutter hat er fast totgequält mit seinen Liebkosungen, als ob's Gott weiß was für ein Kunststück wäre, ein Kind zur Welt zu bringen. Mich hob er auf seine Schultern und trug mich über den ganzen Hof zum Großvater, dem er die Ankunft des Enkels meldete. Der Großvater lachte darauf und sagte: ‚Was für ein Teufelskerl bist Du doch, Maxim!'

Die beiden Onkel waren Deinem Vater nicht grün. Er war kein Branntweintrinker, hatte eine scharfe Zunge und heckte so manchen Schabernack aus, den sie ihm nicht so leicht vergaßen. Onkel Michailo faßte den Plan, Deinen Vater um die Ecke zu bringen. Zu Anfang des Winters kamen sie von einem Besuch — Maxim, die beiden Onkel und noch ein vierter, ein Küster, der später seine Stelle verlor, weil er einen Droschkenkutscher totgeschlagen hatte. Sie kamen die Fuhrmannsgasse

entlang, wo der Küster sich von ihnen trennte, während die beiden Brüder Maxim nach dem Djukowschen Teiche lockten, um dort auf dem Eise zu schlittern. Da glitten sie nun hin wie die kleinen Jungen, lockten Deinen Vater nach einem Eisloch und stießen ihn hinein. Das hab' ich Dir schon mal erzählt."

„Wie kommt es, daß die Onkel so böse sind?" unterbrach ich sie.

„Sie sind gar nicht böse," versetzte die Großmutter ruhig und nahm eine Prise. „Sie sind einfach — dumm! Mischka ist bei seiner Dummheit wenigstens noch etwas pfiffig, Jakow aber ist einfach ein halber Narr. Na, sie stießen also Maxim ins Wasser, er tauchte aber wieder empor und hielt sich mit den Händen am Rande des Eisloches fest. Da schlugen sie ihn auf die Hände und traten ihm mit den Absätzen die Finger blutig, aber während sie betrunken waren, war er zu seinem Glücke nüchtern, und mit Gottes Hilfe hielt er sein Gesicht mitten in dem Eisloch überm Wasser und konnte Atem schöpfen. Als sie nicht mehr an ihn heran konnten, warfen sie mit Eisstücken nach ihm, bis sie dessen überdrüssig wurden und in der Meinung, er würde nun von selbst untergehen, ihrer Wege gingen. Er aber kroch heraus und lief, was er

konnte, nach der Polizei — Du weißt ja, dort auf dem Markte ist das Revier. Der Revieroffizier kannte ihn und unsere ganze Familie und fragte Maxim, wer ihn denn so zugerichtet habe."

Die Großmutter bekreuzte sich und sprach in dankbarer Rührung:

„Gib dem guten Maxim Sfawwatjeitsch die ewige Ruhe, o Herr, er hat sie wahrlich verdient! Er verriet der Polizei nicht mit einem Wort, was vorgefallen war, sondern sagte, er sei im Rausche aufs Eis geraten und in das Loch gefallen. Der Revieroffizier freilich sagte: ‚Das ist nicht wahr, Du trinkst ja gar nicht!' Doch, kurz und gut, sie rieben ihn ordentlich mit Spiritus ein, gaben ihm trockene Kleider, zogen ihm einen Pelz über und brachten ihn drei Mann hoch — der Offizier und noch zwei andere -- im Wagen nach Hause. Jaschka und Mischka waren noch nicht zurück, sie zogen von Schenke zu Schenke und tranken sich toll und voll. Wir sehen beide — ich und Deine Mutter — wie sie den Maxim anbringen, und sind entsetzt bei seinem Anblick: ganz blaugefroren ist er, und von den zertretenen Fingern tropft das Blut, und über den Ohren klebt ihm Schnee, der nicht tauen will — sein Haar ist an den Schläfen weiß geworden!

Warwara schreit auf, daß es gellt: ‚Was ist mit Dir, Maxim?‘ Der Revieroffizier schnüffelt herum und fragt und forscht, mein Herz aber ahnt es gleich: hier ist etwas Schlimmes geschehen! Wie der Offizier eben mit Warja spricht, frag' ich Maxim ganz leise, was denn vorgefallen ist. Und er antwortet mir flüsternd: ‚Gehen Sie nur Jakow und Michailo entgegen und sagen Sie ihnen, was sie aussagen sollen: wir hätten uns in der Fuhrmannsgasse getrennt, und sie seien dann zur Marienkirche gegangen, während ich nach der Spinnergasse abgebogen sei. Verwechseln Sie nichts, sonst rührt uns die Polizei eine böse Suppe ein!‘ Ich lauf' zum Großvater: ‚Geh', halt' den Polizeimann so lange hin,‘ sag' ich — ‚ich will die Söhne am Tore abfassen,‘ und ich erzähle ihm kurz, was geschehen. Er zieht sich an und zittert dabei und murmelt: ‚Ich wußte es ja, ich hab' es vorausgesehen‘ — in Wirklichkeit hat er gar nichts vorausgesehen!

Na, ich hab' die Herren Söhne gleich ordentlich empfangen: rechts und links gab es was, daß Mischka vor Schreck gleich nüchtern wurde, während der liebe Jaschka so schwer geladen hatte, daß er nur immer murmelte: ‚Ich weiß von nichts, Michailo hat alles gemacht, er ist der Ältere!‘ Den

Revieroffizier beschwichtigten wir, so gut es ging — er war ein guter Mensch und meinte nur, wie er abzog: ‚Wenn bei Ihnen mal was passiert, dann weiß ich, an wen ich mich zu halten habe!‘ Der Großvater aber ging zu Maxim hin und sprach zu ihm: ‚Ich danke Dir, mein Lieber — ein anderer hätte an Deiner Stelle nicht so gehandelt! Und auch Dir, meine Tochter,‘ sagte er zu Warwara, ‚dank' ich, daß Du mir einen so guten Menschen ins Haus gebracht hast!‘ Und wie wir dann wieder zu dreien allein waren, brach Maxim Sjawwatjeitsch in Tränen aus und sprach so recht herzlich: ‚Ach, warum hassen sie mich nur so? Was hab' ich ihnen nur getan, Mama?‘ Ich weinte mit ihm — was sollte ich sonst tun, es waren doch mal meine Kinder, wenn auch übelgeratene! Und Deine Mutter sitzt da, ganz zerzaust, als hätte sie sich mit jemandem geprügelt, und brüllt in einem fort: ‚Wir wollen fort von hier, Maxim! Meine Brüder sind uns feind, ich fürchte mich vor ihnen!‘ Ich suchte sie zu beruhigen, aber sie wollte von nichts wissen, und wie der Großvater die beiden Missetäter hereinschickte, damit sie Maxim um Verzeihung bäten, sprang sie auf Mischka los und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht: ‚Da hast Du Deine Verzeihung!‘ Dein Vater aber sagte zu

ihnen: ‚Was habt Ihr Euch denn da ausgedacht? Ihr habt mich ja fast zum Krüppel geschlagen, was für ein Arbeiter bin ich denn, wenn ich nichts greifen und fassen kann?' Na, schließlich söhnten sie sich halbwegs aus, der rechte Friede war's aber doch nicht mehr.

Sieben Wochen lang war Dein Vater krank, und immer wieder sagte er: ‚Ach, Mama, ziehen Sie doch mit uns nach einer andern Stadt, hier ist's gar nicht gemütlich!' Bald sollte er denn auch nach Astrachan gehen — man erwartete dort im Sommer den Zaren, und Dein Vater bekam den Auftrag, den Triumphbogen für ihn herzurichten. Mit dem ersten Dampfer fuhren sie beide ab, der Maxim und die Warja, und nahmen Dich auch mit. Schwer ward mir der Abschied von ihm, als wenn ich von meiner Seele schiede, und auch er war tieftraurig und redete mir zu, doch mit nach Astrachan zu kommen. Warwara aber freute sich, daß sie fortkam, und verbarg ihre Freude nicht einmal, die Schamlose . . . Und so fuhren sie denn ab. Das ist alles."

Sie trank ein Schlückchen Branntwein aus der Teekanne, nahm eine Prise und sagte, während sie nachdenklich durchs Fenster zum bleigrauen Himmel aufblickte:

„Ja, wir standen recht gut miteinander, ich und Dein Vater — war unser Blut auch nicht verwandt, so waren's doch unsere Seelen."

Während sie erzählte, war der Großvater mehrmals zu uns hereingekommen: sein Iltisgesicht emporstreckend, hatte er in der Luft umhergeschnuppert und die Großmutter argwöhnisch beäugelt. Er hörte ein Weilchen ihre Erzählung mit an und brummte leise vor sich hin:

„Immer schwindle, schwindle . . ."

Und dann fragte er mich plötzlich:

„Hat sie hier Branntwein getrunken, Lexiej?"

„Nein," gab ich zur Antwort.

„Du lügst . . . ich seh' Dir's an den Augen an!"

Seiner Sache nicht ganz sicher, ging er zur Tür hinaus. Die Großmutter blinzelte hinter ihm her und sagte schmunzelnd:

„Immer geh', mach' die Pferde nicht scheu!"

Einmal blieb er mitten in der Kammer stehen, sah zur Decke hinauf und sagte leise:

„Du, Mutter . . ."

„Was denn?"

„Merkst Du wohl, was los ist?"

„Freilich merk' ich's."

„Was denkst Du davon?"

„Schicksal, Vater. Du wolltest doch immer einen Adeligen zum Schwiegersohn haben!"

„N—ja."

„Nun, da hast Du ihn."

„Ein Hungerleider ist's."

„Das ist schon ihre Sache."

Der Großvater ging hinaus. Ich hatte das Gefühl, daß etwas Schlimmes in der Luft lag, und fragte die Großmutter:

„Wovon habt Ihr geredet?"

„Alles willst Du wissen!" antwortete sie unwirsch, während sie meine Füße warm rieb. „Wenn Du jetzt schon alles erfährst, bleibt Dir fürs Alter nichts mehr übrig."

Sie lachte und sagte dann nach einer Weile kopfschüttelnd:

„Ach, Großväterchen, Großväterchen — Du bist doch nur ein kleines Stäubchen vor dem lieben Gott! Ich will Dir etwas verraten, aber Du mußt darüber schweigen: Der Großvater ist ganz zugrundegerichtet, er hat einem vornehmen Herrn viele Tausende geborgt, und der hat nun Bankerott gemacht."

Sie saß eine ganze Weile schweigend da, während ihr großes Gesicht sich mit Runzeln bedeckte und eine düstere, traurige Miene annahm.

„Worüber denkst Du nach?“ fragte ich sie.

„Darüber, was ich Dir erzählen soll,“ sagte sie, aus ihrem Brüten auffahrend. „Nehmen wir mal die Geschichte vom klugen Jewstignej — ist's Dir recht? Gut also, hör' zu:

‚War einst ein Küster, Jewstignej genannt,
Der hielt sich für den klügsten Mann im Land,
Kein Pope war ihm über, kein Bojar,
Und wenn er noch so alt und weise war.
So stolz als wie ein Pfau ging er einher
Und tadelt' alles, was ihm kam der Quer:
Nicht hoch genug die Kirche ihm erschien,
Die Straße viel zu eng; es ärgert ihn,
Daß gar zu hell die Sonne niederschau',
Und daß der Apfel rot ist und nicht blau.
Was er auch sieht — stets sagt der kluge Mann: —‘“

— hier blies die Großmutter die Backen auf, preßte die Augen weit vor, gab ihrem Gesichte einen lächerlich-dummen Ausdruck und sagte mit näselnder Stimme:

„Bah — wetten, daß ich's besser machen kann?
Nur hab' ich heute grade keine Zeit,
Doch bin ich sonst sehr gern dazu bereit.“

An dieser Stelle schwieg sie ein Weilchen und fuhr dann lächelnd, mit leiser Stimme, fort:

„Nun schlichen einst sich mitten in der Nacht
Die Teufel ein bei Jewstignej ganz sacht
Und sprachen: ‚Dir gefällt es hier nicht mehr?
So gib uns in der Hölle doch die Ehr'!
Sieh Dir's mal an, potz Himmel sapperment!
Wie schön dort unten unsre Kohle brennt!'
Der Küster war auch gleich bereit dazu,
Nimmt seine Pudelmütze, und im Nu
Hat ihn die schwarze Schar am Wickel und
Schleppt ihn hinunter in den Höllengrund.
Dort werfen sie ihn in die Flammenglut —
‚Nun, Jewstignej, gefällt's Dir hier nicht gut?'
Mein Küster schaut sich prüfend alles an,
Stemmt seine Arme in die Hüften dann,
Rümpft drauf, dieweil er halb geröstet schon,
Die Nase und versetzt im Nörglerton:
‚Viel zu viel Rauch — hätt' ich das Ding gebaut,
Hätt's hier, weiß Gott, ganz anders ausgeschaut!'"

Zum Schluß der Geschichte meinte die Großmutter lächelnd:

„Er hat nicht nachgegeben, der Trotzkopf Jewstignej, blieb fest bei seiner Meinung — wie unser Großvater. Nun, schlaf' jetzt, es ist Zeit."

Die Mutter kam nur selten zu mir auf den Boden; sie blieb nie lange bei mir und sprach nur wenig und hastig. Sie kleidete sich immer sorgfältiger und kam mir immer hübscher vor, aus ihrem

und der Großmutter Verhalten aber fühlte ich heraus, daß sich im Hause etwas vorbereite, was man mir verbergen wollte. Eine innere Unruhe ergriff mich, immer weniger interessierten mich die Märchen der Großmutter, und selbst das, was sie mir von meinem Vater erzählte, vermochte einen mit jedem Tage wachsenden Argwohn nicht in mir zu bannen.

„Warum wandert die Seele meines Vaters ruhelos umher?" fragte ich sie einmal.

„Wie soll ich das wissen?" sagte sie, ihre Augen schließend. „Das geht nur den lieben Gott im Himmel was an, nicht uns arme Menschen."

Wenn ich zur Nachtzeit schlaflos im Bett lag und durch das blaue Fenster die Sterne langsam am Himmel hinziehen sah, dachte ich mir allerhand traurige Geschichten aus. Die Hauptgestalt in ihnen bildete mein Vater, er ging immer irgendwohin, mit einem Stocke in der Hand, und ein zottiger Hund lief hinter ihm her.

12.

Eines Tages schlief ich gegen Abend ein, und als ich erwachte, fühlte ich, daß auch in meinen Beinen wieder Leben und Bewegung war. Ich ließ sie aus dem Bett hängen — sie wurden wieder kraftlos, doch behielt ich die Gewißheit, daß ich sie wieder, wie früher, würde gebrauchen können. Es war ein so köstliches Gefühl, daß ich vor Freude laut aufschrie. Ich drückte meine Beine mit dem ganzen Körpergewicht gegen den Boden und kam dabei zu Falle, kroch jedoch gleich wieder nach der Tür und die Bodentreppe hinunter, wobei ich mir vorstellte, wie erstaunt alles bei meinem Erscheinen aufblicken würde. Ich weiß nicht mehr, wie es geschah, daß ich mich unverhofft im Zimmer meiner Mutter, auf dem Schoße der Großmutter, wiederfand. Vor ihr standen verschiedene fremde Leute, und eine magere, grüne Alte sprach, alle andern überschreiend, mit harter Stimme: „Himbeersaft muß er zu trinken bekommen, den Kopf muß man ihm warm einwickeln.“

Sie war in der Tat ganz grün — ihr Kleid, ihr Hut, ihr Gesicht mit der Warze unter dem Auge,

alles war grün, selbst das Haarbüschel auf der Warze sah wie Gras aus. Ihre Unterlippe hing herunter, während die Oberlippe hinaufgerutscht war und zwei Reihen schadhafter grüner Zähne sichtbar wurden. Sie hielt ihre in einem fingerlosen schwarzen Zwirnhandschuh steckende Hand über die Augen und musterte mich.

„Wer ist das?" fragte ich, sie scheu betrachtend.

„Das ist Deine neue Großmutter," sagte der Großvater in einem Tone, der mich peinlich berührte.

Meine Mutter schob lächelnd Jewgenij Maximow zu mir hin.

„Und das hier ist Dein Vater," sagte sie.

Sie redete noch irgend etwas, doch sprach sie so schnell, daß ich sie nicht verstand. Maximow neigte sich blinzelnd über mich und sagte zu mir:

„Ich werde Dir einen Farbkasten schenken."

Im Zimmer war es sehr hell, auf dem Tische in der vorderen Ecke brannten zwei silberne Armleuchter mit je fünf Kerzen, und zwischen ihnen war des Großvaters Lieblingsheiligenbild „Weine nicht, o Mutter!" aufgestellt. Die Perlen an den silbernen Gewändern der Heiligen schimmerten und schmolzen im Kerzenschein, und die roten Edelsteine in ihren goldenen Kränzen funkelten wie Feuer. Draußen

auf der Straße schmiegten sich runde Gesichter, wie Eierkuchen plattgedrückt, gegen die dunklen Fensterscheiben, und alles schien irgendwohin zu entschweben, die grüne Alte aber tastete mit ihren kalten Fingern hinter meinem Ohr herum und sagte:

„Unbedingt, unbedingt."

„Er ist ohnmächtig geworden," sagte die Großmutter und trug mich aus dem Zimmer.

Ich war indes gar nicht ohnmächtig, sondern hatte einfach die Augen geschlossen, und als mich die Großmutter die Treppe hinauftrug, fragte ich sie:

„Warum hast Du mir nie etwas davon gesagt?"

„Laß gut sein, mein Junge, sprich nicht davon!" sagte sie leise zu mir. Und als sie mich dann auf mein Bett gelegt hatte, steckte sie den Kopf in die Kissen und begann, am ganzen Leibe bebend, zu schluchzen. Ihre Schultern wogten hin und her, und mit tränenerstickter Stimme murmelte sie:

„Weine ... mein armes Kind ... weine mit mir."

Ich hatte keine Lust zum Weinen. In der Bodenkammer war es dunkel und kalt, und ich zitterte vor Kälte auf dem Bett, das sich knarrend bewegte. Die grüne Alte stand mir vor den Augen; ich tat, als ob ich schliefe, und die Großmutter entfernte sich.

Eintönig zog eine Reihe von öden Tagen vorüber. Meine Mutter war nach der Verlobung irgendwohin verreist, im Hause herrschte beklemmende Stille. Eines Morgens kam der Großvater mit einem Stemmeisen in meine Kammer, ging zum Fenster und begann den Kitt, mit dem das Winterfenster befestigt war, abzukratzen. Die Großmutter brachte ein Becken mit Wasser und einen Lappen.

„Na, was sagst Du, Alte?“ fragte der Großvater leise.

„Worüber?“

„Freust Du Dich?“

„Laß gut sein, sprich nicht davon!“ sprach sie, wie damals zu mir auf der Treppe.

Ihre einfachen Worte hatten jetzt einen ganz besonderen Sinn — etwas Trauriges, von dem alle wußten, das aber niemand erwähnen sollte, barg sich hinter ihnen.

Der Großvater nahm vorsichtig das Winterfenster heraus und trug es hinunter. Die Großmutter machte das Fenster weit auf. Im Garten pfiffen die Stare, zwitscherten die Spatzen; der berauschende Duft der auftauenden Erde strömte ins Zimmer, die bläulichen Kacheln des Ofens

erschienen plötzlich bleicher, und ihr Anblick rief ein Gefühl der Kälte hervor. Ich verließ das Bett und machte ein paar Schritte durchs Zimmer.

„Geh nicht barfuß herum!" sagte die Großmutter.

„Ich will in den Garten gehen."

„Es ist dort noch nicht trocken, laß es lieber sein!"

Ich hörte nicht auf sie. Ich war auf alle Welt ergrimmt und wollte niemanden sehen.

Im Garten sproßten bereits die hellgrünen jungen Grasnadeln, die dick angeschwollenen Knospen der Aepfelbäume begannen zu platzen, und das Moos auf dem Dache der Petrowna schimmerte angenehm grün. Ueberall klang das Zirpen und Zwitschern der Vögel, und der angenehme, frische Lufthauch benahm mir förmlich den Kopf. In der Grube, in der Onkel Peter Hand an sich gelegt hatte, war das rotgraue Steppengras von den Schneemassen ganz zerdrückt, es bot einen unschönen, wenig lenzfrohen Anblick, und überhaupt hatte die Grube mit den verkohlten Balken etwas Widerwärtiges, Abstoßendes. Wie aber, wenn sie ausgeräumt wurde, wenn das dürre Gras, die Balkenreste, die zerbrochenen Ziegelsteine daraus entfernt wurden — gäbe sie dann nicht einen willkommenen Schlupfwinkel ab, in den ich mich

zurückziehen könnte, wenn mir die Erwachsenen lästig würden? Der Gedanke trat so lebhaft vor meine Seele, daß ich sogleich an seine Ausführung schritt und mit dem Ausreißen des Steppengrases begann. Ich hatte etwas gefunden, das mich von den Vorgängen im Hause ablenkte, und je eifriger ich an der Verwirklichung meines Planes arbeitete, desto mehr trat alles andere für mich in den Hintergrund.

„Sag' mal, was ist Dir? Du guckst ja so böse drein?" fragte mich die Mutter, und auch die Großmutter stellte ähnliche Fragen.

Ich war ihnen jedoch keineswegs gram, ich empfand nur alles, was um mich herum geschah, als etwas Fremdes, das für mich kein Interesse hatte. Sehr häufig war jetzt die grüne Alte bei den Großeltern zu Gaste. Ihre Augen waren wie mit unsichtbaren Fäden an ihr Gesicht angeheftet, glitten leicht aus den knöchernen Höhlen, flitzten behend nach allen Seiten, sahen und bemerkten alles, hoben sich zur Decke, wenn sie von Gott sprach, und senkten sich auf die Backen herab, wenn von häuslichen Dingen die Rede war. Die Brauen darüber waren wie aus Kleie gemacht und irgendwie angeklebt. Ihre breiten, kahlen Zähne zermalmten geräuschlos alles, was die komisch zurückgebogene Hand mit

dem abstehenden kleinen Finger in den Mund stopfte; in der Gegend der Ohren bewegten sich, während sie kaute, zwei kleine knöcherne Kugeln, und die Ohren bewegten sich mit, und auch die grünen Haare auf der Warze bewegten sich, als gingen sie auf der gelben, runzligen, widerwärtig-sauberen Haut spazieren. Sie machte überhaupt denselben peinlich sauberen Eindruck wie ihr Sohn, man scheute sich förmlich, die beiden anzurühren. In den ersten Tagen hatte sie immer ihre knöcherne, kalte Hand an meine Lippen gehalten; ein Duft von gelber Kasaner Seife und von Weihrauch ging von dieser Hand aus, und ich wandte mich ab, wenn sie mir sie vor die Nase hielt.

„Der Junge braucht unbedingt eine sehr strenge Erziehung, verstehst Du, Eugen?" pflegte sie öfters zu ihrem Sohne zu sagen.

Er neigte dann gehorsam den Kopf und runzelte schweigend die Brauen, wie überhaupt alles in Gegenwart dieser grünen Alten die Brauen runzelte.

Ich hegte gegen sie und ihren Sohn einen brennenden Haß, der mir viele Schläge eintrug.

Einmal, beim Mittagessen, sagte sie zu mir, die Augen ganz unheimlich weit herauspressend:

„Ach, lieber Alljoscha, warum ißt Du nur so

schnell und nimmst immer so große Stücke? Du wirst noch ersticken, mein Sohn!"

Ich nahm den Bissen, den ich gerade kaute, aus dem Munde, steckte ihn auf die Gabel und reichte ihn ihr hin:

„Da haben Sie es, wenn's Ihnen drum leid tut."

Meine Mutter zerrte mich hinter dem Tische hervor, und ich wurde mit Schimpf und Schande auf den Boden gejagt. Die Großmutter kam zu mir hinauf, sie schüttelte sich vor Lachen und sagte, sich die Hand vor den Mund haltend:

„Herr Du meine Güte! Nein, Du bist doch ein zu freches Kerlchen, Christus sei mit Dir!"

Es gefiel mir nicht, daß sie sich den Mund zuhielt, und ich lief fort von ihr, kletterte auf das Dach des Hauses und saß dort lange hinter dem Schornstein. Ja, ich wollte frech sein, wollte allen Leuten kecke Dinge sagen und böse Streiche spielen, aber so schwer es mir auch wurde, diesen Wunsch zu unterdrücken — ich mußte ihm doch schließlich entsagen. Eines Tages hatte ich die Stühle meines zukünftigen Stiefvaters und meiner neuen Großmutter mit Kirschharz beschmiert, so daß sie beide daran kleben blieben. Die Sache war sehr spaßig, ich bekam jedoch vom Großvater dafür

eine gehörige Tracht Prügel und wurde auf den Boden geschickt. Meine Mutter kam zu mir herauf — sie zog mich zu sich hin, drückte mich mit ihren Knien fest an sich und sagte:

„Sag' mal — warum bist Du immer so böse? Wenn Du wüßtest, welchen Kummer Du mir damit bereitest!"

Ihre Augen füllten sich mit schimmernden Tränen, sie preßte meinen Kopf an ihre Wange, und das war mir so bedrückend peinlich, daß es mir lieber gewesen wäre, sie hätte mich geschlagen. Ich sagte, daß ich die Maximows niemals, niemals wieder beleidigen würde, sie solle nur nicht weinen.

„Ja, ja," sagte sie leise, „Du mußt diese Streiche unterlassen. Wir werden uns bald trauen lassen, dann fahren wir nach Moskau, und wenn wir zurück sind, wirst Du bei uns bleiben. Jewgenij Wassiljewitsch ist sehr gut und verständig, Du wirst Dich schon mit ihm vertragen. Du wirst das Gymnasium besuchen, dann wirst Du Student werden, so wie er jetzt, und später wirst Du ein Doktor, oder was Du sonst willst — ein Gelehrter kann alles mögliche werden. Nun, geh' jetzt, lauf' ein bißchen herum."

Dieses „dann" und „später", von dem sie mir da sprach, kam mir vor wie eine Reihe von Stufen, die

irgendwohin in eine dunkle Tiefe, weg von ihr, in die Einsamkeit, führten. Ich freute mich keineswegs über diesen Abstieg, und ich hätte der Mutter sagen mögen: „Heirate ihn nicht, ich werde Dich schon ernähren!“ Aber ich brachte das Wort nicht über die Lippen. Meine Gedanken weilten überhaupt viel und mit großer Zärtlichkeit bei ihr, doch ich wagte es nie, sie ihr gegenüber laut zu äußern.

Im Garten ging inzwischen meine Arbeit rüstig vorwärts. Das Steppengras hatte ich teils ausgerissen, teils mittels eines Hackmessers beseitigt, die Seitenwände der Grube waren mit Hilfe der vorhandenen Ziegelstücke festgemacht, und aus demselben Material hatte ich eine breite Bank hergerichtet, auf der man sich sogar lang ausstrecken konnte. Die Lücken zwischen den Ziegelstücken hatte ich mit Lehm verschmiert, in den ich bunte Glas- und Tonscherben einlegte, und wenn nun die Sonne in meine Grube schien, leuchtete darin eine bunte Farbenpracht wie in einer Kirche.

„Das hast Du sehr hübsch gemacht,“ sagte der Großvater, als er einmal mein Werk in Augenschein nahm. „Aber das Gras wird bald wieder wuchern, Du hast die Stoppeln in der Erde gelassen. Geh, hol' mal die Schaufel — ich will die Erde umgraben.“

Ich brachte den eisernen Spaten, und er spuckte sich in die Hände und begann ächzend den Spaten mit dem Fuße tief in den fetten Boden einzutreiben.

„Wirf die Wurzeln beiseite," sagte er. „Ich werde Dir dann hier Sonnenblumen und Malven herpflanzen, das wird sehr hübsch aussehen! Sehr hübsch."

Und plötzlich beugte er sich über den Spaten und verharrte so schweigend, wie erstarrt, eine ganze Weile; ich sah ihn an und bemerkte, wie aus seinen klugen, kleinen Hundeaugen Träne um Träne auf die Erde fiel.

„Was ist Dir?" fragte ich.

Er fuhr auf, wischte mit der flachen Hand über sein Gesicht und sah mich mit trübem Blick an.

„In Schweiß bin ich geraten," sagte er. „Sieh doch, wieviel Regenwürmer!"

Dann begann er wieder zu graben und sagte plötzlich:

„Umsonst hast Du das hier gebaut! Umsonst, mein Lieber! Ich werde das Haus bald verkaufen müssen, jedenfalls schon zum Herbst. Das Geld ist zur Mitgift für Deine Mutter nötig, ja. Mag sie es wenigstens mal gut haben, Gott sei mit ihr!"

Er warf den Spaten hin und ging mit mutlosem Ausdruck hinter das Badehaus, wo in der Gartenecke

seine Mistbeete lagen. Ich griff sogleich zum Spaten und begann mit solchem Eifer zu arbeiten, daß ich mir mit dem scharfen Eisen einen tiefen Schnitt in die große Zehe beibrachte.

Das hinderte mich, die Mutter zur Trauung in die Kirche zu begleiten — ich konnte nur bis vor das Hoftor gehen und sah dort, wie sie, Arm in Arm mit Maximow, den Kopf vorgeneigt, vorsichtig, wie auf spitzen Nägeln über die Ziegelsteine des Bürgersteigs und das zwischen ihnen wuchernde Gras hinschritt.

Es war eine stille Hochzeit. Als sie aus der Kirche heimkehrten, nahmen sie den Tee ein, bei dem es recht frostig zuging. Gleich darauf kleidete die Mutter sich um und ging in ihr Schlafzimmer, um die Koffer zu packen. Der Stiefvater setzte sich neben mich und sagte:

„Ich habe versprochen, Dir einen Farbenkasten zu schenken, hier in der Stadt gibt es aber keine guten Farben, und die meinigen brauche ich selbst. Ich werde Dir also aus Moskau welche schicken."

„Was soll ich denn damit machen?"

„Malst Du denn nicht gern?"

„Ich kann nicht malen."

„Nun, dann werde ich Dir etwas anderes schicken."

Die Mutter kam dazu.

„Wir kehren bald zurück," sagte sie. „Der Vater wird sein Examen ablegen, dann ist er fertig mit dem Studium, und wir kommen wieder hierher."

Es war mir angenehm, daß sie mit mir wie mit einem Erwachsenen sprachen, doch erschien es mir sonderbar, daß ein Mensch mit einem Barte immer noch lernte.

„Was lernst Du eigentlich?" fragte ich den Stiefvater.

„Die Feldmeßkunst."

Ich war zu faul, ihn zu fragen, was für eine Kunst das sei. Es war still und langweilig im Hause, und ich wünschte, es möchte recht bald Nacht werden. Der Großvater stand mit dem Rücken an den Ofen gelehnt da und blickte, die Augen zusammenkneifend, zum Fenster hinaus; die grüne Alte half brummend und stöhnend der Mutter beim Packen.

Die Mutter reiste am nächsten Tage, ganz früh am Morgen, ab. Sie umarmte mich beim Abschied, hob mich leicht vom Boden auf, sah mir mit einem Blick, in dem etwas seltsam Fremdes lag, in die Augen und sagte:

„Nun, so leb' mir wohl!"

„Sag' ihm, daß er mir gehorchen soll," sagte der

Großvater düster, mit einem Aufblick zu dem noch rosig angehauchten Himmel.

„Tu immer, was der Großvater Dir sagt," versetzte die Mutter und bekreuzte mich. Ich erwartete, daß sie etwas anderes sagen würde, und war auf den Großvater böse, weil er sie daran verhindert hatte.

Sie nahmen in einer Runddroschke Platz. Die Mutter blieb mit dem Kleide an irgend etwas hängen, bemühte sich lange, es loszumachen, und wurde schon ärgerlich.

„So hilf doch, siehst Du denn nicht?" sagte der Großvater zu mir, ich kam jedoch, von verhaltenem Gram ganz niedergedrückt, nicht zum Helfen. Maximow hatte große Mühe, seine in engen blauen Hosen steckenden Beine in der Droschke unterzubringen; die Großmutter reichte ihm allerhand Bündel, die er auf seinem Schoße niederlegte und mit dem Kinn festhielt.

„Genu—ug!" rief er ihr zu, sein blasses Gesicht ängstlich verziehend.

In einer zweiten Droschke hatte die grüne Alte mit ihrem älteren Sohne, dem Offizier, Platz genommen. Sie saß wie hingemalt da, während er sich mit dem Säbelgriff durch den Bart fuhr und dabei gähnte.

„Es gibt also wirklich Krieg?“ fragte ihn der Großvater.

„Unbedingt!“

„Recht so! Die Türken müssen wieder mal geklopft werden.“

Sie fuhren ab. Die Mutter drehte sich ein paarmal um und winkte mit dem Taschentuche, und die Großmutter, mit der einen Hand gegen die Mauer des Hauses gelehnt, winkte mit der andern zurück, während die Tränen ihr über die Backen rollten. Auch der Großvater preßte mit den Fingern ein paar Tränen aus den Augen und brummte dabei:

„Das wird . . . nicht gut . . . nicht gut enden.“

Ich saß auf dem Prellstein und sah zu, wie die Droschken über das Pflaster holperten. Nun bogen sie um die Ecke — und mir war's in diesem Augenblick, als ob in meinem Innern eine Tür für immer fest zugeschlagen würde.

Es war noch sehr früh, die Fensterläden an den Häusern waren noch geschlossen. Die Straße war ganz leer — noch niemals hatte ich sie so leer gesehen. Aus der Ferne klang eintönig die Pfeife eines Hirten herüber.

„Komm, wir wollen Tee trinken,“ sagte der Großvater und legte seinen Arm um meine Schultern.

„Es ist wohl vom Schicksal so bestimmt, daß Du von mir nicht fortkommst."

Vom Morgen bis zum Abend machten wir uns beide im Garten zu schaffen. Er grub die Beete um, band die Himbeerranken fest, entfernte die Flechten von den Stämmen der Aepfelbäume und zerdrückte die Raupen, die er fand, während ich an der Einrichtung und Ausschmückung meines kleinen Winkels weiterarbeitete. Der Großvater hatte das verkohlte Balkenende abgesägt und ein paar Pfähle eingeschlagen, an denen ich meine Vogelkäfige aufhing. Aus dem trockenen Steppengrase hatte ich eine Matte geflochten, die ich als Schutz gegen Sonnenhitze und Tau über der Bank anbrachte, und so war es in meiner Grube jetzt wirklich ganz gemütlich.

„Das wird Dir mal sehr nützen," sagte der Großvater, „daß Du Dich jetzt schon daran gewöhnst, für Dich selbst zu sorgen."

Ich hörte mit Aufmerksamkeit auf seine Worte. Er streckte sich zuweilen auf meiner Ruhebank hin, die ich mit Rasen bedeckt hatte, und gab mir allerhand Lehren, wobei er die Worte langsam, anscheinend mit Mühe, aus sich herausholte.

„Jetzt bist Du von Deiner Mutter so gut wie abgetrennt," sagte er einmal, „sie wird andere Kinder

haben, die ihrem Herzen näher stehen werden als Du. Und die Großmutter hat nun richtig wieder zu trinken angefangen."

Er schweigt eine ganze Weile, als ob er nach irgend etwas hinlauscht, und fährt dann, die Worte wie von ungefähr hinwerfend, von neuem fort:

„Das ist schon das zweitemal, daß sie sich dem Branntwein ergibt: wie Michailo Soldat werden sollte, fing sie auch damit an. Sie beschwatzte mich damals, die alte Närrin, daß ich einen Freischein für ihn kaufen sollte — wer weiß, vielleicht wäre er bei den Soldaten anders geworden. Ach, J—ihr! Ich werde nun wohl bald sterben, dann wirst Du ganz auf Dich angewiesen sein. Ganz allein wirst Du dann Dein Leben gestalten — verstehst Du wohl? Lerne für Dich selbst arbeiten, laß Dich von niemand unterkriegen! Lebe still und friedlich, doch dabei trotzig! Hör' Dir an, was die andern sagen, aber tu, was Dir selber am besten dünkt."

Den ganzen Sommer verbrachte ich, soweit die Witterung es gestattete, im Garten; in warmen Nächten schlief ich dort sogar auf einer Decke von Wollfilz, die mir die Großmutter geschenkt hatte. Oefters blieb sie auch selbst die Nacht über im

Garten, holte sich ein Bund Heu, das sie vor meiner Liegebank ausbreitete, legte sich nieder und erzählte mir lange von irgend etwas, wobei sie zuweilen mitten in ihrer Rede ausrief:

„Sieh da — eine Sternschnuppe! Jetzt ist irgendwo ein guter Mensch geboren worden."

Oder sie zeigte nach dem Himmel und sagte:

„Guck' mal, ein neuer Stern! Wie hell er glänzt! Ach, Du grundgütiger Himmel, Du leuchtendes Gewand Gottes!"

Der Großvater brummte:

„Ihr werdet Euch noch erkälten, Ihr Narren, oder der Schlag wird Euch rühren! Diebe werden kommen und Euch erwürgen."

Herrlich war's, den Sonnenuntergang von unserem Winkel aus anzusehen. Feurige Ströme ergossen sich über den Himmel, die zu verbrennen und als goldig-rote Asche auf das samtartige Grün des Gartens niederzufallen schienen. Dann wird alles ringsum merklich dunkel, weitet sich und schwillt, vom warmen Dämmerschein überflutet, das lichtsatte Laub senkt sich an den Zweigen, die Gräser neigen sich zur Erde, alles wird weicher, gerundeter, haucht milde Wohlgerüche aus, die gleich einer stillen Musik die Seele umfangen, und

auch wirkliche Musik erklingt in der Ferne — vom Felde, wo man den Zapfenstreich spielt.

Die Nacht bricht herein, und mit ihr zugleich strömt etwas Starkes, Erfrischendes in die Brust ein, beschwichtigend wie die Liebkosung einer Mutter; die nächtliche Stille streichelt mit ihrer weichen, warmen Hand das Herz und wischt alles, was besser vergessen wird, allen kleinlichen, beizenden Staub des Tages aus der Erinnerung fort. Bezaubernd schön ist's, auf dem Rücken liegend zu beobachten, wie die Sterne aufflammen, immer mehr, immer heller, wie sie den Himmel ins Unendliche vertiefen und immer neue Sterne in der Tiefe auftauchen, wie Dein Ich vom Boden emporgehoben wird und die Erde, immer kleiner werdend, in ihren Massen Dir immer näher kommt, wie Du selbst ins Riesenhafte emporwächst und, mit allem, was rings um Dich ist, in eins verschmelzend dahinschwebst. Immer dunkler, immer stiller wird es, überall aber sind unsichtbare, feine Saiten gespannt, und jeder Laut, ob ein Vogel im Schlafe singt, oder ein Igel durchs Gras läuft, oder eine menschliche Stimme irgendwo ertönt, klingt auf seine eigene Weise, voller und deutlicher als am Tage, in dem großen, liebegesättigten, feinschwingenden Schweigen wider.

Eine Harmonika spielt, ein Frauenlachen erklingt, ein Säbel klirrt auf dem Bürgersteig — alles das ist störend, ist überflüssig: die letzten fallenden Blätter des verblühten Tages.

Die Großmutter schlief schwer ein — die Hände unter dem Nacken, lag sie in gedämpfter Munterkeit da und erzählte irgend etwas, unbekümmert darum, ob ich wach war oder nicht. Und jedesmal verstand sie es, eine Geschichte zu wählen, die die Nacht noch schöner, noch bedeutsamer machte.

Beim rhythmischen Klange ihrer Rede schlief ich unmerklich ein und erwachte mit den Vögeln; die Sonne scheint mir gerade ins Gesicht, eine leichte Morgenbrise streicht dahin, das Laub der Aepfelbäume schüttelt die Tauperlen ab, das feuchte Grün des Rasens schimmert immer durchsichtiger, kristallreiner, und ein feiner Dampf steigt über ihm auf. Der Fächer der Sonnenstrahlen breitet sich am fliederfarbigen Himmel aus, dessen Blau immer satter, immer dunkler wird. Hoch oben, dem Auge unsichtbar, trillert eine Lerche, all die leisen Töne des erwachenden Tages finden ein Echo in der lauschenden Seele und wecken darin eine ruhige Freude, einen lebhaften Drang, rasch aufzustehen, sich zu betätigen und mitzuleben mit all dem Lebendigen ringsum.

Es war die stillste, beschaulichste Zeit in meinem ganzen Leben, die ich damals verbrachte. In eben jenem Sommer erwachte und erstarkte in mir das Gefühl des Vertrauens auf die eigene Kraft. Ich verwilderte und wurde menschenscheu, ich hörte die Rufe der drei Oberstenkinder im Garten nebenan, doch zog es mich gar nicht zu ihnen hin, und wenn die Vettern zu Besuch kamen, freute ich mich gar nicht sehr darüber, sondern hatte nur Angst, daß sie meine Bauten im Garten, mein erstes selbständiges Werk, zerstören könnten.

Auch die Reden des Großvaters, die immer trockener und mürrischer geworden waren, interessierten mich nicht besonders. Er zankte jetzt häufig mit der Großmutter und jagte sie mehrmals aus dem Hause, sie ging dann für kurze Zeit zu Onkel Jakow oder Onkel Michail. Zuweilen blieb sie mehrere Tage weg; er kochte dann selbst, verbrannte sich dabei die Hände, heulte und schimpfte, zerbrach das Geschirr und wurde mit jedem Tage unausstehlicher.

Manchmal erschien er in meinem Winkel, machte es sich auf der Rasenbank bequem, beobachtete mich lange schweigend und fragte plötzlich:

„Nun, warum sagst Du nichts?"

„So . . . was soll ich sagen?"

Und nun begann er mir gute Lehren zu geben:

„Wir sind keine Herren, mein Sohn. Kein Mensch ist da, der uns belehrte. Wir müssen alles von selbst begreifen. Für andere sind Bücher geschrieben, sind Schulen errichtet, für uns aber gibt es das nicht. Da heißt es: Sorg' selber für Dich!"

Und nun begann er zu brüten und saß da wie vertrocknet, stumm und unbeweglich, daß mir fast angst vor ihm wurde.

Im Herbst verkaufte er das Haus, und bald darauf erklärte er eines Morgens beim Tee der Großmutter finster und bestimmt:

„Nun, Mutter, ich hab' Dich gefüttert, gefüttert — jetzt ist's genug! Sieh zu, wo Du Dir selbst Dein Brot verdienst!"

Die Großmutter nahm seine Worte mit aller Ruhe hin, als ob sie sie längst erwartet hätte. Sie zog langsam ihre Tabaksdose heraus, stopfte die Nase voll Schnupftabak und sagte:

„Nun, mir soll's recht sein. Wenn's schon sein muß — meinetwegen!"

Der Großvater mietete zwei dunkle, kleine Zimmer im Kellergeschoß eines alten Hauses, das in einer Sackgasse am Fuße einer Anhöhe stand. Als wir umziehen sollten, nahm die Großmutter

einen alten Baſtſchuh mit langem Riemen, warf ihn in das Loch unter dem Ofen, kauerte ſich davor nieder und begann den Hausgeiſt zu rufen:

„Kobold, treu und hold — da haſt Du einen Schlitten, komm mit, laß Dich erbitten — in das neue Heim.“

„Ich will Dich lehren, den Hausgeiſt mitzunehmen, Du Ketzerin!“ ſchrie der Großvater vom Hofe aus zum Fenſter herein. „Verſuch's nur, mir Schande zu bereiten.“

„Ei, Vater, daß uns das nur nicht zum Böſen ausſchlägt!“ warnte ihn die Großmutter in allem Ernſt, aber der Großvater geriet förmlich in Wut und verbot ihr ſehr entſchieden, den Hausgeiſt an dem Umzug teilnehmen zu laſſen.

Die Möbel und ſonſtigen Sachen wurden während dreier Tage an tatariſche Althändler verkauft, wobei ganz fürchterlich gefeilſcht und geſchimpft wurde. Die Großmutter ſah dabei bald weinend und bald lachend zum Fenſter hinaus und ſprach halblaut vor ſich hin:

„Immer weg damit! Immer lo—os!“

Auch ich war dem Weinen nahe: gar zu ſchwer trennte ich mich von dem Garten und meinem kleinen, ſelbſtgeſchaffenen Heim darin.

Auf zwei Wagen nahmen wir unseren Umzug vor. Der Wagen, auf dem ich zwischen allem möglichen Hausrat saß, rumpelte und schwankte während der Fahrt ganz unheimlich hin und her, als wollte er mich durchaus von meinem Sitz herabschleudern.

In diesem Gefühl beständigen Schwankens und Geschleudertwerdens brachte ich die beiden nächsten Jahre bis zum Tode meiner Mutter zu. Bald nach dem Einzuge des Großvaters in die Kellerwohnung hatte sie sich wieder bei uns eingefunden — bleich, abgemagert, mit unheimlich glühenden, großen Augen, in denen ein Ausdruck tiefen Erstaunens lag. Sie sah uns alle — mich, den Großvater, die Großmutter — ganz verwundert an, als ob sie uns zum erstenmal erblickte, und war auffallend schweigsam. Der Stiefvater ging in einem fort im Zimmer auf und ab, pfiff leise vor sich hin, hüstelte und spielte mit den Fingern der auf dem Rücken gefalteten Hände.

„O Gott, wie groß Du geworden bist!" sagte die Mutter zu mir und nahm meine Backen zwischen ihre heißen Hände. Sie war nicht so hübsch angezogen wie früher — sie trug ein rotbraunes, weites Kleid, aus dem der Leib übermäßig hervortrat.

Der Stiefvater reichte mir die Hand.

„Guten Tag, mein Lieber! Na, wie geht es Dir?“ sagte er zu mir. Und dann schnupperte er in der Luft herum und meinte, zum Großvater gewandt:

„Hören Sie — es ist aber recht feucht hier bei Ihnen!“

Sie machten beide den Eindruck, als wären sie sehr lange gelaufen und müde geworden, alles an ihnen war zerdrückt und verschabt, und es schien, als hätten sie nur das eine Bedürfnis: sich hinzulegen und auszuruhen.

Beim Tee herrschte eine gedrückte Stimmung. Der Großvater sah zum Fenster hinaus, gegen dessen Scheiben der Herbstregen anschlug.

„Es ist also alles verbrannt, wie?“ fragte er.

„Ja, alles,“ sagte der Stiefvater in entschiedenem Tone. „Wir haben uns kaum selbst retten können.“

„Ja, ja, das Feuer spaßt nicht.“

Die Mutter schmiegte sich an die Schulter der Großmutter und flüsterte ihr irgend etwas ins Ohr; die Großmutter kniff die Augen zusammen, als würde sie von einer plötzlichen Helligkeit geblendet. Immer peinlicher wurde die Stimmung.

Da sagte der Großvater plötzlich sehr laut, voll Hohn, doch in aller Ruhe:

„Ich hab' aber so was gehört, mein verehrter Jewgenij Wassiljewitsch, als hätte es gar kein Feuer gegeben: Du hast einfach alles am Kartentisch verspielt!"

Grabesstille herrschte nach diesen Worten im Zimmer, nur das Summen des Samowars und das Klatschen des Regens gegen die Fensterscheiben ließ sich vernehmen. Dann nahm endlich die Mutter das Wort:

„Papa . . ."

„Was, Papa—a?" schrie der Großvater voll Wut. „Was gibt's da noch zu reden? Hab' ich Dir nicht gesagt: man heiratet nicht mit Dreißig einen von Zwanzig!? Da hast Du ihn, den feinen Jungen, den Edelmann, haha! Was sagst Du nun, mein Töchterchen?"

Alle vier begannen durcheinander zu schreien, und am lautesten schrie mein Stiefvater. Ich ging in den Hausflur und setzte mich dort, ganz starr vor Bestürzung, auf einen Haufen Brennholz: die Mutter war wie ausgewechselt, sie war eine ganz andere, als sie früher gewesen. Im Zimmer war mir der Unterschied nicht so aufgefallen, hier aber, im Halbdunkel, trat mir ihr Bild von ehemals deutlich vor die Seele.

Ich sehe mich in Sormowo wieder, in einem Hause, das noch ganz neu war: die Wände waren noch ohne Tapeten, und die Fugen zwischen den Balken waren mit Hanf verstopft, in dem zahllose Schwaben herumwimmelten. Die Mutter und der Stiefvater hatten zwei Zimmer nach der Straße hinaus inne, während ich mit der Großmutter in der Küche wohnte, deren Fenster nach dem Dache hinausging. Jenseits der Dächer starrten die Schornsteine der Fabrik wie die schwarzen Finger einer Riesenhand zum Himmel empor. Dichter, kraus geballter Rauch, den der kalte Wind über das ganze Dorf verteilte, stieg aus ihnen auf; ewig herrschte in unseren Zimmern ein starker Brandgeruch.

Frühmorgens ließ die Fabrikpfeife ihr Wolfsgeheul ertönen. Wenn ich mich auf die Küchenbank stellte und durch die oberste Fensterscheibe über die Dächer wegsah, erblickte ich die Laternen am Fabriktor, das, weit offen stehend wie der zahnlose schwarze Mund eines alten Bettlers, eine dichtgedrängte Menge kleiner Menschen in sich aufnahm. Zur Mittagszeit ertönte dasselbe Geheul, die schwarzen Lippen des Tores öffneten sich, und der dunkle Rachen spie die ausgekaute Menschenmasse wieder aus, die der durch die Straße fegende Wind

auseinanderjagte und in die Häuser hineintrieb. Nur selten bekam man an diesem Ort den blauen Himmel zu sehen, Tag für Tag hing über den Dächern der Häuser und den rußgeschwärzten Schneehaufen noch ein zweites graues, flaches Dach, das die Einbildungskraft niederdrückte und das Auge durch seine trostlose eintönige Farbe ermüdete.

Des Abends wogte über der Fabrik ein trübroter Feuerschein hin und her, der die Mündungen der Schornsteine beleuchtete, und es schien, als ob diese nicht von der Erde zum Himmel emporragten, sondern als ob sie aus der roten Rauchwolke sich zur Erde niedersenkten, heulend, pfeifend und roten Atem aushauchend. Es war ein unsagbar langweiliger, ermüdender Anblick, der das Herz mit düsterer Unlust erfüllte. Die Großmutter verrichtete die Arbeit einer Köchin — sie kochte, wischte den Fußboden auf, hackte Holz, holte Wasser, war vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen und legte sich müde, ächzend und krächzend zu Bett. Zuweilen zog sie, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war, ihre kurze, wattierte Jacke an, steckte den Rock auf und machte sich auf den Weg nach der Stadt:

„Ich will doch mal sehen, was der Alte macht," sagte sie gutmütig.

„Nimm mich mit!“ bat ich, aber sie meinte:

„Nein, Du erfrierst unterwegs, — sieh doch, wie der Schnee treibt!“

Und sie ging die sieben Werst zur Stadt auf dem kaum sichtbaren Wege durch die verschneiten Felder. Die Mutter saß da, gelb und abgemagert, der Entbindung entgegensehend, und wickelte sich fröstelnd in ein zerrissenes graues Tuch mit Fransen am Rande. Ich haßte dieses Tuch, das die große, einst so stattliche Gestalt entstellte, ich haßte das Haus, in dem wir wohnten, die Fabrik und das Dorf. Die Mutter ging in ausgetretenen alten Filzschuhen umher und hustete so stark, daß ihr unförmlich großer Leib davon erbebte. Ihre graublauen Augen hatten einen trockenen Glanz und blickten voll Unmut oder hafteten unbeweglich, wie gebannt, an den kahlen Wänden. Stundenlang konnte sie zum Fenster hinaus auf die unansehnliche, schmutzige Straße sehen.

„Warum wohnen wir hier eigentlich?“ fragte ich sie einmal.

„Ach, schweig', Du,“ antwortete sie barsch.

Sie sprach mit mir nur wenig, ich hörte immer nur ihre Befehle:

„Geh' dahin, reich' mir dies, hol' jenes . . .“

Auf die Straße durfte ich nur selten gehen, und jedesmal kam ich, von den andern Jungen verprügelt, nach Hause. Es war mein liebstes, mein einziges Vergnügen, mich herumzubalgen, und ich gab mich ihm mit Leidenschaft hin. Die Mutter schlug mich dafür mit einem Lederriemen, aber die Strafe wirkte auf mich nur aufreizend, und das nächste Mal schlug ich mich noch verzweifelter mit den Jungen herum, um nachher von der Mutter noch empfindlicher geprügelt zu werden. Als sie mich wieder einmal schlagen wollte, sagte ich ihr, daß ich sie in die Hand beißen und dann aufs Feld laufen würde, um dort zu erfrieren. Sie stieß mich ganz betroffen von sich, ging ein paar Schritte durchs Zimmer und sagte, vor Ermattung tief Atem holend:

„Du wildes Tier!"

Der lebendig vibrierende Regenbogen jener Gefühle, die man mit dem Namen „Liebe" bezeichnet, verblich allmählich in meiner Seele, immer häufiger flammten die schwelenden blauen Flämmchen der Bosheit, des Hasses gegen alles und alle darin auf, glommen im Herzen das Gefühl einer tiefen Unzufriedenheit, das Bewußtsein der Vereinsamung inmitten einer grauen, leblosen und aberwitzigen Umwelt.

Der Stiefvater war streng gegen mich und einsilbig der Mutter gegenüber; ich hörte ihn immer nur husten und pfeifen. Nach dem Mittagessen pflegte er sich vor den Spiegel zu stellen und lange in seinen unregelmäßigen Zähnen herumzustochern. Immer häufiger zankte er sich mit der Mutter, wobei er sie in gehässigem Tone mit „Sie" anzureden pflegte. Dieses „Sie" brachte mich ganz besonders gegen ihn auf. Er pflegte, wenn er sich mit der Mutter zankte, stets die Küchentür zu schließen, damit ich seine Worte nicht hörte; ich spitzte dann nur um so eifriger die Ohren, sobald sein dumpfer Baß erklang.

Am Sonnabend kamen die Arbeiter dutzendweise zum Stiefvater, um ihm ihre Lebensmittelmarken zu verkaufen. Man zahlte ihnen den Lohn in diesen Marken, und sie waren verpflichtet, dafür Lebensmittel in der Fabrikkantine zu entnehmen. Der Vater kaufte ihnen die Marken zum halben Preise ab — er empfing sie in der Küche, mit wichtiger, finsterer Miene am Tische sitzend, nahm sein Notizbuch vor und sagte:

„Anderthalb Rubel!"

„Aber, Jewgenij Wassiljewitsch, ich bitte Sie um Gottes willen . . ."

„Anderthalb Rubel."

Dieses freudlose, trübselige Leben dauerte nicht lange — als die Entbindung der Mutter herannahte, wurde ich zum Großvater gebracht. Er wohnte damals bereits in der Vorstadt, in einer sandigen Gasse, die nach dem Friedhof an der Feldkirche führte. Hier hatte er in einem zweistöckigen Hause ein zweifenstriges, enges Hofzimmer mit einem großen russischen Ofen inne.

„Na—a?" rief er lachend mit seiner quiekenden Stimme, als ich eintrat. „Es heißt immer: Kein besserer Freund als die leibliche Mutter, jetzt wird's aber wohl heißen müssen: als der alte Teufel von Großvater. Ach, J—ihr!"

Ich war an dem neuen Platze noch gar nicht recht heimisch geworden, als eines schönen Tages auch die Großmutter mit der Mutter und dem neugeborenen kleinen Bruder sich beim Großvater einfand — der Stiefvater war nämlich wegen seiner zweifelhaften Geschäfte mit den Arbeitern aus der Fabrik fortgejagt worden. Es dauerte indes, bei seinen Verbindungen, nicht lange, bis er wieder einen Posten hatte: er kam als Kassierer am Eisenbahnschalter an. Nach einiger Zeit zog ich vom Großvater wieder zur Mutter, die inzwischen mit

dem Stiefvater eine Wohnung im Kellergeschoß eines großen steinernen Hauses bezogen hatte. Gleich am ersten Tage brachte mich die Mutter zur Schule. Ich kam dorthin in ihren Schuhen, in einem Paletot, der aus einer alten Jacke der Großmutter zurechtgeschneidert war, in einem gelben Hemd und Hosen, die „zum Auslassen" eingerichtet waren. Jedes einzelne dieser Garderobenstücke genügte, um mich zum Gespött der Schulkameraden zu machen, und das gelbe Hemd im besondern verhalf mir zu dem Spitznamen „Schellendaus". Mit den Kameraden wurde ich sehr bald fertig, nicht leicht jedoch hatte ich es mit dem Lehrer und dem Popen, die mir beide gar nicht grün waren.

Der Lehrer war ein gelber, kahlköpfiger Mensch, der ewig Nasenbluten hatte. Mit Wattepfropfen in den Nasenlöchern kam er zum Unterricht, setzte sich hinter seinen Tisch, fragte näselnd ab, was aufgegeben war, hielt plötzlich mitten im Worte inne, zog die Watte aus den Nasenlöchern, betrachtete sie kopfschüttelnd und steckte sie wieder hinein. Er hatte ein flaches, kupferrotes, sauertöpfisches Gesicht, in dessen Falten eine Art Patina lag; ganz besonders entstellt wurde es durch die blind scheinenden bleiernen Augen, die sich so unangenehm zudringlich

auf mein Gesicht zu heften pflegten, daß ich jedesmal, wenn er mich angesehen hatte, den Drang verspürte, mit der Hand über die Backen zu fahren, als seien sie verunreinigt worden.

Einige Tage lang saß ich ganz vorn in der ersten Bank, dicht vor dem Lehrertisch. Das war geradezu unerträglich — er schien niemanden außer mir zu sehen und näselte in einem fort: „Pjeschko—ow, zieh' Dir ein anderes Hemd an! Pjeschko—ow, sitz' mit den Beinen still! Pjeschko—ow, von Deinen Schuhen ist wieder eine ganze Pfütze abgetropft!"

Ich vergalt ihm dieses ewige Nörgeln mit allerhand dummen Streichen. So wußte ich mir einmal die Hälfte einer gefrorenen Wassermelone zu verschaffen, die ich aushöhlte und in dem halbdunklen Schulflur mittels eines Fadens am Türblock befestigte. Wurde die Tür geöffnet, so fuhr die halbe Melone in die Höhe, und machte der Lehrer die Tür zu, so senkte sie sich und setzte sich ihm wie eine Mütze gerade auf die Glatze. Der Schuldiener wurde mit einem Briefe des Lehrers zu meinen Eltern geschickt, und ich bekam die Folgen meines Mutwillens an meinem Fell zu spüren.

Ein andermal schüttete ich Schnupftabak in die Tischschublade, was den Lehrer zu so heftigem

Nieſen reizte, daß er das Klaſſenzimmer verlaſſen mußte. Er ſchickte zu ſeiner Vertretung ſeinen Schwiegerſohn, einen Offizier, in die Klaſſe, der uns im Chor die Nationalhymne und andere ſchöne Lieder ſingen ließ. Wer falſch ſang, bekam einen Klaps mit dem Lineal über den Kopf, was jedesmal einen leichten Knall gab und im übrigen nicht weh tat.

Der Religionslehrer, ein hübſcher junger Pope mit üppigem, langem Haar, konnte mich nicht leiden, weil ich erſtens keine „Heilige Geſchichte des Alten und Neuen Teſtaments“ beſaß, und weil ich zweitens ſeine Art zu ſprechen nachäffte.

Sobald er das Klaſſenzimmer betrat, war ſein erſtes, mich zu fragen:

„Pjeſchkow, haſt Du das Buch mitgebracht? Ja. Das Buch.“

Ich antwortete darauf:

„Nein, ich habe es nicht mitgebracht. Ja.“

„Was — ja?“

„Na, eben — nein.“

„Nun, dann geh' nach Hauſe. Ja. Nach Hauſe. Denn ich beabſichtige nicht, Dich zu unterrichten. Ja. Ich beabſichtige es nicht.“

Ich war nicht gerade ſehr unglücklich darüber und trieb mich bis zum Schluſſe des Unterrichts,

das lärmende Treiben der Menschen beobachtend, in den schmutzigen Vorstadtgassen umher.

Der Pope hatte ein wohlgebildetes Christusgesicht, freundlich blickende, frauenhafte Augen und kleine Hände, die alles, was sie anfaßten, ob es ein Buch, ein Lineal oder ein Federhalter war, mit einer gewissen Vorsicht und Rücksichtnahme anfaßten, als ob es sich um ein zartes, lebendes Wesen handelte, das durch ein unvorsichtiges Zugreifen beschädigt werden könnte. Mit den Kindern ging er weniger rücksichtsvoll um, doch waren sie ihm gleichwohl zugetan.

Obwohl ich nun ganz erträglich lernte, wurde mir doch sehr bald eröffnet, daß man mich aus der Schule weisen würde, wenn sich mein Betragen nicht änderte. Diese Aussicht stimmte mich, so wenig ich mir auch aus der Schule machte, nicht gerade freudig, da ich von seiten meiner Mutter, die mit jedem Tage reizbarer wurde, für den Fall meiner Ausweisung nichts Gutes zu erwarten hatte. Da erschien mir ein Retter in der Person des Bischofs Chrysanthus, der eines Tages ganz unerwartet in der Schule erschien, um sie zu revidieren. Er war ein kleines und, soviel ich mich erinnere, buckliges Männchen und sah ganz wie ein Hexenmeister aus.

Nachdem er in seiner bauschigen schwarzen Gewandung, mit dem drolligen kleinen Eimer auf dem Kopfe, am Tische Platz genommen, nahm er die Hände aus den Aermeln und sagte:

„Nun, meine lieben Kinder, laßt uns einmal plaudern!"

In der Klasse kam sogleich eine heitere, warme Stimmung auf, und ein ungewohnter frischer Hauch durchzog sie.

Nachdem verschiedene andre drangewesen waren, rief er auch mich vor den Tisch und fragte mich ernst:

„Wie alt bist Du? Was, noch so jung? Bist Du aber ein langer Bursche! Hast Dich wohl oft in den Regen gestellt, wie?"

Er legte die magere Hand mit den langen spitzen Nägeln auf den Tisch, faßte mit den Fingern in seinen spärlichen, kurzen Bart, sah mir mit seinen gutmütigen Augen offen ins Gesicht und sagte:

„Nun erzähl' mir mal irgendeine heilige Geschichte, die Dir besonders gut gefällt!"

Als ich sagte, daß ich kein Buch habe, und daß ich daher die biblischen Geschichten nicht auswendig könne, schob er seine Bischofsmütze zurecht und sagte:

„Ja, wie ist denn das möglich? Das mußt Du doch lernen! Aber vielleicht kannst Du sonst etwas?

Kennst Du den Psalter? Ach, das ist gut! Und die Gebete? Ja? Nun, siehst Du! Und die Lebensgeschichte der Heiligen? Wie, gar in Versen? Aber Du bist ja ein wahrer Gelehrter!"

Jetzt erschien auch unser Pope, ganz rot und erhitzt, im Schulzimmer. Der Bischof erteilte ihm den Segen, als dann aber der Pope von mir reden wollte, hob jener die Hand auf und sagte:

„Erlauben Sie, einen Augenblick . . . Nun erzähl' einmal von Alexej, dem Knechte Gottes!"

Ich begann die mir geläufigen Verse herzusagen.

„Prächtige Verse — was, mein Junge?" sprach der Bischof, als ich an einer Stelle stockte. „Kennst Du auch die Geschichte vom König David? Sag' sie mal auf, ich höre mit Vergnügen zu!"

Ich sah es ihm an, daß er wirklich zuhörte, und daß ihm die Verse gefielen. Er fragte mich noch lange aus, und dann hielt er plötzlich inne und erkundigte sich:

„Du hast das wohl alles aus dem Psalter gelernt? Wer hat Dich darin unterrichtet? Dein lieber, guter Großvater — oder ist er vielleicht böse? Wirklich? Dann bist Du wohl sehr ungezogen?"

Ich begann etwas zu stottern, sagte jedoch schließlich „ja". Der Lehrer und der Pope be-

stätigten unter großem Wortaufwand mein Geständnis, und er hörte sie, die Augen niederschlagend, an und sagte mit einem Seufzer:

„So also spricht man von Dir — hast Du gehört? Nun, komm einmal her!“

Er legte mir die nach Zypressenholz duftende Hand auf den Kopf und fragte mich:

„Warum bist Du denn so ungezogen?“

„Es ist so langweilig, zu lernen.“

„Langweilig? Das stimmt nicht, mein Lieber! Wenn Dich das Lernen langweilte, dann würdest Du nichts können; die Lehrer bezeugen aber, daß Du gut lernst. Es muß also etwas anderes schuld sein.“

Er nahm ein kleines Buch aus der Brusttasche und notierte sich:

„Pjeschkow, Alexej . . . So. Nimm Dich nur in Zukunft zusammen, mein Lieber, sei nicht gar zu ungezogen! Ein bißchen ungezogen kann man ja sein, aber wenn's zu weit geht, wird's den Leuten lästig. Hab' ich nicht recht, Kinder?“

„Jawo—ohl!“ antworteten zahlreiche Stimmen höchst vergnügt.

„Ihr seid doch gewiß nicht sehr ungezogen, wie?“

„O, doch — auch wir sind sehr ungezogen!“ riefen die Kinder lachend.

Der Bischof neigte sich bis an die Stuhllehne zurück, drückte mich an sich und sagte mit komisch erstaunter Miene, so daß alle, auch der Lehrer und der Pope, lachen mußten:

„Nun seht bloß, wie merkwürdig: auch ich war in Euren Jahren sehr, aber sehr ungezogen! Wie mag das nur kommen, meine Lieben?"

Die Kinder lachten; er stellte ihnen alle möglichen Fragen, suchte sie zu verwirren, ließ sie miteinander disputieren und bemühte sich, auf jede Weise ihre Fröhlichkeit zu steigern. Endlich stand er auf und sagte:

„Es ist ja hier sehr hübsch bei Euch, Ihr ungezogenen Jungen, aber nun muß ich fort!"

Er hob den Arm auf, daß der Aermel bis zur Schulter zurückfiel, machte, weit ausholend, über alle das Zeichen des Kreuzes und sprach die segnenden Worte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, ich segne Euch zu gutem Werke! Lebt wohl!"

„Leben Sie wohl, Hochehrwürden!" riefen die Kinder im lustigen Chor. „Kommen Sie bald wieder!"

Er nickte mit der Mütze und sagte: „Jawohl, ich komme bald wieder zu Euch! Ich werde Euch Bücher mitbringen!"

Und während er zur Tür hinausschwebte, sagte er zum Lehrer:

„Entlassen Sie sie für heute!“

Er nahm mich bei der Hand, führte mich in den Flur und sagte dort leise, indem er sich zu mir vorneigte:

„Beherrsche Dich also in Zukunft, laß Deine Streiche, ja? Ich verstehe vollkommen, weshalb Du sie begehst! Nun, leb' wohl, mein Junge!“

Ich war aufs tiefste erregt, ein ganz besonderes Gefühl wogte in meiner Brust, und selbst als der Lehrer die Klasse entlassen und mich allein zurückbehalten hatte, um mir zu eröffnen, daß ich mich fortan „stiller als das Wasser und demütiger als das Gras auf dem Felde“ verhalten müsse — selbst da hörte ich noch aufmerksam und ehrerbietig zu.

Als der Pope, der eben seinen Pelz anzog, mich erblickte, sagte er freundlich mit seiner sympathischen Baßstimme:

„Du mußt fortan wieder an meinem Unterricht teilnehmen! Ja. Du mußt. Aber — Du mußt stillsitzen. Ja. Stillsitzen.“

So hatte sich denn meine Stellung in der Schule wesentlich gebessert, dafür spielte sich aber zu Hause eine häßliche Geschichte ab, die mir bitter aufstoßen

sollte. Eines Abends war die Mutter fortgegangen, und ich war mit meinem kleinen Bruder allein geblieben. Ich langweilte mich, nahm eins der Bücher meines Stiefvaters — es war das „Tagebuch eines Arztes" des älteren Dumas — und begann darin zu blättern. Zwei Geldscheine, eine Zehnrubelnote und ein Rubelschein, lagen in dem Buche. Sein Inhalt war mir unverständlich, ich klappte es zu und legte es wieder weg! Da kam mir plötzlich der Gedanke, daß man für einen Rubel nicht nur die „Heilige Geschichte", die ich noch immer nicht besaß, sondern wahrscheinlich auch das Buch vom Robinson kaufen könnte. Daß es solch ein Buch gibt, hatte ich kurz vorher in der Schule gehört: an einem kalten Tage hatte ich in der Erholungspause den Jungen ein Märchen erzählt, als plötzlich einer von ihnen geringschätzig sagte:

„Ach was, Märchen sind Unsinn, aber der Robinson — das ist eine richtige Geschichte!"

Es fanden sich noch ein paar Knaben, die den Robinson gelesen hatten, und alle waren von diesem Buche entzückt. Mich kränkte es, daß ihnen das Märchen meiner Großmutter nicht gefiel, und ich nahm mir vor, den Robinson zu lesen, um ihn gleichfalls als „Unsinn" bezeichnen zu können.

Am nächsten Tage brachte ich die „Heilige Geschichte“ und zwei zerlesene Bände Andersenscher Märchen, außerdem noch drei Pfund Weißbrot und ein Pfund Wurst in die Schule mit. In einem dunklen, kleinen Laden in der Nähe der Wladimirkirche war auch der „Robinson“ vorrätig — ein dünnes Buch mit gelbem Deckel und einem Titelbilde, das einen bärtigen Mann in einer Pelzmütze, mit einem Tierfell um die Schultern, darstellte. Das gefiel mir nicht, während die Märchenbücher, trotz ihres abgegriffenen Zustandes, schon äußerlich mehr nach meinem Geschmack waren.

In der großen Pause verteilte ich das Weißbrot und die Wurst unter die Jungen, und dann lasen wir das wundervolle Märchen von der „Nachtigall“, das vom ersten Wort an unser aller Herzen gewann.

„In China sind alle Einwohner Chinesen, und selbst der Kaiser ist ein Chinese“ — ich erinnere mich noch, welches angenehme Staunen dieser Satz durch seinen einfachen, heiter lächelnden Wohlklang — und noch durch etwas anderes, überaus Köstliches, in mir hervorrief.

Ich hatte die Geschichte von der Nachtigall in der Schule nicht beenden können und wollte sie zu Hause weiterlesen. Als ich heimkam, stand die Mutter

am Herd, mit der Pfannengabel in der Hand, und bereitete eben eine Eierspeise.

„Hast Du den Rubel genommen?" fragte sie mit seltsamer, gedämpfter Stimme.

„Ja . . . hier sind die Bücher."

Sie bearbeitete mich nun ganz gehörig mit der Pfannengabel, die Andersenschen Bücher aber nahm sie mir fort und versteckte sie für immer, was mir noch schmerzlicher war als die Schläge.

Ich ging einige Tage nicht zur Schule, in dieser Zeit aber muß wohl der Stiefvater meinen Streich seinen Dienstkollegen erzählt haben, von denen ihn wiederum deren Kinder erfuhren. Eins von diesen brachte die Geschichte mit nach der Schule, und als ich wieder zum Unterricht erschien, wurde ich mit dem neuen Spitznamen „Dieb" empfangen. Ich suchte den Jungen zu erklären, daß diese Bezeichnung auf mich nicht zutreffe, da ich doch nicht geleugnet hätte, den Rubel genommen zu haben. Sie glaubten mir jedoch nicht, und so ging ich denn nach Hause und sagte der Mutter, daß ich nicht mehr in die Schule gehen würde. Sie saß am Fenster, wieder guter Hoffnung, grau, mit verstörtem, kummervollem Blick, und gab dem kleinen Bruder Ssascha zu essen. Sie öffnete den Mund wie ein Fisch und sah mich starr an.

„Sprich keinen Unsinn," sagte sie dann leise, „niemand kann es wissen, daß Du den Rubel genommen hast."

„Geh doch hin und frage!"

„Dann hast Du selbst geplaudert. Hast Du es gesagt, hä? Sprich die Wahrheit, sonst geh' ich morgen selbst nach der Schule und erkundige mich!"

Ich nannte den Namen des Schülers, der die Geschichte erzählt hatte. Ihr Gesicht schrumpfte kläglich zusammen und begann in Tränen zu zerschmelzen.

Ich ging in die Küche und streckte mich dort auf mein Lager, das hinter dem Ofen auf ein paar Kisten hergerichtet war. Ich lag da und hörte zu, wie die Mutter im Zimmer nebenan leise schluchzte:

„Mein Gott, mein Gott!"

Ich hielt es nicht aus in dem abscheulichen Geruch, den die angewärmten Lumpen, die mein Lager bildeten, ausströmten; ich stand auf, um auf den Hof zu gehen, aber die Mutter rief mich zurück:

„Wohin willst Du? Wohin denn? Komm hierher, zu mir . . ."

Wir saßen dann beide auf dem Fußboden, und der kleine Sascha lag auf dem Schoße der Mutter, faßte nach den Knöpfen an ihrem Kleide und sagte,

mit dem Kopfe nickend: „Nop“ — was soviel wie „Knopf“ bedeuten sollte.

Ich saß, an die Seite der Mutter geschmiegt, da, und sie hatte ihren Arm um mich gelegt und sagte:

„Wir sind so arm, für uns ist jede Kopeke . . . jede Kopeke . . .“

Sie brachte den Satz nicht zu Ende und drückte mich nur immer heißer und fester an sich.

„Nein, dieser Lump . . . dieser Lump!“ sagte sie plötzlich, und Sascha suchte ihr nachzusprechen: „Nump!“

Er war ein merkwürdiges Kind, der kleine Sascha: unbeholfen und plump, mit übergroßem Kopfe, blickte er mit seinen schönen blauen Augen auf alles ringsum still lächelnd und gleichsam irgend etwas erwartend. Er hatte ungewöhnlich früh zu sprechen begonnen, weinte nie und lebte in einem Zustande beständiger Stillvergnügtheit dahin. Er war sehr schwächlich, konnte kaum auf allen vieren kriechen, freute sich jedesmal, wenn er mich sah, streckte die Händchen nach mir aus, damit ich ihn auf den Arm nähme, und spielte mit seinen nach Veilchen duftenden, weichen Fingerchen an meinen Ohren herum. Er starb kurz nach der Geburt des zweiten Kindes, Nikolaus, ganz plötzlich, ohne

vorher krank gewesen zu sein — noch am Morgen war er so still und vergnügt gewesen wie immer, und am Nachmittag, als es zur Abendmesse läutete, lag er bereits tot auf dem Tische.

Die Mutter brachte in der Schule wieder alles ins Lot, und ich konnte, von den Kameraden unbehelligt, dem Unterricht weiter beiwohnen. Aber es war nun einmal mein Los, geschüttelt und gerüttelt zu werden, und so gab es bald wieder einen Stoß, der mich aus der engen Behausung des Stiefvaters nach dem noch engeren Stübchen des Großvaters warf.

Eines Tages, um die Zeit des Nachmittagtees, betrat ich vom Hofe aus die Küche und hörte die Mutter nebenan laut schreien:

„Jewgenij, ich bitte . . . ich bitte Dich!"

„Ach was! Unsinn!" versetzte der Stiefvater.

„Aber ich weiß doch, Du gehst zu ihr!"

„Nun, und wenn ich's tue?"

Einige Sekunden lang schwiegen beide, dann hustete die Mutter und sagte:

„Was für ein gemeiner Lump bist Du doch!"

Ich hörte, wie er die Mutter schlug, stürzte ins Zimmer und sah sie auf dem Boden knien, mit dem Rücken und den beiden Ellbogen gegen einen Stuhl

gestützt, die Brust vorstreckend und den Kopf im Nacken, heiser röchelnd und die entsetzten Augen weit aufreißend, während er, schick angezogen, in seiner neuen Uniform, sie mit dem vorgestreckten langen Bein vor die Brust stieß. Ich ergriff das auf dem Tische liegende Brotmesser mit dem in Silber gefaßten Elfenbeingriff — das einzige Andenken, das der Mutter von meinem Vater geblieben war — und stach damit jählings den Stiefvater in die Seite. Die Mutter hatte noch Zeit genug, Maximow zur Seite zu stoßen, so daß das Messer nur seine Uniform durchlöcherte und ihm die Haut leicht ritzte. Mit beiden Händen nach der Seite greifend, stürzte er unter lautem Ach und Weh aus dem Zimmer, während die Mutter mich packte und schreiend zu Boden warf. Dort hielt sie mich fest, bis der Stiefvater vom Hofe zurückkam und mich ihr abnahm.

Spät am Abend, als er dennoch vom Hause weggegangen war, kam die Mutter zu mir hinter den Ofen, umarmte mich vorsichtig, küßte mich und sagte weinend:

„Verzeih, ich bin an allem schuld. Ach, mein Lieber, wie konntest Du das nur tun? Mit dem Messer stechen!"

Ich sagte ihr in allem Ernst, im vollen Bewußtsein dessen, was ich sprach, daß ich den Stiefvater und auch mich selbst erstechen würde. Und ich glaube, ich hätte es fertigbekommen oder zum mindesten den Versuch dazu gemacht. Jetzt noch sehe ich dieses niederträchtige lange Bein mit der bunten Litze an der Seite, sehe, wie es durch die Luft fährt und mit der Stiefelspitze den Stoß gegen die Brust der knienden Frau führt. Viele Jahre später starb dieser unglückliche Maximow im Krankenhause vor meinen Augen; ich weinte, als ich seine schönen, irr umhersuchenden Augen sich trüben und verlöschen sah, doch selbst in dieser schweren Stunde konnte ich, bei allem Gram, der meine Seele erfüllte, nicht vergessen, wie er meine Mutter mit dem Fuße gestoßen hatte.

Wenn ich diese bleiern lastenden Scheußlichkeiten des unkultivierten russischen Lebens wieder in der Erinnerung zum Leben erwecke, frage ich mich zuweilen, ob es sich auch verlohnt, von diesen Dingen zu reden. Und mit voller Zuversicht gebe ich mir die Antwort: ja, es verlohnt sich, denn es ist noch immer lebendige, traurige Wirklichkeit, was ich da schildere, eine Wirklichkeit, die in ihrer Roheit noch heute in Kraft steht, und die man bis in ihre Wurzel

hinein kennen lernen muß, um sie mitsamt der Wurzel aus dem Bewußtsein, aus der Seele des Volkes, aus unserem gesamten dumpfen, schmachvollen Leben herauszureißen.

Und noch einen zweiten, positiven Grund habe ich, diese Scheußlichkeiten zu schildern: wenn sie auch noch so widerwärtig sind, noch so schwer auf uns lasten, noch so viele edle Seelen vernichten und zermalmen, so ist doch der russische Mensch so urgesund und so jung von Herzen, daß er sie wohl überwindet und weiter überwinden wird.

Nicht das allein ist an unserm Leben so erstaunlich, daß in ihm die Schicht des Rohen, tierisch Gemeinen noch so feist und dick ist, sondern auch das, daß durch diese Schicht, so dick sie auch sein mag, das menschlich Gute, Gesunde, Schöpferische siegreich hindurchwächst und die unerschütterliche Hoffnung auf unsere Wiedergeburt zu einem schönen, lichtvollen, wahrhaft menschlichen Dasein wach erhält.

13.

Man hatte mich zum Großvater gebracht.

„Na, Du Räuber und Mörder?“ sprach er mir zum Empfange und klopfte mit der Hand auf den Tisch. „Ich denke nicht daran, Dich zu füttern — mag es die Großmutter tun, wenn sie will!“

„Gewiß will ich's,“ sagte die Großmutter. „Wenn weiter nichts ist!“

„Nun, dann füttre ihn nur,“ schrie er sie an, doch beruhigte er sich sogleich und sagte erklärend zu mir:

„Wir haben nämlich jetzt getrennte Wirtschaft, verstehst Du?“

Die Großmutter saß am Fenster und klöppelte Spitzen — munter klapperten die Spulen, und wie ein goldener Igel strahlte das dicht mit kupfernen Stecknadeln besetzte Polster in der Frühlingssonne. Und die Großmutter selbst saß da, unverändert, wie in Kupfer gegossen; der Großvater aber sah noch trockener, noch ruhiger aus, sein rotes Haar war ganz ergraut, die ruhige Würde seiner Bewegungen

war einer unruhigen Geschäftigkeit gewichen, und die grünen Augen blickten trüb und mißtrauisch. Lachend erzählte mir die Großmutter von der Vermögenstrennung, die der Großvater vorgenommen hatte — alle Töpfe, Näpfe und sonstiges Geschirr hatte er ihr überlassen, mit den Worten:

„Das gehört Dir, weiter hast Du von mir nichts zu fordern."

All die altertümlichen Gewänder dagegen, die Schmucksachen und den Fuchspelz hatte er ihr weggenommen und das Ganze für siebenhundert Rubel verkauft, die er seinem Patenkinde, einem getauften jüdischen Obsthändler, gegen Wucherzins borgte. Er war ein ausgemachter Geizhals geworden und hatte alle Scham verloren: er ging zu allen seinen alten Bekannten, zu den ehemaligen Kollegen im Zunftvorstand und zu den reichen Kaufleuten, klagte ihnen, daß seine Kinder ihn zugrundegerichtet hätten, und bettelte sie um eine Unterstützung an. Er wußte die geachtete Stellung, die er einst eingenommen hatte, vortrefflich auszunutzen, und die Almosen flossen ihm reichlich, in großen Geldscheinen, zu. Er fuchtelte damit der Großmutter unter der Nase herum, um sie zu reizen, und sagte prahlend wie ein Kind:

„Da, sieh mal! Dir würden sie nicht den hundertsten Teil davon geben!“

Das Geld, das er auf diese Weise zusammenraffte, lieh er seinem neuen Freunde, einem langbeinigen, kahlköpfigen Kürschner, der in der Vorstadt allgemein der „Geißler“ hieß, und dessen Schwester, einer korpulenten, rotbäckigen, braunäugigen Hökerin, die selbst so schmachtend süß war wie der Honig, den sie verkaufte.

Alles im Hause wurde streng geteilt: an einem Tage bereitete die Großmutter das Essen von den Mundvorräten, die sie für ihr Geld eingekauft hatte, und am nächsten Tage kaufte der Großvater Brot und Vorräte ein. An „seinen“ Tagen war das Mittagessen schlechter, da er immer nur Kaldaunen, Leber, Lunge oder Labmagen mitbrachte, während die Großmutter immer gutes Fleisch kaufte. Tee und Zucker hielt jedes von ihnen sich selbst, doch benutzten sie dieselbe Kanne zum Aufbrühen des Tees. Aengstlich wachte der Großvater darüber, daß er dabei nicht zu kurz kam.

„Halt! Wart' einmal — wieviel hast Du hineingeschüttet?“ rief er der Großmutter zu, wenn sie von seinem Tee nahm, schüttete sich die Teeblättchen in die flache Hand und zählte sie sorgfältig

nach. „Dein Tee ist nämlich kleinblättriger als der meinige, also brauche ich nur weniger Blätter einzulegen."

Er hielt auch prompt darauf, daß die Großmutter gleich starken Tee in beide Gläser goß und nicht etwa ein Glas mehr trank als er.

„Noch ein letztes, wie?" fragte sie, wenn der Teeaufguß zu Ende ging.

Er guckte in die Teekanne und sagte:

„Na, meinetwegen — noch ein letztes!"

Selbst Oel für die Lampen vor dem Heiligenbild kaufte jedes für sich — und das geschah, nachdem sie ein halbes Jahrhundert gemeinsamer Arbeit hinter sich gebracht hatten!

Mir erschienen all die Mätzchen, die der Großvater da machte, ebenso lächerlich wie widerwärtig, während die Großmutter daran nur die lächerliche Seite sah.

„Laß ihn nur," suchte sie mich zu beruhigen, „was schadet es denn? Ist eben alt geworden, mein Alterchen, und hat seine dummen Einfälle. Wie lange dauert's noch, bis er Achtzig ist? Leb' erst mal so lange! Laß ihn ruhig seine Narrheiten treiben, für mich und für Dich werde ich schon das nötige Stückchen Brot verdienen!"

Auch ich begann nun Geld zu verdienen: An den Sonntagen, frühmorgens, nahm ich einen Sack und ging auf die Höfe und Straßen, um Rindsknochen, Lumpen und altes Eisen zu sammeln. Für das Pud Lumpen oder Papier zahlten die Althändler zwanzig Kopeken, für Eisen ebensoviel, für Knochen acht bis zehn Kopeken. Auch in der Woche, nach der Schule, betrieb ich dieses Geschäft; an jedem Sonnabend verkaufte ich die gesammelten Vorräte, und meine wöchentliche Einnahme betrug alles in allem dreißig bis fünfzig Kopeken, zuweilen auch mehr. Die Großmutter nahm das Geld in Empfang, barg es sorgfältig in der Tasche ihrer Jacke und lobte mich, die Augen niederschlagend:

„Ich danke Dir, mein Taubenseelchen! Wir beide werden uns schon durchschlagen, wie? Wenn weiter nichts ist!"

Aber so mutig auch ihre Worte klangen, so sah ich sie doch einmal still dastehen, den Blick auf meine dicken Kupfermünzen, die sie in der Hand hielt, und stille Tränen vergießen; eine ganz große, trübe Träne hing gerade an ihrer Nase.

Einträglicher als der Lumpenhandel war das Stehlen von Brennholz und Brettern in den Holzniederlagen am Ufer der Oka und auf der „Sand-

Insel", wo zur Zeit der Messe in schnell errichteten Bretterbuden der Eisenhandel sich abwickelte. Nach Beendigung der Messe wurden die Buden abgebrochen und die Stangen und Bretter in Stapeln aufgeschichtet, die bis zur Frühjahrsüberschwemmung auf der Insel liegen blieben. Für ein gutes Brett zahlten die Hausbesitzer zehn Kopeken, und zwei Bretter am Tage konnte man leicht beiseite bringen. Freilich gehörte zum erfolgreichen Betrieb dieses Geschäfts unbedingt schlechtes Wetter, Regen oder Schneetreiben, die die Wächter vom Platze trieben.

Wir bildeten eine fest zusammenhaltende Bande: zu ihr gehörte Sfanjka Wjachir, der zehnjährige Sohn einer Bettlerin, ein lieber, zarter, immer stillvergnügter Junge; der heimatlose Kostroma, ein starkknochiger Bursche mit dichtem Haarschopf und großen schwarzen Augen, der später wegen eines Taubendiebstahls nach einer Kolonie für jugendliche Verbrecher kam und sich dort, kaum dreizehnjährig, erhängt hat; der zwölfjährige Chabi, ein biederer, gutherziger Tatarenjunge von ungewöhnlicher Körperkraft; der stumpfnäsige Jasj, ein achtjähriger Epileptiker, schweigsam wie ein Fisch, Sohn eines Friedhofwächters und Totengräbers, und der Älteste der ganzen Gesellschaft, der

gesetzte, rechtlich denkende Grischa Tschurka, Sohn einer Schneiderswitwe, ein leidenschaftlicher Faustkämpfer. Wir alle wohnten in derselben Straße.

Das Stehlen galt in der Vorstadt nicht als Sünde, sondern als guter, alter Brauch und fast als das einzige Mittel, das ihren halbnackten Bewohnern die Möglichkeit gab, ihre Existenz zu fristen. Die anderthalb Monate der Meßzeit brachten nicht Verdienst genug für das ganze Jahr, und sehr viele ehrenwerte Hauswirte schafften sich einen Zuschuß durch „Arbeit auf dem Flusse", fischten zur Zeit des Hochwassers die weggeschwemmten Hölzer und Balken auf, besorgten auf ihren Flachbooten den Transport kleiner Lasten, machten ihr „Geschäft" beim Umschütten und Messen des Weizens und stibitzten von den Barken auf der Wolga und Oka, was nicht niet- und nagelfest war. Des Sonntags saßen sie dann im trauten Kreise zusammen, die Großen erzählten von ihren Heldentaten, und die Kleinen hörten zu und lernten von ihnen.

Im Frühling, wenn es in der Zeit vor Eröffnung der Messe so recht heiß herging, waren des Abends die Straßen der Vorstadt von betrunkenen Handwerksleuten, Kutschern und sonstigem Arbeitsvolk

wie besät; die Kinder der Vorstadt revidierten ihnen die Taschen — das war ihr gutes altes Recht, das sie furchtlos vor den Augen der Erwachsenen ausübten. Sie stahlen den Zimmerleuten ihre Zollstöcke, den Fuhrleuten ihre Schraubenschlüssel, den Lastkutschern die Kuppelbolzen und die eisernen Bänder von den Wagenachsen. Unsere Kompanie hielt sich jedoch von diesen Plünderungen fern.

„Stehlen tu' ich nicht," erklärte Tschurka einmal sehr entschieden. „Meine Mutter hat mir's verboten."

„Und ich fürchte mich," sagte Chabi.

Kostroma hatte einen ausgesprochenen Abscheu vor den Dieben, er sprach das Wort „Dieb" immer mit ganz besonderer Betonung aus; wenn er sah, daß andere Kinder sich an die Betrunkenen heranmachten, trieb er sie auseinander, und gelang's ihm, einen der kleinen Spitzbuben zu fangen, so prügelte er ihn ganz gehörig durch. Dieser großäugige, mürrische Knabe spielte den Erwachsenen; er hatte einen besonderen, breitspurigen Gang, wie ein Lastträger, bemühte sich, im tiefen, groben Baß zu sprechen, und hatte etwas Schweres, Gedankenvolles, Altes in seinem Wesen. Wjachir, der Mordwine, war überzeugt, daß der Diebstahl eine Sünde sei.

Das Wegschleppen der Bretter und Stangen von der Sandinsel galt jedoch, wie gesagt, nicht als Diebstahl, niemand von uns scheute sich davor, und wir hatten uns da unsere ganz bestimmten Kniffe ausgetüftelt, die uns den Betrieb wesentlich erleichterten.

Gegen Abend, wenn es dunkelte, bei schlechtem Wetter auch schon früher, gingen Wjachir und Jasj auf dem nassen, aufgequollenen Eise über die flache Bucht vor der Sandinsel, und zwar recht auffallend, damit die Wächter auf sie aufmerksam würden; wir andern vier suchten dann einzeln und möglichst ungesehen hinüberzukommen. Die Wächter setzten nun den beiden erstgenannten nach, wir aber versammelten uns an einem vorher bestimmten Stapel und wählten uns unsere Beute aus, die wir ans Ufer schleppten, während Jasj und Wjachir mit ihren flinken Beinen die Wächter in Atem hielten. Jeder von uns hatte einen Strick mit einem krummgebogenen großen Nagel am Ende, mittels dessen wir die Bretter oder Stangen über Eis und Schnee hinweg ans Ufer schleppten. Die Wächter bemerkten uns fast niemals, und wenn sie uns auch sahen, so gelang es ihnen doch nie, uns zu erwischen. Wir verkauften unsere Lasten und teilten den Erlös in

sechs gleiche Teile, auf jeden kamen etwa fünf bis sieben Kopeken.

Unser Verdienst hätte wohl gereicht, um uns den Tag über satt zu machen, aber Wjachir bekam von seiner Mutter Prügel, wenn er ihr nicht so viel abgab, daß sie sich ein Achtelchen Branntwein kaufen konnte. Kostroma wollte sich Tauben anschaffen und sparte daher sein Geld, Tschurkas Mutter war krank und brauchte öfters Medizin, und Chabi legte gleichfalls zurück, um nach seiner Geburtsstadt reisen zu können. Von dort war er als kleiner Knabe mit einem Onkel, der bald darauf in der Wolga ertrank, nach Nishnij gekommen, er hatte aber den Namen seines Heimatsortes vergessen und wußte nur, daß er an der Kama, nicht weit von der Wolga, lag. Die Geschichte machte uns viel Spaß, und wir neckten den schiefäugigen kleinen Tataren, indem wir sangen:

„An der Kama liegt 'ne Stadt,
Die 'nen schönen Namen hat;
Doch er kam mir aus dem Sinn —
Sagt mir nur, wie komm' ich hin?"

Anfänglich ärgerte sich Chabi über dieses Lied, doch Wjachir wies ihn mit seiner gurrenden Stimme zurecht:

„Was fällt Dir ein? Darf man denn auf seine Kameraden böse sein?“

Der Tatar machte gute Miene zum bösen Spiel und sang selbst das Lied von der Stadt an der Kama mit.

Das Sammeln von Lumpen und Knochen gaben wir indes neben dem Bretterstehlen keineswegs auf. Wir befaßten uns damit ganz besonders im Frühling, wenn der Schnee fort war und der Regen die gepflasterten Straßen des leeren Jahrmarktfeldes reingewaschen hatte. Hier fanden sich in den Gräben stets Nägel und Eisenabfälle in Menge, nicht selten fanden wir auch Kupfer- und Silbermünzen; damit die Marktwächter uns nicht die Säcke fortnahmen und wegjagten, mußten wir vor ihnen sehr tief die Mützen ziehen oder ein Zweikopekenstück an sie zahlen. Leicht wurde uns das Geldverdienen nicht gemacht, doch lebte es sich sonst sehr gemütlich in unserem Bunde, und wenn es auch ab und zu kleine Reibereien zwischen uns gab, so erinnere ich mich doch nicht, daß es je zu einer Prügelei gekommen wäre.

Unser Friedensstifter war Wjachir, er verstand es stets, zur rechten Zeit das rechte Wort zu sprechen, das uns verblüffte und in Erstaunen setzte. Alles

Böse wies er als überflüssig von sich, selbst die zornigen Ausfälle des sehr reizbaren kleinen Jasj brachten ihn nicht aus seiner Ruhe.

„Was soll denn das?“ sagte er, wenn ihm etwas unangebracht schien, „das hat doch keinen Sinn!“

Und wir sahen es ein: es hatte wirklich keinen Sinn.

Seine Mutter, die Bettlerin, nannte er „mein Mordchen“, und wir fanden daran gar nichts Lächerliches.

„Gestern ist mein Mordchen wieder ganz beschmort nach Hause gekommen,“ erzählte er, und seine goldgelben runden Augen blinkten dabei ganz vergnügt. „Sie riß die Tür sperrangelweit auf, setzte sich auf die Schwelle und sang und sang, die alte Henne!“

Tschurka, der sehr für Genauigkeit war, fragte ihn: „Was sang sie denn?“

Und Wjachir schlug sich mit der flachen Hand aufs Knie und wiederholte mit seiner dünnen Fistelstimme das Lied seiner Mutter:

„Klopp, klipp, klapp,
Junger Hirtenknab'
Klopft ans Fenster mit dem Stock,
Wir hinaus schnell: lock', lock', lock'!

Mond am Himmel zieht,
Hirte spielt sein Lied
Auf der Flöte: Iu — Iu Iu —
Dörfchen liegt in Ruh'!"

Er kannte viele solche neckischen Liedchen und trug sie sehr nett vor:

„Ja," erzählte er weiter von seinem Mordchen — „und dann ist sie auf der Schwelle eingeschlafen und hat die Stube ganz ausgekühlt; ich hab' gefroren wie ein Schneider, aber um sie wegzuschleppen, dazu war ich zu schwach. Und heute früh sag' ich zu ihr: ‚Warum säufst Du eigentlich so schrecklich?' Da meint sie: ‚Laß mich schon, trag's noch ein Weilchen, ich mach' nicht mehr lange!'"

„Ja, sie wird bald sterben," bestätigte Tschurka ernsthaft, „sie ist schon ganz geschwollen."

„Wird's Dir leid tun um sie?" fragte ich.

„Weshalb denn nicht?" versetzte Wjachir verwundert. „Sie ist doch gut zu mir."

Wir glaubten es ihm, daß sein Mordchen gut zu ihm war, obschon wir wußten, daß sie ihn in einem fort schlug.

Wenn unsere Geschäfte einmal etwas schwach gingen, schlug Tschurka vor:

„Hört mal, wir wollen zusammenlegen, jeder eine Kopeke, damit Wjachirs Mutter ihren Schnaps bekommt — sie prügelt ihn sonst wieder!"

Schreiben und lesen konnten nur zwei von unsrer Gesellschaft, Tschurka und ich. Wjachir beneidete uns sehr um unsre Kenntnisse und gurrte, sich an seinem spitzen Mausohr ziehend:

„Sowie ich mein Mordchen begraben habe, will ich auch in die Schule gehen. Ich will den Lehrer so lange bitten, bis er mich aufnimmt. Und wenn ich dann aus der Schule bin, will ich mich als Gärtner vermieten — beim Bischof oder gar beim Zaren!"

Im Frühjahr wurde das Mordchen samt seiner Branntweinflasche, zusammen mit einem alten Manne, der ewig für einen „Kirchenbau" sammelte, von einem einstürzenden Holzhaufen verschüttet. Die schwerverletzte Frau wurde in ein Krankenhaus geschafft, und der solide Tschurka sagte zu Wjachir:

„Jetzt kannst Du bei mir wohnen, meine Mutter wird Dir das Lesen beibringen."

Bald darauf las Wjachir, den Kopf hoch emporreckend, schon die Firmenschilder in der Straße:

„Mehl- und Brokost-Handlung . . ."

Tschurka verbesserte ihn:

„Vorkost, Du Schafskopf!“

„Ich weiß ja, aber die Bustchaben tanzen so durcheinander!“

„‚Buchstaben‘ heißt es!“

„Ja doch . . . sie springen vor Freude darüber, daß man sie liest!“

Seine Vorliebe für Bäume und Kräuter belustigte uns sehr. Die Vorstadt lag auf sandigem Grunde zerstreut, sie wies nur eine spärliche Vegetation auf — da und dort stand in einem Hofe eine vereinzelte, armselige Weide oder ein krummgewachsener Holunderstrauch, während an den Zäunen sich höchstens ein schüchterner, grauer, dürftiger Graswuchs zeigte. Setzte sich jemand von uns auf die halbvertrockneten Halme, dann knurrte Wjachir:

„Warum zerdrückt Ihr denn das Gras? Könnt Ihr Euch nicht daneben setzen, auf den Sand? Kann's Euch nicht gleich sein?“

Eine Weidenrute abzuschneiden oder eine Holunderblüte abzureißen, war in seinen Augen ein tadelnswertes Unterfangen. Er war immer sehr erstaunt, wenn er einen von uns es tun sah, und sagte vorwurfsvoll: „Müßt Ihr denn alles verwüsten? Ihr seid doch die richtigen Teufel!“

Und er bewirkte damit, daß wir uns unseres Verhaltens schämten.

Am Sonnabend hatten wir unsere besondere Unterhaltung — dann führten wir unsern „Krieg gegen die Tataren".

Die ganze Woche sammelten wir in den Straßen die weggeworfenen alten Bastschuhe und versteckten sie an bestimmten Stellen. Kamen dann am Sonnabendabend vom „Sibirischen Hafen" die Scharen der tatarischen Lastträger an, so stellten wir uns an irgendeiner Wegkreuzung auf und begannen gegen sie ein Bombardement mit den Bastschuhen. Anfangs nahmen sie die Sache übel, liefen uns nach und schimpften, bald aber ließen sie sich selbst von der Lust am Spiele mitreißen und erschienen in Erwartung unseres Angriffs gleichfalls mit alten Bastschuhen bewaffnet auf dem Plan.

Und nicht genug daran, plünderten sie sogar unsere Munitionslager, die sie ausspioniert hatten, wogegen wir mit den Worten: „Das ist kein Spiel mehr!" lauten Widerspruch erhoben. Da gaben sie uns lachend die Hälfte der Bastschuhe zurück, worauf dann in aller Gemütlichkeit der Kampf begann. Es ging dabei laut und lustig zu, die Tataren vor allem lachten aus vollem Halse, wenn es ihnen gelang,

durch einen wohlgezielten Wurf einen von uns zu Falle zu bringen.

Bis spät in den Abend hinein dauerte das Spiel, und die Kleinbürger kamen aus ihren Häuschen hervor, guckten um die Ecke und brummten „der Ordnung wegen“ über die Ruhestörung. Nachdem man sich von beiden Seiten genug getan hatte und die Munition verfeuert war, schlossen die Parteien Frieden. Nicht selten gingen wir dann mit den Tataren nach ihrem Heim, in dem sie gemeinsamen Tisch führten, und hier bewirteten sie uns mit Pferdefleisch, Gemüsesuppe, starkem Ziegeltee und Nüßchen aus süßem Butterteig. Wir fanden Gefallen an diesen großen Menschen, die alle durch die Bank wahre Athleten waren — es lag in ihrem Wesen etwas Kindliches, das uns anmutete. Mir fiel vor allem ihre Sanftmut, ihre unverwüstliche Gutmütigkeit und der rücksichtsvolle Ernst auf, mit dem sie sich gegenseitig behandelten. Ganz prächtig war auch ihr Lachen — sie erstickten förmlich in Tränen vor Lachen, und der stärkste von ihnen, ein Hüne mit eingeschlagener Nase, heulte und schrie förmlich, wenn er lachte. Er war so stark, daß er einst ganz allein eine Glocke von siebenundzwanzig Pud Gewicht vom Schiffe weit ans Ufer trug, und

unsern Wjachir setzte er sich einmal auf die flache Hand, hob ihn mit ausgestrecktem Arm empor und sagte: „Da, steig in'n Himmel, mein Sohn!"

An regnerischen Tagen kamen wir häufig bei Jasj auf dem Friedhof, in der Wächterhütte seines Vaters, zusammen. Der Friedhofswächter war ein verwitterter Mensch mit krummen Beinen und langen Armen. Auf seinem auffallend kleinen Kopfe und dem dunklen Gesicht stand das Haar in Büscheln von unbestimmbarer, schmutziger Farbe; sein Kopf erinnerte an eine trockene Distel, der dünne Hals war der Stengel daran. Er blinzelte süßlich mit seinen gelblichen Augen und murmelte öfters rasch vor sich hin: „Bewahr' mich der Himmel vor Schlaflosigeit! Uch!"

Wir kauften, bevor wir nach dem Friedhof gingen, drei Lot Tee, ein Viertelpfund Zucker, Brot und ein Achtel Branntwein für den Vater des kleinen Jasj.

„Na, Du elender Bauer — mach' uns den Samowar zurecht!" befahl Tschurka dem Alten streng.

Der Alte lächelte und stellte den Samowar auf, und in Erwartung des Tees unterhielten wir uns höchst solid über unsere Angelegenheiten. Er gab uns gute Ratschläge und Winke:

„Hört mal: Übermorgen ist Leichenschmaus bei Trussows, da wird's 'ne große Gasterei geben — wie wär's, wenn Ihr Euch die Knochen holtet?"

„Bei Trussows sammelt die Köchin selbst die Knochen," versetzte der allwissende Tschurka.

Wjachir sah sinnend zum Fenster hinaus auf den Friedhof und sagte:

„Wann werden wir endlich in den Wald gehen können, ach du meine Güte!"

Jasj schwieg beständig, sah uns alle mit seinen traurigen Augen aufmerksam an und zeigte uns schweigend seine Spielsachen — zerbrochene Bleisoldaten, Pferde ohne Beine, kleine Stückchen Messing und eine Sammlung von allerhand Knöpfen.

Sein Vater stellte verschiedene Tassen und Krüge auf den Tisch und brachte den Samowar. Kostroma setzte sich, um den Tee einzuschenken, der Alte aber trank seinen Branntwein, kletterte auf den Ofen, streckte von dort seinen langen Hals nach uns aus, musterte uns mit seinen Eulenaugen und murmelte:

„Uch, daß Ihr die Kränke kriegt — als ob das Kroppzeug schon erwachsen wäre! Ach, Ihr Diebe — bewahr' mich der Himmel vor Schlaflosigkeit!"

„Wir sind durchaus keine Diebe!" belehrte ihn Wjachir.

„Na, dann seid Ihr eben Spitzbuben!"

Wenn uns der Totengräber lästig wurde, fuhr ihn Tschurka grob an:

„Laß uns in Ruhe, Du elender Bauer!"

Ich, wie auch Tschurka und Wjachir, konnte es für den Tod nicht leiden, wenn der Totengräber aufzuzählen begann, in welchen Häusern es Kranke gab, wer von den Vorstadtbewohnern bald sterben würde. Er sprach förmlich mit Genuß, ohne eine Spur von Mitleid, über dieses Thema, und sobald er sah, daß wir uns darüber ärgerten, reizte und neckte er uns absichtlich:

„Aha, Ihr habt Angst, Ihr kleinen Teufel? So, so! Laßt gut sein!"

Wir fielen ihm ins Wort, doch er ließ sich nicht stören:

„Auch Ihr müßt mal sterben, könnt doch nicht ewig im Müll herumkratzen!"

„Na, dann sterben wir eben," sagte Wjachir, „wir kommen aber als Engel in den Himmel."

„I—ihr — als Engel?" versetzte der Totengräber ganz starr vor Erstaunen.

Er kannte die Lebensgeschichte fast aller Vorstädter, die er in dem Sande des traurigen, kahlen Kirchhofes eingegraben hatte; er öffnete vor uns

gleichsam die Türen der Häuser, und wir traten hinein und sahen, wie die Menschen dort lebten. Er hätte vielleicht die ganze Nacht hindurch fortschwatzen können, aber sobald der Abend in das Fenster der Wächterhütte hineindämmerte, erhob sich Tschurka vom Tische und sagte:

„Ich muß nach Hause, meine Mutter fürchtet sich sonst. Wer kommt mit?"

Wir brachen alle auf. Der kleine Jasj begleitete uns bis zur Friedhofsmauer, verschloß das Tor hinter uns, sah uns, das dunkle, knochige Gesicht an das Gitter lehnend, nach und sprach dumpf:

„Lebt wohl!"

Wir antworteten ihm: „Lebe wohl!" Es war uns schmerzlich, den kleinen Burschen auf dem Friedhofe zurücklassen zu müssen, und Kostroma sagte einmal, während wir vom Friedhofe fortgingen:

„Wenn wir morgen erwachen, ist er vielleicht tot!"

„Ja," meinte Tschurka, „es geht uns allen schlecht, ihm geht's aber wohl am schlechtesten."

„Uns geht es doch nicht schlecht!" protestierte Wjachir, und ich muß sagen, daß ich ganz seiner Meinung war. Mir gefiel dieses unabhängige Straßenleben recht gut, und auch meine Kameraden gefielen mir. Sie weckten in mir ein neues, großes

Gefühl, und ich empfand einen unruhigen Drang, irgend etwas Besonderes, Gutes für sie zu tun.

In der Schule hatte ich während dieser ganzen Zeit keinen leichten Stand. Die Mitschüler machten sich über mich lustig, nannten mich Lumpensammler, Bettler und Strolch, und einmal, nach einem Streit, klagten sie dem Lehrer, man könne neben mir nicht sitzen. Ich erinnere mich, wie tief diese Anzeige mich empörte, und wie schwer es mir wurde, nach ihr noch weiter in die Schule zu gehen.

Endlich hatte ich das Examen für die dritte Klasse bestanden. Als Belohnung erhielt ich ein Evangelium, ein gebundenes Exemplar der Krylowschen Fabeln und ein nicht eingebundenes Buch mit dem mir unverständlichen Titel „Fata Morgana". Auch ein Ehrenzeugnis wurde mir ausgehändigt. Als ich diese Geschenke nach Hause brachte, war der Großvater sehr erfreut und gerührt und erklärte, die Sachen müßten sehr sorgfältig aufbewahrt werden, er wolle sie in seinem Koffer verwahren. Die Großmutter lag damals seit einigen Tagen krank, sie hatte kein Geld, und der Großvater jammerte und stöhnte:

„Arm trinken und arm essen werdet Ihr mich, ach, J—ihr!"

Ich trug die Bücher in einen Laden, verkaufte sie für fünfundfünfzig Kopeken und gab der Großmutter das Geld. Das Ehrenzeugnis bekritzelte ich kreuz und quer, legte es zusammen und gab es dem Großvater, der es, ohne meinen dummen Streich zu bemerken, unbesehen einschloß. Es kam ein Tag, da ich diese Torheit schwer entgelten sollte.

Mit der Schule glücklich fertig, konnte ich meine Zeit nun ungeteilt auf der Straße zubringen. Es war jetzt draußen ganz besonders schön, der Frühling war da, und unser Geschäft blühte. Des Sonntags gingen wir alle miteinander schon am frühen Morgen ins Freie, in die Kiefernwälder, und kehrten erst spät am Abend, angenehm ermüdet und einander noch näher als vordem, in die Vorstadt zurück.

Aber nicht lange sollte dieses Leben währen. Der Stiefvater hatte wieder einmal seine Stelle verloren, er war irgendwohin verschwunden, und meine Mutter siedelte mit dem kleinen Nikolaj zum Großvater über. Die Großmutter war nach der Stadt gezogen und lebte im Hause eines reichen Kaufmanns, der ihr die Stickereien für ein Tuch, auf dem die Grablegung Christi dargestellt werden sollte, in Auftrag gegeben hatte, und so blieb mir nichts

anderes übrig, als bei dem kleinen Bruder das Kindermädchen zu spielen.

Die Mutter, stumm und ausgemergelt, vermochte kaum die Beine zu bewegen und blickte auf alles mit einem Ausdruck des Entsetzens. Der Kleine litt an den Skrofeln und war so schwach, daß er nicht einmal laut weinen konnte, wenn er hungrig war, sondern nur ganz entsetzlich stöhnte. War er satt, dann schlummerte er, und sein Atem klang dann wie das leise Schnurren einer Katze.

Der Großvater hatte ihn sorgfältig von allen Seiten befühlt, als er zu ihm gebracht wurde, und sagte:

„Er müßte gut gefüttert werden, aber ich hab's nicht dazu, um Euch alle zu erhalten."

Die Mutter saß im Winkel auf ihrem Bett und seufzte heiser:

„Es ist doch nur wenig, was er braucht."

„Der ein wenig und jener ein wenig — da kommt schließlich ein Viel heraus."

Er wandte sich von ihr ab und sagte zu mir:

„Er muß viel im Freien sein, der Kleine, in der Sonne. Im Sande muß er sitzen."

Ich holte mit dem Sacke trockenen, reinen Sand, schüttete ihn an einer sonnigen Stelle unter dem

Fenster zu einem Haufen auf und grub den Bruder bis zum Halse ein, wie der Großvater es mich geheißen hatte.

Dem Kleinen gefiel es, so im Sande dazusitzen, er blinzelte voll Behagen und sah mich mit seinen merkwürdigen Augen an, deren Weißes man vor den großen dunkelblauen Pupillen inmitten des hellen Ringes überhaupt nicht sah.

Ich empfand sogleich eine große Zuneigung zu dem kleinen Bruder — es war mir, als begreife er alles, was ich dachte, wenn ich so neben ihm auf dem Sande lag und die knarrende Stimme des Großvaters durch das offene Fenster zu uns drang:

„Zum Sterben gehört keine große Weisheit! Zu leben hättest Du verstehen müssen."

Die Mutter hustete nur lange und schwer.

Der Kleine machte seine Aermchen vom Sande frei, streckte sie nach mir aus und nickte dabei mit dem weißen Köpfchen; seine spärlichen Haare schimmerten ins Graue, und das Gesichtchen hatte einen alten, weisen Ausdruck.

Kam eine Henne, eine Katze in unsere Nähe, dann schaute Kolja sie lange an, worauf er zu mir aufsah und kaum merklich lächelte. Mich verwirrte dieses Lächeln — sollte er vielleicht erraten, daß ich

mich bei ihm langweile und ihn am liebsten allein lassen möchte, um auf die Straße zu rennen?

Der Hof war eng und schmutzig, vom Tor an zogen sich kleine, aus Latten hergerichtete Schuppen, Holzställe und Keller bis ans Badehäuschen hin. Die Dächer sind dicht mit Bootstrümmern, Holzscheiten, Brettern und feuchten Spänen bedeckt, die von den kleinen Leuten im Hause zur Zeit des Eisgangs und der Ueberschwemmung aufgefischt worden sind. Auch im Hofe lagern große Haufen feuchten Holzes aller Art, das in der Sonne modert und einen fauligen Geruch ausströmt.

Nebenan befindet sich ein Schlachthaus, fast an jedem Morgen hört man von dort das Brüllen der Kälber und das Blöken der Hammel, und ein so intensiver Blutgeruch dringt von dort herüber, daß ich zuweilen glaube, ihn als ein durchsichtiges purpurrotes Netz in dem dichten Staube des Hofes schweben zu sehen.

Wenn die Tiere unter dem stumpfen Hiebe des Metzgerbeils aufbrüllten, kniff Kolja die Augen zusammen und blies die Lippen auf — offenbar wollte er den Laut nachahmen, doch blies er nur die leere Luft heraus:

„F—f—fu . . .“

Zu Mittag steckte der Großvater den Kopf durchs Fenster und rief:

„Zu Tisch!“

Er nahm den Kleinen auf den Schoß und päppelte ihn selbst: er schob mit seinem krummen Finger den Brei in Koljas Mund. Hatte die Fütterung ein Weilchen gedauert, so hob er das Hemdchen des Kleinen auf, tupfte mit dem Finger gegen den Bauch und sagte halblaut für sich:

„Ist's nun genug? Oder soll man ihm noch etwas geben?“

Aus dem dunklen Winkel neben der Tür ließ sich die Stimme der Mutter vernehmen:

„Sie sehen doch, daß er die Händchen nach dem Brote ausstreckt!“

„Ein Kind weiß doch nicht, wieviel es essen darf!“

„Nun, jetzt ist's genug,“ sagte der Großvater schließlich. „Geh, trag' ihn zur Mutter hin!“

Ich nahm Kolja, der nach dem Tische zurück wollte und stöhnte. Hustend kam mir die Mutter entgegen — sie streckte mir die dürren, fleischlosen Arme entgegen, lang und dünn, wie eine Tanne mit rundum abgebrochenen Zweigen.

Sie war ganz stumm geworden, sprach nur selten ein Wort mit röchelnder Stimme, lag den

ganzen Tag schweigend im Winkel und — starb. Daß sie starb, fühlte und wußte ich natürlich, sprach doch der Großvater nur zu oft in seiner aufdringlichen Weise vom Tode, namentlich des Abends, wenn es draußen dunkel wurde.

Das Bett des Großvaters stand in der vorderen Zimmerecke, fast unter den Heiligenbildern — er lag mit dem Kopfe nach ihnen und dem kleinen Fenster hin. Wenn er sich niederlegte, brummte er im Dunkeln lange vor sich hin:

„Ja, nun geht's ans Sterben! Mit was für einem Gesicht werden wir vor den Herrn treten? Was werden wir sagen? Unser Leben lang haben wir uns gerappelt und gequält, und was haben wir erreicht?"

Ich schlief zwischen dem Ofen und dem Fenster, auf dem Fußboden; der Raum war für mich zu eng, und ich mußte die Füße ins Ofenloch stecken, wo die Schwaben sie kitzelten. Dieser enge Winkel am Ofen gab dem Großvater Anlaß zu ewigem Aerger: jeden Augenblick stieß er, wenn er dort kochte, mit den langen Griffen der Topfgabel oder mit dem Feuerhaken die Fensterscheiben ein. Als ihm einmal ein Topf überlief, begann er in dem Unglückswinkel so hastig herumzuhantieren, daß er nicht nur den

Topf umwarf und zerschlug, sondern auch den Querrahmen des Fensters samt den beiden Scheiben, die er festhielt, einstieß. Er war so untröstlich darüber, daß er sich auf den Fußboden setzte und laut weinte und klagte: „O Gott, o Gott!“ Ich wunderte mich, daß er nicht längst darauf gekommen war, die Holzgriffe der Topfgabel zu verkürzen, und als er fort war, machte ich mich selbst daran, mit einem Brotmesser die Gabelgriffe um ein Viertel ihrer Länge zu verkürzen. Als der Großvater meine Arbeit sah, begann er zornig zu schelten:

„Verdammter Satan! Die Säge hättest Du nehmen sollen, die Sä—äge! Dann hätte man die abgeschnittenen Enden noch verwerten können, Du Höllenbraten!“

Mit den Händen umherfuchtelnd, lief er auf den Flur hinaus, die Mutter aber sagte:

„Du hättest die Nase nicht hineinstecken sollen.“

Sie starb an einem Sonntag im August, um die Mittagsstunde. Der Stiefvater war eben von seiner Reise zurückgekehrt und hatte wieder eine Stellung angetreten, die Großmutter war bereits mit Kolja in seine saubere kleine Wohnung nahe dem Bahnhof übergesiedelt, und auch die Mutter sollte in den nächsten Tagen dahin gebracht werden.

Am Morgen ihres Todestages sagte sie leise, doch mit klarerer, freierer Stimme als sonst zu mir:

„Geh' doch zu Jewgenij Wassiljewitsch und sag' ihm, ich ließe ihn herbitten!"

Sie richtete sich im Bett auf, wobei sie sich mit der Hand gegen die Wand stützte, und fügte hinzu:

„Geh' rasch!"

Es schien mir, daß sie lächle, und ein ungewohnter Glanz lag in ihren Augen. Ich lief sogleich zu Maximow, doch er war im Hochamt. Die Großmutter schickte mich nach Schnupftabak, und da keiner vorrätig war und die Krämersfrau erst welchen zurechtrieb, mußte ich warten. Ich brachte ihn der Großmutter und eilte rasch nach Hause. Hier fand ich die Mutter am Tische sitzend — sie hatte ein sauberes, fliederblaues Kleid an, war hübsch glattgekämmt und schaute so ernst und gesetzt drein wie in früheren Tagen.

„Ist Dir besser?" fragte ich mit einem eigentümlichen Angstgefühl.

Sie sah mich mit einem Blick an, von dem mir ganz unheimlich wurde, und sagte:

„Komm einmal her! Wo hast Du Dich herumgetrieben, wie?"

Ich hatte noch nicht Zeit gefunden, ihr zu antworten, als sie mich bei den Haaren ergriff, mit der andern Hand ein biegsames, langes Messer, das aus einer alten Säge zurechtgeschliffen war, vom Tisch nahm und mir, weit ausholend, ein paar flache Hiebe versetzte. Das Messer entfiel ihrer Hand.

„Heb's auf!" sagte sie. „Gib es her!"

Ich hob das Messer auf und warf es auf den Tisch. Sie stieß mich von sich, und ich setzte mich auf den Ofenvorsprung und beobachtete sie voll Schrecken.

Sie stand vom Stuhl auf und ging langsam nach ihrem Winkel, wo sie sich aufs Bett legte und sich mit dem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht wischte. Ihre Hand bewegte sich unsicher, zweimal fiel sie neben dem Gesicht auf das Kissen und wischte auf diesem statt auf dem Gesicht herum.

„Gib mir . . . Wasser," lispelte sie.

Ich schöpfte im Eimer die Tasse voll, und sie hob mit Mühe den Kopf ein wenig empor, schlürfte ein paar Tropfen, schob meinen Arm mit ihrer kalten Hand zur Seite und stieß einen tiefen Seufzer aus. Nun wandte sie den Blick nach den Heiligenbildern im Winkel, richtete dann die Augen auf mich,

bewegte die Lippen, als wollte sie lächeln, und senkte langsam die langen Wimpern auf die Augen. Ihre Ellbogen schmiegten sich dicht an ihre Seiten, und die Hände, an denen die Finger sich schwach bewegten, krochen die Brust hinauf, als wenn sie zur Kehle hinstrebten. Ueber ihr Gesicht lief ein Schatten hin, die gelbe Haut entspannte sich, und die Nase ward spitz. Staunend öffnete sich der Mund, doch der Atem war nicht mehr zu hören.

Eine ganze Weile stand ich mit dem Glas Wasser am Bett der Mutter und sah zu, wie sie erstarrte und ihr Gesicht immer fahler wurde.

Der Großvater kam herein, und ich sagte zu ihm:

„Die Mutter ist gestorben."

Er sah nach dem Bett und sagte:

„Was schwatzest Du da?"

Er ging zum Ofen und nahm die Sonntagspastete heraus, wobei er mit dem Vorsatzblech und der Pfanne einen Heidenlärm machte. Ich sah ihn an — ich wußte, daß die Mutter tot war, und wartete stumm, wann er das begreifen würde.

Der Stiefvater trat ins Zimmer, in einem leichten hellen Sommerjackett und weißer Uniformmütze. Er nahm einen Stuhl und trug ihn ans Bett der Mutter; plötzlich ließ er den Stuhl fallen

und schrie auf, so laut wie eine schmetternde Trompete:

„Aber sie ist ja tot — da, sehen Sie doch!“

Der Großvater näherte sich dem Sterbebett — ganz leise, die Augen weit aufgerissen; das Vorsatzblech in der Hand, ging er tastend, wie ein Blinder, durchs Zimmer.

Einige Tage nach der Beerdigung der Mutter sagte der Großvater zu mir:

„Nun, Lexej, Du bist keine Medaille, die ich mir an den Hals hängen kann — ich habe keinen Platz mehr für Dich, geh' unter die Leute.“

Und ich ging unter die Leute.

Maxim Gorki

Unter fremden Menschen

Dieser zweite Teil von Gorkis Lebensbericht, der sich unmittelbar an den ersten „Meine Kindheit" anschließt, ist wohl eines der bedeutendsten Dokumente der autobiographischen Literatur aller Zeiten. Ein unermüdlicher Wahrheitssucher vereinigt sich in Gorki mit einem dichterisch hochbegabten Darsteller, der besonders das Volksleben der unteren Schichten in Rußland uns mit fast greifbarer Anschaulichkeit vor Augen stellt. Ueber all dem Schweren und Häßlichen aber leuchtet ein Idealismus und eine echte, tiefe Menschenliebe, die sich besonders in der wunderbaren Gestalt der alten Großmutter in rührend ergreifender Weise verkörpern. (Der Bund)

Geheftet 5.50 M, gebunden 8.– M

Verlag Ullstein & Co / Berlin

Russische Köpfe

von

Professor Dr. Theodor Schiemann

Bis zum Vorabend der russischen Revolution führt das Werk des Berliner Historikers, das die fernen Ursachen auch der jüngsten Ereignisse aufhellt. In Bildern von rauher Wucht gibt es die Geschichte des moskowitischen Reiches, beginnend mit Peter dem Großen, endend mit dem zweiten Nikolaus. Maßlos in ihren Widersprüchen sind die Charaktere dieser Zaren und Zarinnen, Feldherren und Staatsmänner, Mystiker und Verschwörer. Auf Peter, den rohen Wilden, der in den Sümpfen an der Ostsee sich seine Hauptstadt baut und gewaltsam das Russentum dem Abendland zukehrt, folgen Günstlingswirtschaft und Frauenregiment; auf Peters des Dritten Schwächlingsfigur die große Katharina und ihr Geliebter Potemkin, der prahlerische Riese. Alexander der Erste, der eitle Schwärmer, Nikolaus der Erste, der nüchterne Despot, und Bakunin, der slawische Revolutionär, vertreten, mit zwingender Plastik dargestellt, das neunzehnte Jahrhundert. Ein Ueberblick über die letzte Zeit, von 1880 an, ist der Abschluß des Schiemannschen Werkes.

Preis 3 Mark

Verlag Ullstein & Co / Berlin

Von Maxim Gorki erschienen bisher folgende Werke bei J. Ladyschnikow Verlag, G. m. b. H., Berlin:

Barbaren. Drama	M.	5,–
	geb. M.	7,–
Eine Beichte. Roman	M.	9,–
	geb. M.	12,–
Die Feinde. Schauspiel	M.	4,50
	geb. M.	6,50
Kinder der Sonne. Schauspiel . . .	M.	5,–
	geb. M.	7,–
Die Letzten. Schauspiel	M.	4,50
Märchen der Wirklichkeit	M.	7,–
	geb. M.	10,–
Das Mitleid. Novellen	M.	7,–
	geb. M.	10,–
Die Mutter. Roman	M.	9,–
	geb. M.	12,–
Nachtasyl. Schauspiel	M.	4,50
	geb. M.	6,50
Die Sommergäste. Schauspiel . . .	M.	4,50
	geb. M.	12,–
Der Spitzel. Roman	M.	9,–
	geb. M.	12,–
Wie ein Mensch geboren ward. Novellen	M.	7,–
	geb. M.	10,–

Ullstein & Co
Berlin SW 68